Wir draussen

Colin Ross


Dei
Sub Numine
Viget







Wir draußen

Wir draußen

Zwei Jahre Kriegserleben an vier Fronten

Von

Colin Roß

Mit vier Übersichtskarten



1916

Verlag Ullstein & Co, Berlin-Wien

GERMANY

Inhalt

Der Einmarsch in Frankreich und der Stellungskrieg im Westen

Des Krieges Anfang

Wetterleuchten . . . 15
Über den Rhein! . . . 18

Grenzschutzkämpfe in Lothringen

Das erste Gefecht . . . 22
Die Erstürmung von Badonviller . . . 25
Über die Grenze zurück . . . 29

Die Vogesenschlacht

Der Kampf um Saarburg . . . 34
In Verfolgung der französischen Ostarmee . . . 39
Über die Meurthe . . . 41
Die Kämpfe vor dem Glonviller Wald . . . 46

Vor Epinal

Im Gefecht bei Rossoncourt . . . 50
An der Etappenstraße . . . 52
Nachtangriffe vor Anglemont . . . 56

Von Lothringen nach Nordfrankreich

Fahrt ins Ungewisse . . . 61
Marsch durch Belgien in die Picardie . . . 65
Wieder am Feind! . . . 70

Um jeden Fußbreit Boden

Der Kampf um Chaulnes und Lihons . . . 76
Im Schützengraben vor Lihons . . . 81

Der Stellungskrieg im Westen

Die daheim und die im Felde . . . 96
In Batteriestellung vor Maricourt . . . 101



Ein Rasttag 107
Der Alltag im Schützengraben. 111
Auf fünfzig Schritt am Feind. 115
An den Ufern der Somme 119
Auf vorgeschobenem Posten 121
Mit Sappe und Mine 124
Minenkrieg 127
Der Gott der Schlachten 130
Die Minenwerfer 133
Sturmnächte 136
Das tägliche Opfer. 141
Ritt hinter der Front 146

Die Befreiung Galiziens und die Eroberung Polens

Nach Osten

Im Militärzug quer durch Deutschland 155
Marsch über die Berge 161

Die Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow

Die Vorbereitung des Angriffs 166
Der Sturm auf den Zameczisko 170
Die Kämpfe im Mecinatal 181

Verfolgungskämpfe bis an den San

Die Schlacht von Wola Cieklinska 187
Als Flankendetachement in den Bergen 195
Vor dem Duklapaß 200
Auf der russischen Rückzugsstraße. 205

Die Forcierung der Sanlinie

Übergang über den oberen San 209
Im Vorgelände der Festung Przemysl 213
Das Ringen um die untere Sanlinie. 218

Die Erstürmung von Przemysl

Die Beschießung 224
Die Durchbrechung der Fortslinie 232
Der Kampf um Fort XI. 237
Der letzte Widerstand bei Zurawika 251
Einzug in die Festung 256

Der Fall Lembergs

Marsch gen Lemberg 263
In Zolkiew nach der Einnahme Lembergs 270

Nach Rußland hinein!

Die Waldgefechte zwischen Turynka und Mosty Wielkie . . 277
Die Überwindung des Blotniagrundes 289
Über die Grenze. 294

Die Kämpfe der Bug-Armee

Die Schlachten von Maslomecz bis Strelcze 301
Längs der Bahnlinie Cholm—Brest nach Norden 306
Brest-Litowsk 309
Durch die Rokitnosümpfe 313

Die Niederwerfung Serbiens

Vor Serbiens Toren

Donauwacht. 321
Die Insel 323
Der wartende Tod. 325
Mors Imperator 326

Über die Donau

Der Übergang. 330
Der Brückenkopf 334
Kampf im Mais 337

In die Berge!

Vormarsch im Moravatal 342
Die Bezwingung der Azanja-Golobock-Stellung 347
Über die Jasenica und Raca 353

Um Kragujevac

Blick auf Kragujevac 358
Das deutsche Kragujevac 361

Die Verfolgung

Über die Baljkovacka Kosa 367
Kraljewo—Krusevac 373

Serbiens Ende

Wie Serbien starb 380

Das Ringen um Verdun

Die Kämpfe auf dem linken Maasufer

Fahrt gen Verdun 389
Vor Verdun 392
Am „Toten Mann" 397
Trommelfeuer im Wald von Malancourt 400
Der Sturm auf den Wald von Avocourt 405
Die Einnahme von Haucourt 410
Die Schlacht von Béthincourt 415
Toten Mannes Ostern 421
Die Höhe 304 426
Aus den Kämpfen um die Höhe 304. 430

Maschine und Nerven

Der Kampf um Verdun 436
Taktik und Technik der modernen Schlacht 440
Das Herz des Krieges 449

Vorwort

Ein Dichter wird kommen, der die Geschichte dieses Weltenkrieges schreibt, in Jahrzehnten, vielleicht in Jahrhunderten.

Aus den abertausend Steinchen der einzelnen Erlebnisse und Schilderungen wird sich das Mosaik dieses Epos zusammensetzen.

Und so kann auch dieses Buch von der Front nur Bruchstücke, nur persönliches Bekennen bringen, so bunt und wechselvoll auch die Erlebnisse zweier Jahre am Feind waren.

Das wechselnde Kriegsgeschick führte den Verfasser in der verschiedensten Verwendung auf fast alle Kriegsschauplätze, nachdem er schon vor Ausbruch dieses Weltenbrandes den Krieg auf dem Balkan und in Mexiko kennengelernt hatte. Er tat Dienst bei der Infanterie und bei der Artillerie, als Bataillons- wie als Abteilungs-Adjutant, als Ordonnanzoffizier bei Regiment und Brigade, begleitete als Verbindungsoffizier die Infanterie auf Sturmangriffen und als Erkundungsoffizier die Kavallerie auf Patrouillen.

Von Lothringen ging es gegen die Sperrfortslinie, von da über Belgien nach Nordfrankreich, dann durch ganz Galizien und Polen, über den Bug in die Rokitnosümpfe, über die Donau nach Serbien, nach Winterquartieren im Banat wieder nach Belgien, vor Verdun, an die englische Front in der Picardie und wieder nach Rußland, wo in den wolhynischen Sümpfen zwischen Styr und Stochod eine russische Kugel weiteren Kämpfen vorerst ein Ziel setzte.

Aber selbst, wenn mir noch mehr und Vielfältigeres zu erleben bestimmt gewesen wäre, so wäre es doch ein Nichts

gegenüber dem großen Weltgeschehen. Und dennoch glaube ich, ein Ganzes und eine Einheit zu geben.

Ich liege in weißen Kissen im friedlichen Lazarettzimmer und schaue auf grüne Bäume, und im zurückschweifenden Erinnern ist keine Trennung mehr zwischen hier und draußen. Zwei Welten sind in eins verschmolzen. In Entbehren, Leid und Sehnen des Krieges ist eine Kraft gewachsen, die gleichermaßen Glück und Unglück tragen läßt, es ist die gleiche Kraft, die Hunderttausende am Feind ausharren läßt in schwersten Stunden und dabei stark und fröhlich sein, die gleiche Kraft, die Millionen in der Heimat glauben, hoffen und warten läßt.

So ist dieses Buch nicht nur eine Reihe bunt aneinandergefügter Kriegserlebnisse, sondern etwas von dieser Kraft liegt auch in den Zeilen und zwischen den Zeilen.

In der Front, vorn am Feind, ist dieses Buch geworden, unter Feuerschauern, in sengender Sonne und strömendem Regen. Es ist ein Buch aus dem Schützengraben. Es klebt wohl noch von seiner lehmigen Scholle daran und ... Blut, rotes warmes Blut.

Dresden, im Juli 1916
Rotes-Kreuz-Lazarett

Colin Roß

Der Einmarsch in Frankreich und der Stellungskrieg im Westen

Des Krieges Anfang

Wetterleuchten

Die großen Amerika-Dampfer kamen und gingen wie Schemen durch den Nebel. An der normannischen Steilküste entlang glitten sie über die glatte See. Regelmäßig wie Ebbe und Flut nahmen sie ihren Weg, unaufhaltsam wie große Meertiere. Des Tages lag ihre Rauchwolke über dem Horizont, des Nachts schimmerte das Leuchten ihrer tausend Lichter flimmernd durch den Dunst. Sie kamen und gingen, Welten, die nach anderen Welten wandern.

Hatte nicht auch mich einer von ihnen hinübergetragen aus dem Trubel amerikanischer Riesenstädte, aus den blutigen Wirren mexikanischen Bürgerkrieges, und abgesetzt an diesen einsamen, verlassenen Strand! — Wie klein war die Welt geworden: Ein blumenumranktes strohgedecktes Häuschen oben am Hang, ein Garten zum Meer herunter, zwischen den Felsen ein Stückchen Strand! Ringsum Vergessen, Öde und Leere. Möwen, die grüßend vorüberstreichen, Krabben und Taschenkrebse, die aus der blauen Tiefe heraufkriechen, der einzige Besuch.

Da weht ein Blatt über den vergessenen Garten. Müßige Hand greift danach. Das Herz schreckt zusammen. War's nicht wie fahles Leuchten über der See? — Häßliche fette Lettern auf schmutzig-zerrissenem Papier: „Der Erzherzog-Thronfolger und Gemahlin von Serben ermordet." — Grollte nicht eben die Erde? Versunken gewesene Welten steigen auf rings um den träumenden Garten. Das irdische Leben ist hereingebrochen über den schützenden Zaun, das Leben, das vergessen war. —

Über dem Blattwerk der Alleen auf den Pariser Boulevards flackern die Lichtreklamen, blenden die Flammenschriften der Theater und Kinos wie sonst. Wie jede Nacht zieht schlendernd eine genießende, dicht gedrängte Menge über die breiten Trottoirs. — Die Alarmnachrichten dort unten aus Europas Wetterwinkel? — Sie sind Stoff für die Zeitungen. Noch vermögen sie nicht, die Stadt aufzurütteln aus ihrer genießenden Ruhe.

Über Lüttich und Aachen nach Deutschlands Hauptstadt geht die Fahrt. Da trifft wie Wetterschlag die Nachricht ein, daß Österreich Serbien den Krieg erklärt. Mit riesigen Ballen druckfeuchten Papiers eilen die Boten aus den Zeitungsdruckereien. Die Menge umringt sie, sperrt ihnen den Weg. Man balgt sich um die Blätter, sucht um jeden Preis einen Fetzen Papier zu erhalten. Man frißt die Nachrichten in sich hinein, saugt sie auf.

Begeisterte Trupps junger Leute durchziehen die Straßen. Man feiert die Bundesgenossen. Massen formieren sich, marschieren in gleichem Schritt und Tritt. „Deutschland, Deutschland über alles!", ein einziger brausender Sang.

Österreich mit Serbien im Krieg! Ein neues Abenteuer lockt. Die Feldausrüstung liegt in München bereit. Dort schlägt die Begeisterung noch höhere Wogen. Jeder einrückende Österreicher ist ein gefeierter Held.

Die Züge nach Wien sind überfüllt. Schlafwagen laufen bereits nicht mehr. Niemand weiß, wie lange der regelmäßige Verkehr noch dauert.

Auf dem Bahnhof stauen sich die Massen vor den Perrons, warten geduldig auf die sich endlos verspätende Abfahrt der Züge, grüßen begeistert jede österreichische Uniform.

Von Salzburg ab ist's eine Fahrt durch Kriegsland. Vor jedem Tunnel, auf jeder Brücke wachen Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett. Wien zeigt bei der Ankunft das

gewohnte, liebvertraute Bild, das geschäftig-müßige Treiben auf den Straßen. Aber die Stadtbahn transportiert gewaltige Truppenmassen. Vor dem Arsenal, am Süd- und am Staatsbahnhof drängen sich die Scharen der Einberufenen, die Züge der requirierten Pferde und Fahrzeuge.

In den Nachmittagsstunden staut sich die Menge am Radetzky-Denkmal vor dem Kriegsministerium. Sie harrt geduldig aus, ob es ihr nicht vergönnt ist, Conrad von Hötzendorf zu sehen, den gefeierten Generalstabschef. Und in den Abendstunden spielen in den Gartenlokalen die Militärkapellen, nachdem sie die Truppen an die Bahn gebracht, Marsch auf Marsch. Man kommt kaum zum Sitzen. Immer von neuem schmettern die Trompeten: „Prinz Eugen der edle Ritter".

Die Formalitäten auf dem Kriegspressequartier sind erledigt. Ich habe Paß und Ausweis in Händen. In wenigen Tagen soll es an die Grenze gehen. —

Vor einem Anschlag auf dem Kärntner Ring sammeln sich Menschen. In den Cafés bilden sich Gruppen um die Träger der Abendzeitung. Es ist wie ein plötzliches Verstummen. — Da steht es: Allgemeine Mobilmachung. Einberufung des Landsturms.

Es ist keine Zeit zu siegestrunkener Freude mehr. Allgemeine Mobilmachung, das heißt fort von Haus und Hof, von Weib und Kind. Allgemeine Mobilmachung, das heißt in aller Eile Geschäfte abwickeln und fort unter die Fahnen.

Allgemeine Mobilmachung, das heißt Krieg mit Rußland, das heißt auch Krieg für Deutschland, das ist der Weltkrieg. Was bedeutet jetzt noch Serbien! Jetzt gilt nur eines: so rasch wie möglich nach Hause, zum Regiment; denn in drei Tagen sind die Bahnen gesperrt.

Wir hocken dicht nebeneinander in den vollgepfropften Kupees, wir stehen eng aneinander gepreßt auf den über-

füllten Gängen: Offiziere, Einberufene, verängstigte Sommerfrischler mit ihren Familien, die heimwärts eilen, alles bunt durcheinander.

An der Grenze weiß niemand, ob und wie es weiter geht. Aber es geht weiter — in einem halb demolierten Speisewagen. Wilde Gerüchte schwirren umher. „Was macht Deutschland? Mischt es sich ein? Wird es mobil machen?" Die Ungewißheit zerrt an den Nerven.

Wie der Zug in den Münchner Hauptbahnhof einfährt, werden dort Plakate angeschlagen. Große Buchstaben künden: Mobilmachung. — Mit einem Schlag legt sich alle bange Erwartung und Ungewißheit. Zuversicht zieht ein. — „Ihr wollt den Krieg, ihr sollt ihn haben." Das Wetterleuchten ist vorüber. Der Blitz hat eingeschlagen, grell und stark: Krieg!

Über den Rhein!

Die Fabriksirenen der Maffei-Werke bliesen Feierschicht. Durch das Gittertor zog der allabendliche Arbeiterzug. Heim von der Arbeit! — Verwundert sieht man auf die müden rußigen Gestalten. Wie, es gibt noch Männer, die der Friedensarbeit nachgehen! Irgendwie läuft das alte Leben noch weiter, das für uns seit vier Tagen erloschen ist mit dem Wort „mobil".

An der Batterie vorbei ziehen die Werkleute. Hier wird noch die Tagesneige genutzt zur Arbeit. Die letzten Pferde werden beschlagen, die letzten Geschirre verpaßt. Auf den Fahrzeugen werden noch Lebensmittel und Futter verstaut.

Der Mond steht über der Wiese. Dunkel begrenzt der Waldsaum des Englischen Gartens den Horizont. In den Schuppen scharren die Pferde. Aus dem Wirtshaus schallt

das laute Singen der Mannschaften. Der wachthabende Offizier sitzt einsam im Schatten der Bäume. — Mögen die Leute singen, auch über den Zapfenstreich hinaus. Es ist der letzte Abend in der Heimat. Noch früh genug kommt der Ernst.

Vertraulich wurde mitgeteilt, daß das Regiment als Verstärkung der Grenzschutztruppen gegen den Feind kommt, möglicherweise direkt aus der Bahn heraus.

„Siegreich wollen wir Frankreich schlagen," tönt's durch die Fenster. Rötlich warmes Licht fällt auf die Straße. Auf der drüberen Seite stehen Geschütze und Munitionswagen. Gleich einer Marionette wandelt der Posten auf und ab. Er hat scharfe Patronen und den Befehl, auf jeden Verdächtigen zu schießen. — Kriegszeit! Noch will es das Herz nicht fassen. — Wer wird wiederkommen von uns allen?

Am anderen Tage rückt die Batterie aus der Stadt. Ein letztes Abschiednehmen auf dem Parkplatz, ein letzter Gruß der Augen vom Pferd herab. Zurück bleibt alles, was uns lieb, was bisher unser Leben war. Eins füllt allein das Herz: die Pflicht.

Ohne Sang und Klang, auf dem nächsten Wege geht es hinaus zur Verladerampe. Ein paar Leute stehen zufällig dort. Wie zum Manöver geht rasch und unauffällig die Einparkierung vonstatten. Als letzter Gruß winken Münchens Frauentürme.

Der endlose Zug, der die Batterie aufgenommen, dampft in die Nacht. Zwei Maschinen mühen sich keuchend.

Die Lichter sind abgeblendet, da feindliche Flieger gemeldet. Eng sitzen die Offiziere im Kupee zusammen. Wie ein Aufatmen überkommt es alle. Das unmöglich Aussehende ist geschehen, die mobile Batterie ist auf der Fahrt nach der Grenze. Aus dem ungeordneten Haufen von Menschen, Pferden und Material, das von allen Seiten zusammen=

strömt, ist eine kriegsbereite Truppe geworden, die fertig gefügt und ausgerüstet ist bis auf den letzten Knopf.

In einer Kurve übersieht man den Zug. Die Lokomotiven stoßen dichte Rauchwolken aus. Dahinter Wagen auf Wagen mit Pferden und Mannschaften; zum Schluß die flachen Wagen mit Geschützen und Fahrzeugen. Schräg starren die Deichseln in den Nachthimmel.

Und hinter uns und vor uns Zug auf Zug. Auf allen Linien, nach Ost und West, in kurzen Abständen hintereinander, wie Heuschreckenschwarm und Ameisenzug. Welch überwältigende Vision!

Auf den Stationen ist Wasser bereitgestellt, Erfrischungen, sogar in der Nacht. Und als wir bei sonnigem Tag durch das Württemberger und Badener Land rollen, da wird die Fahrt zum Fest. Allüberall jubeln Alte und Junge uns zu. Veteranen schütteln den Ausrückenden die Hand; Pfadfinder laufen eilfertig und wichtig hin und her. Und die lieben Schwabenmädel umdrängen uns und wetteifern, uns möglichst viel liebe Blicke und freundliche Worte mit auf den Weg zu geben. „Daß ihr mir fein die Franzosen nicht zu uns reinlaßt? — Was seid's ihr eigentlich für welche?“ — „Mir san Bayern!“ — Und einer schreibt mit großen Zügen an die Wagenwand: „Bayerische Löwen! Nicht reizen!“

Wenn der Zug die Halle verläßt, braust der Jubel wie aufschäumende Brandung, ein Winken und Grüßen. — Und wir sind nicht die ersten. Seit Tagen läuft Zug auf Zug hier durch; denn was hier liegt, ging gleich als Grenzschutz an die Front. Doch Begeisterung und Opferwille lassen nicht nach.

Bruchsal ist passiert, es geht zum Rhein. An jedem kleinen Übergang stehen doppelte und vierfache Posten, alte bärtige Landwehrmänner, die dem jubelnden Jungvolk, das da an ihnen vorbeirollt, gutmütig zunicken.

Größere Posten und Feldwachen liegen an der Strecke. Die Gegend wird Busch und Ried. Dahinter liegt der Strom. Über dem Grün zeigt sich eine feine schwarze Silhouette, das Gitterwerk der Eisenbahnbrücke. Alles drängt an die Fenster. Breit glänzt der Strom zu unseren Füßen. — „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein" — aus jeder Kehle tönt's. Hell wird das Auge und weit das Herz.

Grenzschutzkämpfe in Lothringen

Das erste Gefecht

Am Tage nach unserer Ausparkierung im Aufmarschgebiet wurden wir bereits vorgeschickt und am folgenden Tag ging es in Feindes Land.

Ich dachte, wir würden mit Hurra und geschwungenen Säbeln und Helmen über die Grenze ziehen, allein ein Regimentsbefehl sandte mich als Patrouille voraus. Es war ein einsamer Ritt durch dichten Wald. Die scharf markierte Linie, die auf der Karte deutlich beide Länder trennt, konnte im buschigen Holz nur ungefähr bestimmt werden. Die Sonne malte durch das Blattwerk helle Muster auf den moosigen Waldgrund. Der weiche Boden verschluckte den Hufschlag der Pferde. So war das Janken von Sattel und Lederzeug und ab und zu ein leichtes Klirren der Säbel an die Sporen der einzige Ton in der friedlichen sonntäglichen Stille. Erst das Zollhaus mit französischer Aufschrift, das am Waldausgang am Wege stand, gab Bestätigung und Recht zu dem froh-stolzen Gefühl: Wir reiten nach Frankreich hinein.

Nur der Gedanke an den Ernst der Lage wollte noch nicht kommen, auch nicht, als die Patrouille in dem französischen Grenzstädtchen Cirey wieder zu der marschierenden Kolonne stieß. So manövermäßig war alles: Die Kavallerie voraus, die rasselnden Züge der Artillerie in die Infanterie eingeschoben, dann Pioniere und Trains.

„Es ist wie im Manöver," meinte einer. „Ja, nur daß scharf geschossen wird!" Allein auch das plötzlich in der Front anschwellende, prasselnde Rollen des Schützenfeuers ließ die Nerven nicht rascher vibrieren.

Der Befehl zum Vorziehen der Artillerie kam. Die Stäbe galoppierten vor. Mit plumpem Rattern und Rasseln kamen die Batterien nach, vorbei an der seitwärts weichenden Infanterie.

Weiter vorn sieht es schon anders aus. Über die Hänge rollt das Gewehrfeuer, an der Straße steht wartend eine Maschinengewehrkompagnie, da ein Verwundeter.

Vom Grund können die Batterien nicht wirken. Wir müssen vor. Die Landstraße führt durch ein Dorf. Obstbäume nehmen die Aussicht nach rechts und links. Eben reitet der Regimentsstab zwischen den ersten Häusern. Da knallt es: peng, peng; jetzt unheimlich nah und an den Nerven zerrend. Dann ein Poltern und Klirren. Die Reitergruppe stutzt. Die Pferde bäumen. Es ist ein Moment, wo das Auge blitzschnell in Sekundenbruchteilen lange Bilderreihen erfaßt: Die kleinen Rauchwölkchen, die aus den Dachluken und zwischen heruntergelassenen Jalousien hervorquellen. Vor den Häusern unsere Infanteristen im Anschlag. Das blanke aufgepflanzte Bajonett blinkt in der Sonne. Kolben krachen gegen verschlossene Türen und verbarrikadierte Fenster. Ein Wutschrei von Mund zu Mund: „Die Einwohner schießen aus den Häusern!"

Wir wenden die Pferde. Allein kein Weg führt am Dorfe vorbei. Sumpf zu beiden Seiten. Also doch hindurch! Von der harten Straße widerhallen die Hufschläge der galoppierenden Pferde. Schußbereit hält die Faust die Pistole.

Es ist ein schönes, freundliches Dorf. Hell rieselt auf dem weiten Platz der Brunnen in den Steintrog. Dahinter steigt auf sanftem Hügel die Kirche an. Man bringt den Pfarrer, einen ehrwürdigen Abbé. Der lange schwarze Rock deckt die Knöchel, silberweiße Locken fallen auf die Schultern, Sanftmut und Frieden in den Zügen. Und doch war er es, der die Dörfler zum Widerstand aufforderte. Und der Maire

schoß als erster auf den Kommandeur des Infanterieregiments.

Die ersten Gefangenen werden aus den Häusern geschleppt. Vor der Bajonettspitze eines Soldaten ziehen ein paar Frauen, eine alte und eine blutjunge. Das schwarze Haar klebt an den Schläfen; trotzig blicken die Augen. Männer, die man auf frischer Tat, mit der Waffe in der Hand, erwischt, sitzen gefesselt am Wege, trübselig nebeneinander wie Vögel im Regen auf einer Stange. Unseren Leuten flammt die helle Wut aus den Augen, als man die hinterrücks Angeschossenen blutüberströmt aus dem Dorfe trägt. Wir haben kaum den Ort im Rücken, da flammt das erste Haus auf. Blutrot bricht die Flamme durch schwelenden, dickschwarzen Rauch.

Keine Zeit zum Nachdenken! Dort auf der Höhe soll die Artillerie in Stellung. Vom Gegner ist nichts zu sehen. „Ein Erkundungsoffizier auf die Höhe!" In Karriere geht's hinauf, den Körper über den Hals des Pferdes gebeugt. Jetzt herunter und auf allen Vieren durch das Kornfeld. — Da singt es über dem Kopf: Ssssss und Ssssss, wie schwirrende Vögel. Ein unheimlicher Gesang, allein er kündet die Richtung des Feindes. Eilfertig sucht das Zeiß-Glas am Horizont. Da — auf dem langgestreckten Hügel sich bewegende schwarze Punkte. Dort steht der Feind...

Da rasseln die Batterien heran. In ruhigem Trab biegt die Tete von der Straße ins Feld, so gleichmäßig wie auf dem Exerzierplatz. Die Protzen gehen zurück. Scharf abgerissen klingen die Kommandos. Der erste Schuß kracht. Ein weißes Wölkchen zerstiebt vor den fernen schwarzen Punkten. Noch eins und noch eins. Jetzt eins dahinter und jetzt eins mitten darüber. Aus den schwarzen Punkten da drüben werden Striche, die rennen und laufen und eilig den Hang hinunter verschwinden...

Sengend brennt die Sonne. Die Kleider kleben am Körper. Das Wasser rinnt unter dem Helmrand hervor. Der Körper erschlafft. Wenig Ruhe brachten die letzten Tage; wenig Schlaf die letzten Nächte. Da kommt der Befehl zum Abbruch des Gefechtes. Der Gefechtszweck ist erreicht, die gegnerischen Grenzschutztruppen geworfen.

Wir liegen im Straßengraben im spärlichen Schatten einiger Büsche. Langsam beruhigt sich der fiebernd schlagende Puls. Ruhe zieht ins Herz, Ruhe und stolzes Glück: War das heutige Gefecht auch noch so unbedeutend, so verschwindend im Hinblick auf die Riesenarmeen, die gegeneinander marschieren, es war der erste siegreiche Schritt nach Frankreich hinein. Die Feuerprobe ist bestanden.

Die Erstürmung von Badonviller

Kurze Rast folgt dem ersten Gefecht. — Es waren Hochsommertage von süßer schwerer Reife. Die Äcker übervoll von gelbem Korn, das vergeblich nach der Sichel rief; die Bäume brechend unter der allzu schweren Fruchtlast. In unseren Adern sang das sonnenwarme Blut. Offen und lockend lag vor uns das Land wie eine reife Frau. Wäre nicht der Kranz der brennenden Dörfer gewesen, aus denen verräterische Tücke uns hinterrücks angefallen, wär's wie ein Ritt zu festlich-froher Brautfahrt.

Plötzlich und blutig kam der Ernst. Noch lag das Gros der Artillerie beim Detachementsführer zurück. Da kam ein Ordonnanzoffizier: Die Infanterie ist auf unerwartet starken Widerstand gestoßen. Sie bittet dringend um Unterstützung. Und während des Vorreitens häufen sich die Hiobsposten: Die Infanterie hat sich nicht halten lassen und ist in das Städtchen Badonviller gestürmt. — Sie ist auf Re-

duits gestoßen und kann nicht vor noch zurück. — Es ist ein Straßenkampf wie in Orleans. — Die Einwohner greifen hinterrücks die Unseren an.

Unterstützung? Woher? Eine einzige Kompagnie ist noch zur Verfügung des Generals. Sie wird vorgeworfen. Vorn und fürs erste verwendbar ist nur ein bayerisches Infanterieregiment und ein bayerisches Feldartillerieregiment. Die Infanteristen sind sämtlich in Badonviller engagiert. Die Batterien werden vorgezogen.

Wir können nicht viel helfen. Auf den Ort können wir nicht schießen, ohne unsere eigene Infanterie zu gefährden, und die französische Artillerie ist eingeschossen und in guter gedeckter Stellung.

Da hilft nur eins. Vor, rücksichtlos vor! Bis dicht vor den Ort und ihm zur Seite fahren die Batterien auf. Über ihnen zerplatzen französische Schrapnells.

Ein Infanteriehauptmann galoppiert heran. Das Gesicht ist geschwärzt; ein Gewehr hängt ihm über die Schulter. Er reitet das Pferd eines französischen Kapitäns: „Das Leibregiment liegt in schwerem Artilleriefeuer." Unsere Batterien machen ihm Luft. Wenige hundert Meter vor den Geschützen feuert französische Infanterie. Die einschlagenden Geschosse scheuchen sie auf.

In der Flanke gefaßt, weicht der Feind. Unsere Infanterie kann durchstoßen. Vor den vordersten Batterien liegen wir in einem Hohlweg gedeckt, neben uns ein toter Chasseur, wenige Schritte weiter einer der Unseren.

Der Feind weicht, aber noch knattert es in den Straßen. Die vorgeschickten Krankenträger kommen eilig zurück. Man hat auf sie geschossen, trotz der weißen Armbinden mit dem Roten Kreuz. Stöhnende werden zurückgeschafft. Gerüchte durchschwirren die Luft, Worte schlagen ans Ohr: Der ist tot und jener; liebe, vertraute Namen. Armes Leibregi-

ment, du hast dir deinen blutigen Ruhmeskranz teuer erkauft! Aber der Schrecken wird vor dir herbrausen!

Wir ziehen durch den Ort. Eine Eskadron der 8. Chevaulegers, das einzige, was wir noch haben, muß als Artilleriebedeckung dienen. Zwischen den Lanzenreitern rasseln die Batterien über das holprige Pflaster.

Im flüchtigen Vorbeireiten fällt die Kirche des Städtchens auf. Ein sonderbarer Bau! Wie das Pantheon in Rom mit weiter Kuppel. Ein massiger Turm über dem Eingangstor. Aus festem Quaderstein, welch treffliche Festung!

Am Südausgang der Stadt schanzt die Infanterie. Als sie des Obersten an der Spitze seiner Batterien ansichtig wird, fliegen die Helme in die Höhe, durchbraust Hurra die Luft. „Hurra! Hurra!" hinüber, herüber! Ein Siegesjauchzen, ein jubelnder Dank für treu geleistete Waffenhilfe.

Noch ist unser Werk nicht getan. Offen fahren die Batterien rechts und links der Straße auf und senden dem abziehenden Gegner pfeifenden Abschiedsgruß.

Mücken summen im hohen Gras. Sommernachmittagsschwüle lastet über den Feldern. — Der Feind ist verschwunden. Feldkessel werden über rasch entzündete Feuer gehängt, die Pferde in die Haferfelder getrieben.

In Badonviller prasselt noch hie und da plötzlich heftiges Gewehrfeuer auf, gleich niederbrechendem Platzregen. Noch lauert in Winkeln und Ecken sicher versteckt heimtückischer Feind. Haus für Haus muß geräumt und vom Keller bis zum Speicher durchsucht werden. Wenn wir nur hineinfeuern dürften in dies Höllennest, es in Staub und Asche schießen mit unseren Haubitzen!

Wütend schwillt das Gewehrfeuer an. Was ist das? In unserem Rücken pfeifen die Kugeln. Protzen und Pferde fluten zurück.

Da die Kirche! Jede Luke in Turm und Kuppel ist besetzt von einem Gewehrlauf, der zwischen den heruntergelassenen Jalousien heraussieht.

Im Feuer wird eine Batterie herumgeworfen. Nun hilf, heilige Barbara! Kein Schuß darf fehlgehen! Sechsmal kracht es hintereinander und sechs Löcher tun sich auf in Turm und Kirche. — Kein Laut mehr! Mit einem Schlage ist das Feuer verstummt, aber feiner blauer Rauch kräuselt, noch kaum sichtbar, aus dem Glockentürmchen über der Kuppel.

Ruhe ist im Ort. Der Maire eilt von Haus zu Haus: Alle Türen und Fenster müssen weit offen stehen. Wo der Besitzer geflohen, prasseln Kolben und Axte gegen das splitternde Holz.

In der Bogenhalle des Rathauses sind die männlichen Einwohner zusammengetrieben. In dichten Reihen stehen sie hintereinander, finstere, trotzige und verängstigte Gesichter. Gesondert, streng bewacht, lehnen die auf frischer Tat Ertappten an der Mauer, die man dabei überrascht, wie sie auf unsere Verwundeten und Krankenträger schossen. Auf der anderen Seite hocken die Gefangenen: rothosige Infanteristen und Jäger aus Baccarat, Frankreichs Elitetruppe. Ein Elsässer ist unter ihnen. — „Was geschieht mit uns?" — Sie erwarten Schlimmes.

An allen Ecken und Enden brennt die Stadt. Unsere ermüdeten Truppen versuchen zu löschen, so gut es geht. Allein es fehlt an Eimern. Die einzige Feuerspritze, die man aufgetrieben, gibt nur kümmerlich dünnen Strahl.

Frauen und Kinder stehen rat- und hilflos, gleich aus den Nestern gescheuchten Vögeln auf den Straßen. — „Monsieur! Monsieur!" ruft es, „mein Sohn hat ein Gewehr im Hause versteckt! Er ist geflohen. Ich weiß nicht, wo es ist." Man durchsucht die Häuser. „Oh, mon Dieu, mon Dieu!"

In einem Laden kaufen wir Keks und Zucker. Eine geschwätzige Alte bedient übereifrig. In einer Ecke schluchzt eine kleine Achtjährige still vor sich hin. — „Sie hat so viel Angst vor dem Feuer." — Ich nehme das weinende Köpfchen. Vertrauensvoll schmiegt es sich an den Fremden. „Oh, ma petite, ma petite, weine nicht mehr; alles wird wieder gut!" — O, ihr daheim, was wißt ihr vom Krieg; mögt ihr nie erfahren, was das heißt: Der Feind im Land!

Wir müssen zurück. Übermächtige feindliche Kolonnen sind uns rechts und links im Anmarsch gemeldet. Aber es wird Nacht, ehe die vordersten Batterien der Befehl erreicht.

In schweigendem Marsch geht es zurück. Lichterloh flammt jetzt die Stadt. Auf die menschenleeren Straßen prasselt das niederbrechende Gebälk. Auf den engen Wegen springt glostende Glut uns an und sengt die Haut. Wir reiten durch die Hölle.

Noch steht die Kirche. Nur in ihrem Innern wütete bislang der Brand. Jetzt hat das Feuer die weiten Pforten gesprengt, durch die kein lebendes Wesen mehr geschritten. Das Auge schaut in blendende Helle, so blendend, daß es nicht Feuer noch Flamme erkennt, nur Helle, strahlende Helle. Über dem Altar aber reckt sich, von der Glut gehoben, riesengroß ein Heiliger mit segnend ausgebreiteten Armen. Noch segnet er, segnet uns über Tod und Zerstörung.

Über die Grenze zurück

Die letzten Infanteristen verließen gerade das Dorf, als wir zu zweit in Brémenil einritten. Der Ort wurde aufgegeben. Auf den Höhen im Norden sollten wir den nachdrängenden Gegner erwarten. Allein wir wollten sehen, ob es trotz der vielen Truppen, die hier durchzogen, nicht noch

etwas Eß- oder Trinkbares in den wenigen nicht niedergebrannten Häusern gäbe. Es hätte uns gewurmt, es den Franzosen zu überlassen. Mit sinkender Sonne galoppierten wir wieder hinaus; ein paar Hühner und einige Flaschen Bier — das letzte, was zu finden war — in den Satteltaschen.

Es war eine eigentümliche Nacht. Unser Detachement lag noch immer allein vorn, mit ungeschützten Flügeln. Niemand wußte, wie stark eigentlich der Feind war. Zu umfassender Aufklärung war die uns beigegebene Eskadron viel zu schwach. Wir kannten nur den Befehl, möglichst starke Kräfte auf uns zu ziehen und in der befohlenen Stellung auszuharren, bis man uns abrief. In einem Waldeck hatten wir uns gelagert. Als nach kurzem Schlummer heftiges Gewehrfeuer uns aufschreckte und die Nachricht kam, daß feindliche Patrouillen den Wald durchstreiften, wanderten wir aus und legten uns für den Rest der Nacht in die Furchen eines nassen Kartoffelackers.

Ehe noch die Franzosen heran waren — die Schüsse in der Nacht hatten sich als blinder Alarm herausgestellt — kam der Befehl zum Abzug und das Detachement ging nach Cirey zurück. Wir trabten durch die vor wenigen Tagen genommenen Dörfer, ärgerlich und ein wenig gedrückt über den uns aufgezwungenen Rückzug.

Die Infanterie setzte sich in dem Städtchen fest. Die Artillerie sollte die dahinterliegenden Höhen besetzen.

Der Regimentskommandeur galoppierte die Stellungen ab. Aus den baumbestandenen Wiesen, die sich zum Wald hinaufziehen, wurden allmählich Obstgärten. In geordneten Reihen standen die früchtebehangenen Bäume. Dann kamen Beete, Taxushecken, Kieswege. Der Obstgarten ging in einen Park über. Unvermutet sprang das Schlößchen hinter einer Baumgruppe vor.

Spalierobst rankte an seinen Mauern hoch. Die Tür zur Veranda stand weit offen. Man sah auf einen gedeckten Tisch. Die Sonnenlichter im Blattwerk spiegelten hinein.

Als wir von der Erkundung auf der anderen Seite zurück wieder vor dem Schlosse anlangten, hatten sich Türen und Fenster geschlossen. Die Läden waren vorgemacht. Das eben noch so gastlich geöffnete Haus hatte sich abwehrend wie eine Schnecke in sich zusammengezogen.

Die Batterien sollten in den Obstgärten des Schlosses in Stellung gehen, wir sollten darin Quartier nehmen. Durch die Erfahrungen von Badonviller gewitzigt, näherten wir uns vorsichtig mit schußbereiter Waffe.

Das Haus schlief den Dornröschenschlaf. Alles verschlossen; niemand zeigte sich. Auch hinten im Hof, vor Stallung und Scheune, keine Menschenseele. Auf lautes Rufen und drohendes Pochen kam endlich ein trotz aller Angst sehr soignierter, sehr reservierter Kammerdiener heraus.

Eine zeremonielle Verbeugung: „Wen darf ich bei der Baronin melden?" Das war unter diesen Umständen ein verblüffender Empfang, aber man findet sich in Kriegszeiten in jede Lage.

Die Baronin war eine wundernette, würdige, weißhaarige Dame. Sie hatte schon den Siebziger Krieg miterlebt und mußte nun zum zweitenmal dieses schwere Leid durchmachen.

Es wäre ein seltenes Vergnügen gewesen, mit der feinsinnigen alten Dame den Abend zu verbringen, aber die Lage war nicht danach angetan. Ein Gefecht stand bevor. Und der einzige Gegendienst, den wir der Hausherrin für die nach anfänglicher Ablehnung im weitesten Maße angebotene Gastfreundschaft leisten konnten, war ein neuer Schmerz für sie — die Eröffnung, daß ihr Haus gefährdet sei und sie gut daran täte, sofort abzureisen. Sie entschloß

sich erst nach einigem Drängen dazu. — Es war ein kummervoller Blick, den sie im Abfahren aus der Chaise heraus auf ihr Schloß warf, das sie einem ungewissen Schicksal überließ.

Wir hätten ihren Besitz gern nach Möglichkeit geschont, allein es kamen Chevaulegers, Infanterie und Maschinengewehre, die alle untergebracht und verpflegt sein wollten. In den Gemüsegärten wurden Schützengräben ausgehoben und die prächtigen Obstbäume mußten die Kanoniere fällen, um freies Schußfeld zu haben. Als die Dienerschaft, die sich erst so großartig aufgeführt, merkte, worauf die Sache hinauslief, wurde sie auf einmal ganz klein und demütig. Ihre kopflose Verzweiflung legte sich erst, sobald sie hörten, daß ein Lazarett im Hause eingerichtet werden sollte, und mit brennendem Eifer nähten sie an einer unwahrscheinlich großen Roten-Kreuz-Flagge.

Von der Schloßterrasse flog der Blick weit über das Land, über ein reiches, fruchtbares Land. Der zitternde Sonnenglast, der tagsüber darauf gelegen, wich. Klar und scharf begannen die Hänge und Wege sich abzuzeichnen. Dunkle Massen schoben sich dort in der Ferne herunter — der Feind war im Anmarsch.

Gelbe und rote Streifen tigerten den Himmel. Von den Wiesen her, die tagsüber schwer und süß nach Heu und Frucht geduftet, stiegen Abendnebel mit feuchter Schleppe. Die Nacht kam aus den großen Wäldern.

Wir wußten nichts von der allgemeinen Lage, noch von den Zielen und Absichten der Heeresleitung. Wir wußten nur, ein überlegener Gegner rückte gegen schwache vorgeschobene Truppen heran. „Die Stellung wird gehalten und entscheidend verteidigt," das war der Befehl.

Wir schliefen kurzen, unruhigen Schlaf. Die Bedienungsmannschaften hinter den Geschützen, die Abteilungsstäbe hinter den Beobachtungswagen. Der Feind griff unseren

rechten Flügel an. Aber das prasselnde Feuer flaute wieder ab, wurde ferner und ferner. Der Angriff war abgewiesen.

Um drei Uhr morgens war alles auf und munter. Noch einmal alles überprüft. Die leichte Munitionskolonne ist entleert, die Geschoßkörbe hinter den Geschützen aufgestapelt. An Munition soll es uns nicht fehlen. Die Batterien sind eingegraben und maskiert. Die Telephonleitungen zu den Beobachtungsstellen werden probiert. Anruf, Antwort — die Nerven des Artilleriekörpers sind intakt. Wir liegen mit Scherenfernrohren und Feldstechern in den Deckungen und warten auf den Tag und auf den Feind.

Noch flimmern die Sterne, obschon es sich lichtet im Osten. Ungeheuern gleich wachsen die Geschütze aus dem Dämmern. Davor ein steiler Hang. „Da bricht sich der Ansturm in rasendem Schnellfeuer.“ Frohe Erwartung und doch ein seltsames Gefühl: Infanterie geht leicht beweglich zurück; Artillerie, die zu nah an den Feind kam, kann nicht mehr fort. Für sie gibt es nur eins: Sieg oder Vernichtung. Dem dort hinter den bleichenden Sternen fliegt manches Stoßgebet zu. Hier draußen betet ein jeder; sei's auf welche Art auch immer, sei's zu welchem Gott auch immer. Und dann sind wir bereit...

Doch der Tag, der anhob wie Heldenepos, endet fast wie eine Posse. Wir gehen zurück, ehe der Feind richtig heran war. Für keinen ist es ein Gefühl der Erleichterung, nur des Zornes und des Ärgers, daß wir noch weiter zurück müssen, über die Grenze, zurück ins — eigene Land.

Die Vogesenschlacht

Der Kampf um Saarburg

Zögernd und ungern waren wir langsam zurückgewichen. Nach dem schneidigen Vorstoß, der unser kleines Grenzschutz-Detachement weit in Feindesland hineingeführt hatte, wollte uns dieser aufgezwungene Rückzug gar nicht behagen. Allein ohne Murren fügte sich jeder dem Befehl, wenn auch der gemeine Mann nicht begreifen konnte, wie man vor einem Feind, den man glänzend geschlagen, zurückweichen könne, und gar bis auf den eigenen Heimatboden. Allein der deutsche Soldat gehorcht, und dieser blinde Gehorsam bis zu den höchsten Stellen gibt der Obersten deutschen Heeresleitung ein Übergewicht wohl über jede Armee der Welt. Sie kann ohne jede Rücksicht auf Wünsche im Offizierkorps oder Stimmungen der Mannschaft disponieren. Dieser Organismus von Millionen von Einzelwillen, den das Herz eines ganzen Volkes beschwingt, ist in der Hand des Führers nichts als eine wunderbar arbeitende Präzisionsmaschine, deren effektive Leistung genau mit der berechneten stimmt.

Es war ein sonderbarer Rückzug, ohne Verluste, ohne Gefangene. Unsere Nachhut löste sich immer wieder mit einer Eleganz vom Gegner, als wäre das Ganze nur ein sorgfältig vorbereitetes Manöver. Je weiter wir wieder östlich kamen, desto deutlicher erkannten wir, daß unsere Tätigkeit als Grenzschutz beendet, daß hier ein deutsches Heer aufmarschiere, daß wir uns als bescheidenes Einzelglied in die Truppenmasse einfügten, die sich an der Grenze zu vernichtendem Schlage versammelte. Am 17. August ritten wir durch Saarburg. Armes deutsches Städtchen! Allein wir konnten ihm nicht helfen. Strategische und taktische Rück-

sichten forderten seine Preisgabe. Allein in jedem einzelnen glühte eine grimme Erwartung: Wartet nur, wartet nur bis morgen, bis wir an euch heran dürfen, Franzosen! Ob wohl auch nur ein einziger war unter den Tausenden, der nicht durchdrungen war von der Gewißheit des Sieges, sobald nur erst einmal die Erlaubnis dazu gegeben war! Auf den Hängen nördlich Saarburgs wurde schon eifrig geschanzt. Der ganze Nachmittag verging damit, die Stellungen für Artillerie auszusuchen und vorzubereiten. Ein harter Tag für den Oberst, der den Platz für jede einzelne Batterie, für jedes Geschütz fast selbst aussuchte. Aber am Abend war die friedliche Höhe eine kleine Festung: da standen Kanonen und Feldhaubitzbatterien, schwere Haubitzen und Mörser, und wir legten uns in den Beobachtungsstand, der in einer Hecke für den Regimentsstab gegraben war, zur Ruhe, mit dem ruhigen Bewußtsein, alles getan zu haben, was in unseren Kräften stand.

Am folgenden Morgen kamen die Franzosen. Durch unser Scherenfernrohr konnten wir ihren Anmarsch wie im Panorama beobachten. Ein Reitertrupp zeigte sich als erster. Wie ein niedliches Spielzeug sah man Reiter und Pferde auf dem fernen grünen Grund. Plötzlich ein Aufstieben. Nach allen Richtungen streben die Reiter auseinander. Sie haben wohl Feuer von einer vorgeschobenen deutschen Patrouille bekommen. Doch es kommen mehr und mehr, hinter den Einzelreitern geschlossene Kavalleriekörper, Radfahrer und leicht bewegliche Artilleriemassen — eine Kavalleriedivision. Mit unglaublicher Sorglosigkeit zeigen sich die feindlichen Stäbe auf den Höhen. Aber auf einmal sind die weißen Wölkchen am Himmel da. Wie ein feiner Sprühregen geht es von ihnen aus, und wo sie auftauchen, da zeigt sich auf einmal Verwirrung und Unordnung. Das vereinzelte Krachen ist zu einem gleichmäßigen Rollen und Dröhnen

geworden. Auch die Franzosen haben jetzt ihre Artillerie in Stellung gebracht. Die weißen Wölkchen wirbeln am blauen Himmel durcheinander, als habe ein boshafter Engel die sonst friedlich beieinander weidenden Lämmerwolken in panischem Schrecken aufgescheucht.

Die Reiter sind verschwunden. Infanterie in geschlossenen Kolonnen rückt über die Hänge — außerhalb der Reichweite unserer Feldgeschütze. Drum sind sie wohl so unvorsichtig. Da tut sich mitten unter ihnen ein Krater auf. Eine Wolke von Steinen und Erde bricht aus dem Boden wie ein aufspritzender Geiser, wie ein ausbrechender Vulkan. — Welch ein verzweifeltes Rennen und Laufen. Doch neue Krater öffnen sich — hier und hier! Das ist die Hölle. Man glaubt den winzigen Menschlein dort unten die verzweifelte Todesangst am Gesicht ablesen zu können. — Unsere schwere Artillerie schießt! Fast erst, als alles vorüber ist, trifft ihr dröhnender Klang das Ohr — wie unterirdisches Grollen, und dann ein Krachen, als berste die Erde. Der Feind ist verschwunden, wie weggefegt vom Erdboden. Jetzt wissen die Franzosen, wir sind da. Ein seltenes Schauspiel, wie es dieser Feldzug vielleicht nie wieder bieten wird, ist vorüber. Was vor uns liegt, ist leeres Feld. Aber das Prasseln und Dröhnen und Rollen geht weiter, wird lauter und lauter. Der Feind liegt vor uns, in allen Falten und Winkeln des Geländes.

Zwei Tage ging es so. Die französische Infanterie schob sich langsam heran, bis sie auf wenige hundert Meter unseren Schützen gegenüber lag. Allein der erwartete, der erhoffte und entscheidende Angriff blieb aus. Da gingen wir am 20. zum Gegenangriff über. Wie ein Aufjauchzen war's. Alle Hänge hinunter schoben sich die Schützenketten. Laut schwoll das Prasseln des Infanteriefeuers an, wie ein wütender Steinhagel gegen Blechwände. Die französische Artillerie

sollte den Tag retten. Auch sie hatte schwere Artillerie vorgebracht, die neuen langen Zehn-Zentimeter-Kanonen, eine sorgsam geheim gehaltene Überraschung für uns. Auf einem Ordonnanzritt traf ich ihre Grüße, die unheimlich aufwirbelnden Erdtrichter. Hundert Meter seitlich stand eine lange Reihe von Geschützprotzen. Ein geringes Überschwenken des Feuers hätte sie alle vernichtet. Allein die Franzosen schossen immer in die gleiche Mulde, in der sie wohl deutsche Batterien vermuteten.

Im Stabe des Artilleriekommandeurs geht es vor. Die Franzosen räumen Saarburg. Die Stadt brennt. An einzelnen Punkten hält der Feind noch. Aus der Ulanenkaserne ticktackt Maschinengewehrfeuer. Ein paar Schüsse der schweren Artillerie bringen es zum Schweigen. Schwelender Rauch steigt auf. Auf dem feuchten Wiesengrund liegen sie durcheinander, Freund und Feind, zusammengekrümmte Leiber, staub- und blutüberkrustete Gesichter. Grell leuchtet das Rot der roten Hosen. Krankenträger gehen hin und her, mit trauriger Last; durchsuchen Busch und Ried. Und vorne tobt noch der Kampf. In Eich stehen die ersten Gefangenentrupps: Infanteristen und stahlblaue Jäger. Trüb und armselig blinkt matt die bunte Uniform. Die große Landstraße nach Saarburg ist aufgewühlt, die Telegraphenstangen zerschossen, die Drähte hängen über den Weg. Hinter Buschwerk eine niedergebrochene französische Batterie. An einem der Riesentrichter liegen Mann und Pferd durcheinander. Die blaubehosten Beine eines französischen Artilleristen mit den breiten roten Streifen starren aus dem Haufen.

Wir reiten dicht hinter der Kompagnie, die die Stadt säubert. Mit schußbereitem Gewehr, stichbereitem Bajonett wird Haus für Haus durchsucht. Hie und da noch ein paar Schüsse. Versprengte und Zurückgebliebene geben sich gefangen. Die ersten Einwohner laufen aus den Häusern:

„Daß ihr nur wieder da seid, daß ihr nur wieder da seid!" Da ist wahrhaftig nichts von Franzosenfreundlichkeit in Lothringen zu merken. Die Mädchen umdrängen uns. Die Augen sind verweint, die Haare verwirrt; sie sind übernächtig und matt. „Daß ihr nur wieder da seid!" Ein Schluck Bier und ein Bissen Brot, heut der erste. Aber keine Zeit, weiter. Hinter den Abreitenden klingt der Trommelwirbel eines einziehenden Bataillons.

Rasch vorgezogene Batterien müssen die von der Infanterie genommene Stellung stützen. Eben steht die erste auf dem Rebenberg. Da pfeift es in der Luft. Die französische Granate krepiert mit häßlichem, rauhem Krachen. Wenige Schritte vor uns. Infanteriefeuer setzt ein. Das ist der aus dem Reglement bekannte retour offensif der Franzosen! Um uns, über uns ein Heulen und Krachen. Und erst eine Batterie in Stellung. Die gerade auffahrende Abteilung muß zurück. Unsere Batterie erwischt eine feindliche im Auffahren. Die Protzen gehen durch, die Kanoniere laufen davon. Aber es ist eine drückende Übermacht. Wieder und wieder das häßliche Krachen. Ein paar Pferde des Stabes brechen zusammen, wälzen sich. Ein tödlich getroffenes brüllt stöhnend wie ein Mensch. Dort ein kurzes Aufschreien: „Mich hat's troffen!"

Der Artilleriekommandeur zeigt rasch die Stellung der feindlichen Batterien. „Die schwere Artillerie soll sie sofort unter Feuer nehmen!" Noch stehen Haubitzen und Mörser oben hinter den Hängen. In Karriere den gleichen Weg zurück, vorbei an nachdrängenden, sich stauenden Truppen und Kolonnen. Stöhnend galoppiert der Gaul den steilen, steinigen Weg hinan. Wenn er draufgeht, was liegt daran? Wie jagende Peitsche ist das Feuer im Rücken. Gott sei Dank, noch stehen die Batterien. Wie Glockenton der erste Schuß. Das Feuer dort unten läßt nach.

Durch trüben Dunst zeigt der Himmel mattrote Streifen. Dämmerung bricht herein. Verröchelnd erstirbt das Prasseln und Lärmen. Der Feind ist geworfen, der Tag gewonnen.

In Verfolgung der französischen Ostarmee

Südlich Saarburg liegen die Straßen voll, als sei Messe im Ort und als hätten die Kaufmannswagen auf dem Wege dorthin die Hälfte ihrer Waren verloren. Bunt lag es da durcheinander: Tornister, Mäntel, Feldflaschen, Schanzzeug, Gewehre und Bajonette. Unsere Leute vervollständigen ihre ein wenig mitgenommene Equipierung. Wie liebenswürdig von den Franzosen, so für uns zu sorgen! Doch auch Tote gab's, liegengebliebene Verwundete und aufgedunsene Pferdekadaver.

Die breite Chaussee nach Süden war teilweise unfahrbar durch das Feuer unserer schweren Artillerie. Tiefe Löcher hatte sie in den festgestampften Straßengrund gerissen. Sie muß bös gehaust haben unter den abziehenden Franzosen. Wir fanden Briefe und Tagebücher. Staunender Schreck verriet sich darin über unsere Mörser und Haubitzen: „Die Deutschen haben eine erschreckende Übermacht an Artillerie. Es ist wahrhaftig wahr, daß ein einziger Schuß zweiundvierzig der Unseren zerschmetterte." — So stand's in einem. Das mußte gestern geschrieben worden sein. Verlor der Schreiber nur sein Büchlein, oder mußte er heute am eigenen Leibe die Wirkung deutscher Geschosse erleiden?

Am Nachmittag erwischten wir noch südlich des Rhein—Marne-Kanals eine abziehende Kolonne. Es war das reine Scheibenschießen. Wie die Karnickel liefen die Aufgescheuchten dem schützenden Waldrand zu, als die ersten Schrapnells über ihnen platzten. Allein unbarmherzig sauste Schuß auf

Schuß unter die Wehrlosen. Es war eigentlich ein jammervoller Anblick, doch in keinem Herzen regte sich Mitleid, nur Freude und Genugtuung.

Am folgenden Tag hatte die französische Heeresleitung ihre Truppen augenscheinlich wieder in der Hand. Starke Nachhutartillerie, darunter auch schwere Batterien, hielten unseren Vormarsch auf und machten uns ziemlich zu schaffen.

Am nächsten Tag ging es durch das schon einmal genommene Blamont. Und wieder mußten wir aufmarschieren und den Gegner, der sich uns heute mit noch stärkeren Kräften entgegenstellte, zurückdrängen. Die französische Artillerie versteht sich ausgezeichnet auf Geländedeckung. In diesem unübersichtlichen Waldgelände fährt sie versteckt auf Lichtungen und Waldblößen auf, und kein Scherenfernrohr, keine Patrouille kann sie entdecken.

Es war ein ungleicher Kampf. Mit unseren Feldgeschützen konnten wir an die weittragenden französischen Zehn-Zentimeter-Kanonen nicht heran, und unsere Haubitzen waren noch nicht in Stellung.

Hinter dem Wald stand die erste Abteilung unseres Regiments. Wir lagen davor und suchten verzweifelt nach den gegnerischen Batterien. Da kracht es über unseren Köpfen. Starke Äste brachen herunter. Die Franzosen haben uns gesehen oder sie streuen, wie gewöhnlich, die Waldränder ab.

Wir decken uns hinter der niederen Bodenwelle. Schauerlich klingt das Brechen und Krachen im Wald.

Die zweite Abteilung ist im Vorfahren. Wenn sie nicht Gegenbefehl erhält, fährt sie gerade in das feindliche Feuer. Ein Ordonnanzoffizier muß zurück. Es ist ein unsympathischer Weg.

Bis an den hinteren Waldrand, wo unsere Pferde stehen, streuen die Franzosen. Einen Gaul hat es erwischt. Es ist

ein starker Rappe. Zu dem schwarzen Fell kontrastiert gräßlich das aus der klaffenden Wunde quellende Blut.

Als wir später vorgingen, sahen wir im vorliegenden Niederholz die Wirkung. Auch die Infanterie hatte bös gelitten.

Erst gegen Abend erkämpften wir die Feuerüberlegenheit. Es wurde Nacht, bis die umstrittenen Höhen in unserem Besitz waren.

Die Verbände waren ziemlich durcheinander gekommen. Wir lagen zusammen mit preußischer und badischer Artillerie. Spät wurde es, bis wir in unser Quartier kamen. Das uns zugewiesene Dorf war ganz verlassen. Wir suchten uns ein großes Gehöft aus und erbrachen die fest verrammelte Tür nach Kriegsrecht. Im Keller war noch Wein, im Stall Hühner, und doppelt weich waren die Betten nach kalten Biwaknächten.

Über die Meurthe

Aus seiner Bereitstellung auf den Höhen nördlich der Verdurette wurde das Regiment am 24. gegen Mittag vorgeholt. In dem Dörfchen Reherey trafen wir die Feldküche der Infanterie. Das sind ganz famose Fahrzeuge. Wie kleine Dampfmaschinen sehen sie aus mit ihren Kesseln, aus deren Ventilen der Dampf zischt. Morgens kocht darin ein köstlich warmer Kaffee und mittags eine treffliche Suppe mit Fleisch und Kartoffeln.

Mit einer Unbekümmertheit fahren diese „Kriegsfahrzeuge" auf dem Gefechtsfelde herum, als sei es ausschließlich und allein für sie da. Aber mittags hat die im Gefecht liegende Kompagnie ihr warmes Essen. Und man kann unwidersprochen behaupten, daß ohne die Feldküchen solche Leistun-

gen, wie sie unsere Infanterie hinter sich hat, unmöglich wären.

Uns armen Artilleristen hat man leider keine zugeteilt, und so sind wir öfters darauf angewiesen, an die Wohltätigkeit der Infanterie zu appellieren, die im Überfluß hat. Ein unnachahmlicher Stolz zeigt sich dann auf den bärtigen Gesichtern der alten Küchenfeldwebel, wenn man ihre Suppe über den grünen Klee lobt.

Aber heute ist keine Zeit zu noch so flüchtigem Imbiß. Es geht plötzlich vor. Ein Gegenstoß hat eingesetzt.

Stäbe karrieren über das Feld, Ordonnanzen sausen auf schweißflockigen Pferden. Die Batterien werden vorgeworfen bis dicht hinter die Schützenlinien.

In dem Kommandoruf des Batteriechefs schwingt ein Ton, als wolle er jeden einzelnen persönlich treffen; ein eiserner, klingender Ton, der diesen vielgestaltigen Körper zusammenfaßt, zusammenschweißt zu einer Einheit, zu schlagbereiter Waffe in des Führers Hand.

In jedes Herz greift der Ruf, in dem übermenschliches Wollen bebt, spannt den Willen, strafft den Körper. —

„Batterie Galopp!" — Die Pferde werfen die Leiber, strecken sich in den Geschirren. Mit einem Sprung setzt Geschütz hinter Geschütz an.

„Batterie Galopp!" Die Pferde schnauben, die eisenbeschlagenen Räder donnern über die Steine. Die nachgerissenen Geschütze hüpfen und springen. Hoch wirbelt der Staub.

„Batterie Galopp!" — und hinein in die krachende, lärmende Brandung da vorn.

Es ist ein Augenblick, wie er in Gefechtstagen und -stunden nur für kürzeste Zeitspannen einsetzt, ein Höhepunkt, in dem zwei Willen mit äußerster, verzweifeltster Kräfteanspannung gegeneinander ringen.

Und es rauscht und singt. Wie unsichtbare Mücken durchschwirren die Infanteriegeschosse die Luft. Über dir, neben dir ein pfeifendes Singen. Gib acht! Sie stechen dich tot, wenn sie dich treffen. Weiße Wölkchen am Himmel! Die Luft zerreißt. Und unten am Boden aufspritzende Fontänen, aufgewühlte Erdtrichter.

Und es donnert und bricht. O Symphonie der Schlacht! Krach auf Krach — das Feuer der Batterien, der Regenschauer des Infanteriefeuers, und zur Seite rasselt das Uhrwerk der Maschinengewehre ab. Tack, tack, tack, tackkkk: ein schauerlicher Wecker.

Der Tod geht über das Feld und mäht und mäht mit breitem, sicherem Schnitt...

Ein Augenblick, wie ihn die Nerven nur kurze Zeit ertragen, ohne zu zerreißen. Beim anderen versagen sie zuerst. Er weicht! Wie mit einem Schlag verebbt, verstummt der Höllenlärm.

Der Tod ging über das Feld. Die Batterie dort am Waldrand, die uns mit Feuer überschüttete: verlassene Trümmer. Die Schützenlinie vor uns, hat sie den Kommandoruf nicht gehört? Starr bleibt sie liegen. Der Tod ging über das Feld. Wir gehen vor. Hinter uns bleibt der Jammer...

Die Franzosen haben Baccarat geräumt und sind über die Meurthe zurück. Wir können ihnen erst morgen folgen. Zwar sind die Brücken in der Stadt noch intakt, allein zu häufig war bisher heimtückischer Überfall der Zivilbevölkerung, als daß man wagen könnte, bei einbrechender Dunkelheit Truppenkolonnen durch den Ort zu senden, ehe dieser völlig gesäubert. So muß der Divisionsbrückentrain vor, um in der Nacht Kriegsbrücken über den Fluß zu schlagen.

Es ist ein taufrischer Morgen. Wir reiten den Wiesengrund hinunter. Grünlich-trüb fließt träge das Wasser. Darauf

schwimmen schwer und plump die breiten Pontons. Mit langen Stangen stemmen die Pioniere die verankerten Boote gegen die Strömung.

Unter dem Hufschlag dröhnt der Bohlenbelag. „Dept. Meurthe et Moselle" steht auf allen Wegweisern. Die erste wäre gewonnen. Wann ziehen wir über die zweite?

In früher Morgenstunde haben die Franzosen einen Angriff versucht. Beim Gewehrputzen im Biwak überfielen sie ein vorgeschobenes Regiment. Jetzt tobt der Waldkampf. Wir kommen gerade rechtzeitig, die Unsrigen durch einige Batterien zu stützen.

Im Gefecht sind Niederbayern aus der Gegend von Passau. Dieser schöne Landstrich ist berühmt wegen der Rauflust seiner Bewohner. Einer nennt eine phantastisch hohe Ziffer von Regimentsangehörigen, die wegen Körperverletzung vorbestraft sein sollen. — „Ja, die Bayern," meint der General lächelnd, „von denen hat ein jeder sein ‚Griffestes' im Stiefel, einschließlich des Regimentskommandeurs."

Aber sie gehen auch los wie die Teufel. Eine Kompagnie ist zum Sturmangriff gekommen und hat den Feind mit dem Bajonett geworfen. Das ist ihrer aller Wunsch: Ran an den Feind, dem Franzmann an die Gurgel. Der aber schießt lieber aus dem Hinterhalt.

Überfall mit Unterstützung verräterischer Landeseinwohner: das ist der Franzosen liebste Taktik. Immer wieder werden Bauern, Lehrer oder Pfarrer dabei erwischt, wie sie mit dem feindlichen Heere konspirieren, ihm Spionendienste leisten. Die sonderbarsten Methoden müssen zur Nachrichtenübermittlung dienen. So ist die Heeresleitung dahinter gekommen, daß das Läuten der Kirchenglocken bestimmte Zeichen bedeutete. Da liegt der Verdacht nahe: auch der bei unserem Standpunkt laufende Windmotor mag ein Signal sein. Der

Verdacht wächst, als sich herausstellt, daß die Abstellvorrichtung zerstört ist.

Surrend dreht sich das Windrad. Doch wozu war man früher Ingenieur. Die Leiter geht's hinauf, um den durchfeilten und in die Höhe geschnellten Sperrdraht wieder einzufangen. Sssss pfeifen die Kugeln. Sie können nicht hindern, daß innerhalb einer Viertelstunde die Maschine steht.

Am Abend wird in Baccarat requiriert. Bei dem raschen Vorgehen können die Lebensmittel-Wagen nicht immer folgen. Da muß das Land den Krieg ernähren, soweit es geht.

Auch in Baccarat wurde heute morgen gekämpft. Häuserreihen sind zusammengeschossen, andere brennen. Auf der großen Brücke über die Meurthe, nahe dem Hôtel du pont, liegt ein Haufen toter Franzosen. Über die ganze Brücke in Reihen hinter- und nebeneinander liegen sie. Ein Maschinengewehr muß sie erfaßt und hingemäht haben wie reifes Korn.

Unweit der Brücke liegt ein schattiger Park mit uralten Bäumen, darin ein entzückendes Schloß. In eiliger Flucht haben es die Bewohner verlassen. Jetzt weiden die Pferde zwischen den blutroten Rosen. Hungrige Soldaten haben Küche und Keller nach Trink- und Eßbarem durchsucht.

Nur das Spielzimmer neben der Treppe ist unversehrt, als hätten seine kleinen Bewohner es eben erst verlassen. In ihrem Bettchen schlafen Puppen, in einer Ecke sitzt ein großer Teddybär mit verwunderten Augen, und auf dem Teppich mitten im Zimmer liegt ein Haufen Soldaten. Es sind schöne, große französische Bleisoldaten mit roten Hosen und blauen Mänteln. In dichten Reihen hinter- und nebeneinander liegen sie da — wie die draußen auf der Brücke. Ja, ja, das Spiel ist aus, nur das Einpacken hat man vergessen.



Die Kämpfe vor dem Glonviller Wald

Das müssen früher doch schöne Zeiten gewesen sein, als die Schlacht noch mit Morgengrauen begann und mit der sinkenden Sonne endete. Da war ein großes Gefühl in eine kurze Zeitspanne gepreßt und überwältigend der Eindruck eines gewonnenen Sieges.

Seit unserer Ankunft im Aufmarschgebiet sind wir nun in engster Fühlung mit dem Feind. Und seit acht Tagen wütet die Schlacht, die bei Saarburg begann. Wir dringen siegreich vor und hören, daß es auf der ganzen Linie gut steht. Allein es ist ein zäher Feind, der uns gegenüberliegt. Und je weiter wir vordringen, desto unangenehmer macht sich der Forts- und Festungsgürtel bemerkbar. Es ist augenscheinlich, daß die Franzosen uns immer wieder frische Truppen entgegenwerfen, wohl auch schwerere Geschütze aus der Sperrfortslinie. Noch haben sie ihre Absicht nicht aufgegeben, ins Elsaß durchzubrechen, um ihre arg bedrängte Nordarmee zu entlasten.

Es sind starke Kräfte, die die Franzosen uns entgegenwerfen, und ihre besten Truppen. Da wird nicht viel aus den Rasttagen, welche die Heeresleitung uns zugedacht hat. Immer wieder heißt es, die Vorstöße und Gegenangriffe des geworfenen Feindes abzuwehren.

Es ist ein schwieriges Gelände, in dem wir uns halten müssen. Die weiten Wälder bieten gerade der französischen Defensivtaktik mit ihren partiellen Gegenstößen die besten Chancen. Und stürmt unsere Infanterie, so klettern die gewandten Piou-Pious auf die Bäume und schießen von dort unsere Leute ab.

Wir reiten durch herrlichen Buchen- und Eichenwald, aber sein Ausgang steht unter Feuer. Die Franzosen kennen hier im Vorgelände der Festung Epinal jede Ent-

fernung und haben sich auf alle wichtigen Geländepunkte eingeschossen.

Wie eine Sense mäht das französische Streufeuer den Waldrand ab. Trotzdem gelingt es, die Batterien in Stellung zu bringen. Allein kaum stehen sie, so faßt sie das feindliche Granatfeuer mit einer Heftigkeit, daß die Bedienung sich eng an die Schutzschilde schmiegen muß. Wie niedergedrückte Pudelhunde im Regenschauer lassen Geschütze und Kanoniere das wütende Feuer über sich ergehen.

Die französischen Granaten haben uns nicht viel getan. Schlimm ergeht es jedoch dem Nachbarregiment, das einige Batterien zur besseren Unterstützung der Infanterie vorschickt. Sie kommen während des Auffahrens in feindliches Feuer. Was von den Protzen der Vernichtung entkommen ist, flüchtet in den schützenden Wald.

Die gegnerische Artillerie ist nicht zu entdecken. Flieger werden zu ihrer Erkundung ausgesandt. Doch auch sie bringen heute nur unbefriedigende Meldungen. Die Franzosen sind Meister in dem verdeckten Aufstellen ihrer Batterien.

Eine ungemütliche Situation, wenn man dem Gegner so gar nicht an den Leib kann! Überdies fängt es an zu regnen, tröpfelnd erst, dann stärker und stärker, bis ein wahrer Wolkenbruch uns bis auf die Haut netzt.

Mit dem Einbruch der Nacht ist das Feuer verstummt. Wie nasse Schleier hängt es vor unseren Augen. Mit gesenkten Köpfen gehen die Pferde auf grundlosen Wegen.

Irgendwo im Wald suchen wir uns unser Nachtquartier. Zu essen hat es heute nichts gegeben; Feuer dürfen wir nicht machen. Wir haben kein Stroh und keine Zelte. Von unten läuft das Wasser in unsere Kleider. Durch das Blätterdach plätschert rhythmisch der Regen auf die Gesichter. — Und doch umfängt uns der Schlaf, wohltuend und friedenbringend ...

Während der Morgendämmerung wurden die Batterien vorgeholt. Auch der Regimentsstab ging vor und grub sich am Hang in einer Hecke eine Beobachtungsstelle.

Es war dasselbe Spiel wie gestern, nur daß auch wir heute gut gedeckt und eingegraben waren. Mit einem riesigen Munitionsaufwand streuten die Franzosen den Wald und die Hänge ab. Unsere Hecke mußte ihnen besonders verdächtig erscheinen; denn wir erhielten verschiedene Male so konzentriertes Feuer, daß wir unser Scherenfernrohr einzogen und uns eng an die Wandung unseres kleinen Grabens schmiegten.

Am Nachmittag überflog uns ein französischer Eindecker. Er flog so tief, daß man deutlich die Rosetten des nationalen Abzeichens erkennen konnte. Ohnmächtig zerplatzten neben ihm unsere Schrapnells. Und gleich darauf machte er die gefürchtete Schwenkung, die der eigenen Artillerie anzeigt, wo der Gegner steht.

Wir wußten, jetzt bekamen wir Feuer, kein Streufeuer, sondern gezieltes. Und es ließ nicht lange auf sich warten.

Das Singen in den Lüften begann wieder. Mit der Zeit bekommt man eine solche Übung, daß man aus dem pfeifenden Laut der die Luft durchschneidenden Granaten und Schrapnells nicht nur die Richtung, sondern auch Zeit und Ort des Krepierens ziemlich genau bestimmen kann. So hörten wir, noch ehe die großen Vögel da waren, wohin sie flogen.

Mit hohlem Plumps fuhren die „Ausbläser" und „Blindgänger" in den lehmigen Boden. Das Krachen der krepierenden Geschosse gellte in den Ohren. Vor und neben unserer kleinen Insel im Feuermeer krachte und platzte es.

Allein es kam näher. Dem brechenden Krachen folgte es wie Hufschlag galoppierender Pferde. Das waren die Erdschollen, die die einschlagenden Geschosse aufwarfen.

Wir duckten uns hinter den Wall. Da fuhr die erste Granate in die Hecke. Schwarz und drohend stieg die Fontäne auf.

Und Schuß auf Schuß. Ein jähes Reißen in den Ohren, ein dumpfer Druck um den Kopf. In der Böschung schlug die Granate ein. Polternd fällt ein Lehm- und Erdregen auf die Zusammengekauerten. Einen Meldegänger traf ein Sprengstück tödlich in den Kopf; dem neben ihm Liegenden rann es warm und rot über die Schulter. Widerlich zieht der Pulverdampf durch die Grube.

Einen feindlichen Vorstoß sollte das heftige Feuer vorbereiten. Nicht weit kamen die französischen Schützen. Dagegen tönt es jetzt hell und klar mit der Abenddämmerung aus dem Grund: „Rasch vorwärts gehn! Rasch vorwärts gehn! Rasch! Rasch! Rasch!" — das Sturmsignal unserer Infanterie.



Vor Epinal

Im Gefecht bei Rossoncourt

Die letzten Augusttage lagen wir mit drei Batterien — drei waren Korpsreserve — bei Rossoncourt in der Schützenlinie. Die Abteilung war nach dem letzten abgewiesenen Durchbruchsversuch der Franzosen vorgestoßen, ein wenig ins Ungewisse hinein; denn Divisions- und Brigadebefehl gaben nur allgemeine Anweisungen. In dem unübersichtlichen Gelände ließ sich nur schwer feststellen, wie weit der Feind eigentlich zurückgegangen war.

Als die Batterien auf zurückgehende Infanterie stießen, gingen sie in Stellung. Der Anblick der breit und sicher aufgepflanzten Geschütze gab dem Bataillon, das vor überlegenen Kräften wich, neuen Mut. Es kam zum Stehen und grub sich vor und neben den Batterien ein. So kamen wir in die vorderste Linie.

Rechts und links heftiges Schützen- und Maschinengewehrfeuer. Bei dem hin und her wogenden Gefecht, den ein wenig durcheinander gebrachten Verbänden läßt sich nur schwer sagen, welche der Dörfer noch in den Händen des Gegners, welche von den Unsrigen schon genommen.

Von links her strömt es in dichten Scharen über die Hänge. Ist es vorgehende eigene Infanterie? Ist es weichende feindliche? Weder Helme noch rote Hosen sind in dem Morgenduft erkennbar. Doch deutlich sieht man die langen Mäntel der laufenden Schützen. Es sind Franzosen. — Ein fieberhaftes Richten und ein lustiges Scheibenschießen. Wie Hasen in einem Kesseltreiben läuft es durcheinander ...

Wir liegen und warten. Die Stellungen halten, lautet der Befehl. Wir liegen und warten auf den Angriff. Aus

den dichten Wäldern heraus, die den ganzen Horizont säumen, müssen die Franzosen kommen.

Die Sonne brennt herunter. In dem Kartoffelacker, in dem wir uns eingegraben, liegen wir und warten. Kein Feind läßt sich sehen. Aber ein Hagel von Geschossen ergießt sich über uns. Hinter dem Walde versteckt stehen die französischen Batterien. Sie können uns nicht sehen, allein sie streuen die ganze Linie ab. Eine kolossale Artilleriemasse müssen sie dort zusammengezogen haben: Feldgeschütze, Rimailho-Haubitzen und lange Kanonen. Die ersteren tun uns nicht weh. Die Wirkung der französischen Feldartillerie war bisher mäßig, aber Rimailhos und die langen Kanonen haben wir fürchten gelernt.

Es wird hier wohl längeren Halt geben. So wird im nahen Dorfe Unterkunft für den Stab gesucht. Der Ort ist verlassen und öde; nur das Vieh blieb zurück. Es ist wie im Märchen. Die Tiere haben sich losgerissen und von Straßen und Häusern Besitz ergriffen. Ein alter abgetriebener Schimmel steht hilflos-verwundert auf dem Hof. Ein Schwein schnüffelt in der Küche, im Schlafzimmer blökt ein Kalb. Vor der Haustür liegt noch immer wachsam knurrend der Hund und weicht erst dem Steinwurf. Gespenstisch aber wird das Bild im Keller, in den verzweifelt mit milchstrotzendem Euter die Kuh gestürzt. Im ungewissen Licht droht dem Eindringling der gehörnte riesige Kopf unheimlich entgegen.

Ein großes Gehöft wird als Quartier ersehen, der hereingebrochene Schutt notdürftig weggeräumt, die Pferde in Stall und Scheune untergebracht, Matratzen zusammengetragen. Bald brennt auf dem Herd unter dem alten Kaminumbau ein flackerndes Feuer.

Noch mehr Truppen liegen im Ort, da heißt es, sich rechtzeitig verproviantieren: zwei Milchkühe werden in den Stall

gestellt, dazu ein Kalb und ein paar Schweine. An Fleisch leiden wir ja keinen Mangel; nur Brot haben wir seit Tagen nicht mehr gesehen. Kartoffeln müssen es notdürftig ersetzen.

Wir haben nicht viel zu tun. Vom Feind ist nichts zu sehen. So wird nur von Zeit zu Zeit gegen den Waldrand gestreut.

Es wäre recht gemütlich, wenn die französischen Batterien nicht andauernd herschössen. Besonders auf unser Dörfchen haben sie es abgesehen. In seinen friedlichen Straßen begegnet man ihren Schrapnells und Granaten. Sie reißen Löcher in den Boden und fahren krachend in die Häuser. Zahlreich ist das getroffene Vieh. Quer über der Straße, auf der es friedlich getrabt, liegt ein rösiges Schweinchen. Die Granate hat ihm die Schenkel abgerissen. Nicht weit davon eine Kuh. Schon haben ihr die Verwesungsgase den Leib aufgetrieben, daß sie alle viere starr, wie hilfesuchend von sich streckt.

So geht es Tag für Tag, aber man gewöhnt sich daran. Am Dorfbrunnen füllt ein Offizier die Feldflasche, während es vor und hinter ihm einschlägt. Als er den Platz verlassen, schlägt eine Granate in das Haus, an dem er gestanden. Brandwolken wirbeln auf. Bald steht es in hellen Flammen.

In dem Schuppen hinter unserem Haus fanden wir beim Einzug einen Toten. Beim Hühnerrupfen hatten ihn die eingeschlagenen Granaten überrascht. Zusammengekauert hockte er da. Noch lag neben ihm das halbgerupfte Huhn. Das ist auch ein Soldatentod, wenn auch kein schöner.

An der Etappenstraße

Am dritten Tage wurden wir Truppen der vordersten Linie abgelöst. Seit zweiundsiebzig Stunden lag die Infanterie im Schützengraben, die Kanoniere hinter den Ge=

schützen. Das langt, wenn man seit drei Wochen im Felde steht, in täglicher engster Fühlung mit dem Feind.

Seltsam ist es, wie rasch sich die Begriffe ändern, Ungewohntes zur Gewohnheit wird. So vermißte man in den ersten Rasttagen beinahe etwas, als nicht zum Morgen- und Abendgruß die französischen Granaten vor Tür und Fenster krachten. So erstaunte man, daß Orte existierten, in denen es noch reichlich Lebensmittel gab, sogar richtiges Brot, und in denen — wahr und wahrhaftig — frisches Bier verzapft wurde.

Die Batterien kampierten vor dem Ort, und gleich am nächsten Morgen holten Sattler, Schuster und Schneider ihr Handwerkszeug von den Vorratswagen und begannen ein fieberhaftes Arbeiten. Drei Wochen Feldzug verspürt auch die neueste Ausrüstung: da gibt es manchen Riß zu flicken, manchen Riemen zu nähen. Die Feldschmieden lohten unter dem Blasebalg. Der Beschlag der Pferde kann erneuert, diese selbst vom Veterinär gründlich untersucht und in Kur genommen werden. Man baut sich behagliche Zelte, kocht nicht in Eile, sondern mit Sorgfalt und Raffinement sein Essen und kann sich vor allem waschen und seine Unterkleider wechseln.

Glonville ist unser Rastort, unweit Baccarat, das wir vor Tagen in siegreichem Vorgehen passiert. Jetzt erinnern hier nur mehr der ferne Kanonendonner sowie die zusammengeschossenen Häuser an den Krieg. Im übrigen sind die Dörfer sauber aufgeräumt, die Leichen und Pferdekadaver eingegraben, und an den Straßen, die nach der Heimat hin führen, ist der ganze vielfältige und komplizierte Dienst der Etappen eingerichtet, der dazu dient, die Kriegsmaschine in Gang zu halten.

Die leichten Munitionskolonnen, die Lebensmittel- und Futterwagen sind sonst das einzige, was der Frontsoldat von

dem ganzen Verpflegungs- und Nachschubdienst sieht. Er schimpft, wenn er nicht richtig funktioniert, aber er hat nur eine sehr unklare Vorstellung von seinem Umfang und seiner Vielseitigkeit.

Einen kleinen Begriff davon bekommt der Ordonnanzoffizier, der bei eiligem Nachtritt zwischen die Kolonnen und Trains gerät. Endlose Wagenzüge kommen von der Front, ziehen dorthin: leere Kolonnen, die zu den Munitionsdepots fahren, gefüllte, die zur Front zurückkehren, Sanitätswagen und Bauernfuhrwerke mit Verwundeten, Feldküchen, große Bagagen und Fuhrparkkolonnen in unabsehbarer Folge.

Jedoch in ihrer ganzen Größe ermessen kann man diese Organisation erst, wenn man sie hier an den Etappenstraßen arbeiten sieht, einige Ziffern hört, die den täglichen Bedarf auch nur eines Armeekorps ausmachen. Was ist alles nötig an Etappen, an Depots und Magazinen, an Lazaretten und Pferdesammelstellen, um die Truppen da vorn schlagfertig und frisch zu erhalten. Sie sind die glänzende Fassade des tief gegliederten Heereskörpers, aber sie ist wehrlos, wenn die Kolonnen mit frischer Munition ausbleiben, sie geht zugrunde, wenn der Nachschub versagt. Bewundern muß man die Leistungen von Train und Intendantur, man mag mitunter auch ihre Offiziere und Mannschaften beneiden, wenn man sieht, wie viel bequemer und besser als wir sie in Sicherheit hinter der Front leben, aber tauschen — tauschen möchte doch keiner von uns mit ihnen.

Nicht nur der Körper ruht in diesen Tagen. Was zurückgedrängt war von den Eindrücken täglicher Kämpfe, kehrt wieder, die Erinnerung an das Leben, das wir mit dem Tage verließen, als wir ins Feld zogen, und das so weit, ach so weit zurückliegt.

Opfer hat der Sieg gekostet, aber keine Zeit zur Trauer blieb. Zwei Freunde reiten am Morgen nebeneinander, am Abend ist der eine tot. Jetzt erst ist des Krieges Not in furchtbare, persönlichste Nähe gerückt: Tot! Und ritt am Morgen doch an meiner Seite, erzählte, lachte noch! —

Hinter der Front, im ganzen Etappengebiet, liegen die Lazarette: Feldlazarette erst, dann die Kriegslazarette. Und weiter geht der Strang, der von der Front das Leid nach rückwärts führt bis in die Heimatslazarette im eigenen Land.

Jetzt erst ist Zeit, nach den Kameraden zu sehen, die die Kugel traf. Freilich, die Leichtverwundeten sind schon fort, was irgend transportfähig war, ist nach rückwärts geschafft. Nur die Schwerverwundeten liegen noch in den Feldlazaretten.

Drei Feldlazarette sind in Acereilles, unweit Glonville. Eine ehemalige Spinnerei ist das eine. Still ist es jetzt in den Sälen, in denen vor wenig Tagen noch tausend Spindeln schnurrten. In Reihen aufmarschiert stehen hintereinander die Maschinen, verlassen und tot, noch Garn auf den Spulen. Bläuliches Licht fällt durch die Fenster, dämpft wohltuend die grelle Helle des Tages über den Strohschütten, auf denen die stummen Männer liegen.

Im nächsten Lazarett ist ein Regimentskamerad gebettet. Ein Granatsplitter zerriß den Leib. Bleich und eingefallen ist das Antlitz, das die Bartstoppeln decken. Und doch wieviel rührende, beschämende Dankbarkeit leuchtet darin für den kurzen Augenblick, den der Gesunde dem Schwerverletzten schenkt.

Im Torbogen noch eine Frage an den Arzt: „Wird er durchkommen?" Gewohnheitsmäßig zucken die Achseln: „Wir hoffen."

Bitter, bitter steigt es im Herzen auf. Es muß heruntergewürgt werden. Ungeduldig scheuen die wartenden Pferde.

Seit ein paar Tagen stehen sie untätig. In die Bügel, und köstlich fühlt der Körper unter sich den bebenden Pferdeleib, spürt den Willen, der sich dem eigenen beugt.

Nie war stärker, unmittelbarer das glückselige Gefühl zu leben. Und während das Pferd zum Galopp ansetzt, füllt nur ein Gedanke Sinn und Herz: O leben! leben! leben!

Nachtangriffe vor Anglemont

Dumpf rollt der ferne Geschützdonner durch den Traum der Schlaftrunkenen und löst wirre Traumbilder aus. — Mitten zwischen den in Deckung gebrachten Pferden platzt die Granate. „Die Pferde! Zurück die Pferde!" — Der Körper schnellt auf, die Hand tastet umher, greift auf Stroh und auf feuchte Lehmwand. Das Erinnern kehrt langsam zurück. — „Ein Traum!" — Das Donnern rollt verklingend über den Horizont. — „Ach so, wir stehen wieder vor dem Feind!" Trübes Dämmern fließt durch das Türloch in den Unterstand. Die Pioniere haben ihn uns gebaut, ihn mit starken Balken eingedeckt, als sicherer Schutz für die Schläfer, denn jeder Fußbreit Boden hier oben steht Tag und Nacht unter Feuer.

Der Aufgeschreckte sinkt zurück in die Reihe der Schlafenden. Eng aneinandergeschmiegt liegen sie auf den Strohbündeln. Wieder grollt der dumpfe Donner. Schwer, bleiern schwer senkt sich die Müdigkeit auf die Augenlider. Wieder ein Schuß. — Ach was, laß sie schießen. Wir liegen weit zurück, bei der schweren Artillerie. Was gehen uns die allnächtlichen Scharmützel an. — Doch jetzt geht es Schlag auf Schlag, näher und stärker. Das sind die Batterien des Nachbarkorps. Und nun! Teretteretterette. Das ist das Infanteriefeuer! Alle Instrumente der Schlachtensymphonie haben ein=

gesetzt. Heißt das der täglich erwartete große französische Angriff?

Aus allen Unterständen krabbelt es hervor, hastet in die Beobachtungs- und Befehlsstellen.

Erstes Morgenlicht. Am Himmel verblaßt die schmale Sichel des abnehmenden Mondes. Nebelige Dünste steigen aus dem Grund, bringen empfindliche Morgenkühle mit herauf, fröstelnd erschauert der Körper.

Vor unserer Front ist es still. Nur zur Rechten, wo die Preußen stehen, lärmt es, kracht es wie niederbrechender Wald, donnert es wie stürzender Fels.

Vor unserer Front ist es still. Wir sehen nichts und können nicht eingreifen. Wir stehen bereit und warten. Doch ehe noch Befehle kommen, flaut das Feuer ab, wird schwächer und schwächer. Noch einmal flackert es auf, knattert in Einzelschüssen die Schützenlinie entlang. Noch einige dumpfe Schläge, dann ist es still.

Friedliche Ruhe liegt über der erwachenden Landschaft. Der Himmel rötet sich, der Nebel weicht. Unsere Tagesarbeit beginnt! Sie heißt: Wachen und Warten, Warten und Wachen. Im Süden, dort hinter den großen Wäldern, in denen sich die Franzosen eingenistet haben, sind die vordersten Werke von Epinal. Nicht weil sie uns aufhalten, sondern weil Befehl der Heeresleitung uns hemmt, bleiben wir hier stehen. Ein unwillkommener Befehl, zumal jeder Tag von neuen Siegen unserer Brüder im Norden meldet, die vordringen dürfen, vor auf Paris.

Die ersten wärmenden Sonnenstrahlen treffen die fröstelnden Glieder. Behaglich dehnen sie sich, trinken gierig die wohlige Wärme. Aber die Sonne steigt höher und höher. Sie wärmt nicht mehr, sie sengt und dörrt. Senkrecht brennt sie herab und füllt unsere Gräben mit brütender Hitze. Auf dem Grunde der Ausschachtung kauern wir unter der lasten-

den Glut, suchen der steilen Wand vergeblich ein wenig kärglichen Schatten abzuringen, und warten.

Nur ein Augenpaar wacht. Die mit Stroh verkleideten Seharme des Scherenfernrohrs langen über die Deckung, und ihre Prismen führen den Blick des Beobachters über die Umwallung hinweg, hinüber zu den Stellungen des Feindes, ohne daß ein verräterischer Kopf sich zu zeigen braucht.

Unsere Batterien haben sich auf den Höhen von Bazien eingegraben. Weit vorgeschoben, auf der Kimme des Hanges, sind die Beobachtungsstellen der Stäbe und der Batterieführer. Unten am Waldrand stehen die Mörser- und Haubitzbatterien der schweren Artillerie.

Unermüdlich wacht das Auge des Beobachters. Unermüdlich sucht das Scherenfernrohr das Gelände ab. Unermüdlich umkreist der suchende Blick den Horizont, wie der huschende Lichtkegel des Blinkfeuers. Hinter jedem kornverkleideten Erdwall hervor lugt ein Augenpaar und sucht und sucht.

Die Sonne steht im Zenit. Schon ist die erste Septemberwoche vorbei, und noch glüht sie herab, als stünde unter der Wucht des Weltenkrieges der Kreislauf der Jahreszeiten still, als nahe kein entblätternder Herbst der Erde, solange unser Blut sie düngt.

Den Laufgraben herauf rennt ein Kanonier, gebückt, sorgfältig sich deckend. Denn auch drüben wachen hundert Augen. Wenn nur eine Reitergruppe, ein einzelner Fußgänger sich zeigt, kracht es, und über unseren Köpfen krepieren die Schrapnells.

Der Mann bringt unsere Mittagsmahlzeit: laue Suppe und kaltes Fleisch. Der Weg vom Lager herauf ist weit. Hinten im Wald stehen unsere Pferde, und selbst dort sind sie nicht völlig sicher vor den gestaffelt nach rückwärts streuenden französischen Batterien.

Mit dem sich neigenden Tag kommt noch die letzte rafale, der letzte Feuerüberfall. Täglich, fast um die gleiche Stunde setzt das plötzliche Schnellfeuer ein. Es tut uns nicht weh. Wir wissen, wann es kommt, und decken uns. Um unseren Unterstand krachen die einschlagenden Geschosse.

Dann ist Friede. Die Dämmerung bricht herein und hängt schwarze Schleier zwischen uns und unsere Feinde. Es ist die Zeit unseres täglichen Plauderstündchens. Von Baccarat her ist noch ein wenig Wein da. Wir sitzen beieinander und erzählen von daheim — wie weit liegt das zurück! — von dem und jenem, den die Kugel unseren Reihen entriß. Lauschen dem Obersten, der von Südafrika erzählt, bis wir glauben, wir lägen auf afrikanischem Feld und uns gegenüber der Hottentot im Dornbusch.

Der Mond steigt über den Wald, füllt mit milchweißem Licht den Grund. Frieden atmet Blatt und Halm. Da krachen vier Schüsse hintereinander. Weitere Batterien folgen. Das häßliche Krachen der Rimailho-Granaten zerreißt die Luft. Infanteriefeuer knattert auf.

Diesmal gilt es uns. Gegen Anglemont, das vielumstrittene, gehen die Franzosen vor. Fast automatisch arbeiten unsere Batterien. Zu sehen ist nichts, aber Richtung und Entfernung wurden am Tage festgelegt. Wo der Feind seine Unterstützungen vorführen muß, dahin richtet sich ihr Feuer.

Es prasselt und kracht. Da mischt wie Paukenschlag die Mörserbatterie ihre Stimme in das Konzert. Vier Mörser stehen hinter uns am Waldrand. Wir kennen sie alle. Ein jeder hat seine eigene Stimme. Als zerrisse eine unermeßlich große Papierdüte, so trifft ihr Knall schmerzend das zuckende Trommelfell. Dann zischt das Projektil über uns hinweg. Hinter ihm aber stürzen die jäh auseinandergerissenen Luftmassen ineinander, wirbeln schäumend auf

wie das Kielwasser eines eilenden Schiffes. Lange noch, wenn das Geschoß längst vorüber, heult es in den Lüften, als könne das gestörte Element sich nicht beruhigen. Schauerlich jammert und brüllt es, als fänden die Seelen der Gefallenen keine Ruhe und rängen weiter in den Wolken.

„Der Herr zog über ihnen her, als Rauchwolke des Tages, als Flammensäule des Nachts." — So wandeln sich im Dunkeln die Sprengwolken in glühende Flammenzeichen. Ein leuchtendes Feuerwerk brennt vor dem schwarzen Wald ab. Lohenden Meteoren gleich zerspringen unsere Geschosse, als liehe uns der Himmel seine Sterne und schmettere sie herab auf unsere Feinde.

Von Lothringen nach Nordfrankreich

Fahrt ins Ungewisse

Auf einmal war das Gerücht da. Niemand wußte, wer es aufgebracht, woher es kam. Aber es war da und hielt sich hartnäckig: „Wir kommen fort." Es gab Tage bangender, hoffender Erwartung. Die Aussicht, eine langwierige Belagerung gegen Epinal durchzuführen oder gar nur als Beobachtungs- und Sicherungstruppen vor den Fortslinien liegenzubleiben, hatte für Feldartilleristen wenig Verlockendes. Also fort, nur fort, gleichgültig wohin.

Was man hofft, glaubt man gern. Allein die Sache hatte schon was für sich. Mancherlei sprach für die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit eines Abtransportes.

Unsere Front wurde mit jedem Tag schmaler und schmaler. Von links schoben sich Badenser herein, von rechts Preußen. Die wenigen Truppen, die noch in vorderster Linie standen, konnten mit Leichtigkeit abgelöst und so das ganze Korps herausgezogen werden.

Und auf einmal — wir hatten gerade den Sieg von Reims gefeiert — war der Befehl zum Abmarsch wirklich da. Als der Regimentsstab seinen Beobachtungsstand verließ, sandten uns die Franzosen einen warmen, wohlgemeinten Abschiedsgruß nach. Aber wir waren hinter der Höhe, ehe uns die Schrapnellkugeln erreichten.

Mit Anbruch der Dunkelheit rückte das Regiment ab und marschierte die Nacht durch — der feindlichen Flieger wegen. Das Marschziel war weit gesteckt, nahe der Grenze, allein es ließ sich nicht daraus entnehmen, wohin die Fahrt ging.

Wir kommen fort; aber wohin? — Nach Rußland? Das war weniger erwünscht. Vor Verdun? Oder nach Antwerpen? Gegen eine englische Landungsarmee? Alle Möglichkeiten wurden besprochen, aber eine Hoffnung brannte in allen, daß wir nach Nordfrankreich kommen möchten, um mithelfen zu können in der großen Entscheidungsschlacht, die sich dort vorbereitet. — Fahrt ins Ungewisse. Das gab dem nächtlichen Ritt einen eigenen Reiz.

Bei Avricourt überschritten wir die Grenze. Auf dem Bahnhof standen Güterwagen in endlosen Reihen. Unzählige Säcke, Kisten und Ballen wurden an den langen Rampen ausgeladen; Fuhrpark- und Lebensmittelkolonnen stauten sich in den Straßen. Wie eine Pumpe arbeitete der Etappen-Hauptort: der Truppe alles Nötige zuzuführen, alles Verbrauchte und Entbehrliche zurückzuschaffen.

Wieder in deutschen Landen, unter dem eigenen Volke! Welch schönes Gefühl! Man hört deutsche Laute in den Dörfern, liest deutsche Zeitungen neuesten Datums.

Alle größeren Orte stecken voll Landwehr und Landsturm. Sonderbar, fast fremdartig muten den an Feldgrau Gewöhnten die hell- und dunkelblauen Uniformen an. Selbst diese haben nicht einmal für die Massen der Einberufenen gereicht. Ein großer Teil steckt in Zivil; nur die Mützen mit dem Landsturmkreuz künden den Soldaten. Ein Offizier-Stellvertreter kommt im Jagdanzug, die Abzeichen an den grünen Rock geheftet. Es ist wie beim Schützenfest. Aber die Leute sehen gut aus, trotz mancher dicken Bäuche. Und sie brennen darauf, etwas zu tun zu bekommen. Sie werden sich brav schlagen.

Weit in der Ferne verklingt Kanonendonner; wir sind noch halb im Kriegsland. Hart nimmt der Feldzug die Grenzlande mit. Sie müssen den ersten Bedarf der Truppen decken. Alles Vieh wird requiriert; in den meisten Dörfern

gibt es kein Brot mehr, kein Mehl. Nur in kleinen Rationen erhalten die Einwohner das Nötigste aus den Magazinen. Die Truppe muß vorgehen.

Doch jede Last und Entbehrung wird willig getragen, wenn nur der Feind ferngehalten wird. Bös haben die Dörfer gelitten, in denen die Franzosen waren, schlimmer noch die Gegenden, in denen der Kampf hin und her wogte, wo bald deutsche, bald französische Truppen waren.

Der Pfarrer von Essesdorf erzählt, wie die Franzosen ins Dorf kamen, wie ihm ein Offizier mit vorgehaltenem Revolver den Schlüssel zum Kirchturm abforderte. Kniefällig bat er ihn, den Turm nicht zu besetzen, um das Feuer der deutschen Artillerie nicht auf seine Gemeinde zu lenken.

Das Schlimmste blieb dem Ort erspart, aber genug des Traurigen gab es noch: den siebzigjährigen Förster schleppten die Franzosen fort, als sich herausstellte, daß er, der seit mehr als vierzig Jahren im Dorfe lebte, gebürtiger Altdeutscher war. Als dann die Deutschen einzogen, wurde von zersprengten Franzosen aus seinem Hause geschossen, in dem Frau und Kinder in Verzweiflung zurückgeblieben. Unter der Anschuldigung, daß Ortsinsassen daraus gefeuert, wurde es niedergebrannt. Ja, Kriegszeit ist harte Zeit!

Bensdorf, wo wir einparkiert werden sollten, war ein einziger großer Bahnhof. An allen vier Linien, die hier zusammenliefen, war er polypenartig gewachsen. Und Züge auf Züge kamen durch: mit Verwundeten, mit Gefangenen, mit Geschützen, mit Kriegsmaterial und mit frischen Truppen, die an die Front sollten.

Wir saßen auf dem Bahnhof und warteten, bis wir an die Reihe kamen. Alle Räume waren überfüllt: Offiziere und Mannschaften aller Waffen, Intendantur- und Feldpostbeamte, Ärzte und Krankenträger, Freiwillige Pfleger und Rote-Kreuz-Schwestern. Ein Wartesaal war für die

Verwundeten hergerichtet. In den Betriebsräumen tickten unaufhörlich die Morse-Apparate. Wenige Zivilisten kauern verloren unter all dem feldgrauen Tuch. Ein grauhaariges Elternpaar in Schwarz sitzt sich gegenüber, sie sitzen seltsam steif und aufrecht, stumm, ohne ein Wort zu wechseln. Sie kommen vom Grabe des Sohnes. Krampfhaft hält die Hand der Mutter den Griff eines Säbels.

Es wird Nacht. Die Lampen blaken. Auf Stühlen, Tischen und Bänken hocken, kauern und liegen die Müden eng nebeneinander. Draußen ziehen unheimlich Lazarettzüge vorüber. Gespenstisch schimmern die weißgestrichenen Wagen im Licht der Bahnhofslampen. Blutrot sind die Kreuze. Wie ein blutender Christus liegt das Zeichen der Unverletzlichkeit auf den Wagendächern und deckt die seinem Schutze Befohlenen mit seinem Leibe. Endlos ist die Nacht ...

Wir fahren und wissen nicht wohin. Nur von Station zu Station erhält der Transportführer Befehl. Es ist Tag. Regen peitscht die Kupeefenster. Züge mit jungen Truppen kreuzen unsern Weg. Sie singen und lärmen. Ihre Wagen sind bemalt mit Karikaturen und Witzen: „Direkter Schnellzug nach Paris", „Jeder Stoß ein Franzos". Unsere Wagen sind unbeschrieben. Unsere Leute haben den Gegner achten gelernt. Aber sie lernten auch, tagelang im Granatfeuer zu liegen und zu stürmen mit großen Verlusten. Nicht mehr mit lachendem sorglosen Übermut — mit furchtbarem entschlossenen Ernst packen sie den Feind.

Metz, Diedenhofen, Luxemburg. Noch immer kennen wir nicht das Ziel, aber der Kreis der Möglichkeiten engt sich ein. — Wieder wird es Nacht. Das Auge wird zu müde, dem Weg, den wir nehmen, zu folgen. Aufgeschreckt, sieht es Telegraphenstangen, niedere Laubhütten am Bahnkörper. Die Lichter des vorüberfahrenden Zuges blinken auf Bajonetten.

Der Zug hält. „Aussteigen" bläst das Signal. Wir umdrängen die Stationsbeamten. Der Bahnhof ist Assesse, fünfzehn Kilometer vor Namur. Die Ungewißheit ist zu Ende. Von hier geht's im Landmarsch zur Nordarmee.

Marsch durch Belgien in die Picardie

Wir ziehen in einer Spur, die eherne Pflugschar riß. Eine deutsche Armee hat die Straße gebahnt, daß wir jetzt durch Feindesland marschieren, ruhig und sicher wie in der Heimat. Die Male, die sie setzte, stehen am Weg — warnende Menetekel.

Gleich das erste Dorf ist niedergebrannt. Zwischen den leeren Mauern ist nichts als Schutt. An den geschwärzten Giebeln klettern Kamine frei in die Luft, seltsam anklagend und drohend. Im Grund zieht die Bahntrasse; der Bahnhof ausgebrannt. Weiterhin die Kirche — ein Trümmerhaufen. Das Schlößchen oben am Hang liegt noch zwischen zierlichen Blumenrabatten, aber den Mauern fehlt das Dach, dem Turme die krönende Zinne, als hätten Kinderhände spielerisch den Bau gefügt und, vorzeitig müde, unterlassen, ihn zu vollenden.

Diese Straßen sind leer und öd. Das Leben ist vor dem Tode geflohen. Nur die Gärten stehen allüberall unberührt, blühen und duften ihrer selbst genug. Übervoll sind sie von großen leuchtenden Blumen.

Furcht und Unterwerfung ist dem zu Kriegsbeginn auflodernden blutgierigen Fanatismus gefolgt. Die Trümmerstätten der Dörfer, die das Strafgericht getroffen, sind stumme Warner Tag und Nacht. Dem Sieger begegnet das Volk mit kriechender Dienstwilligkeit. Kein Hut bleibt auf dem Haupte, wo er einreitet.

Es ist Herbst. Aus dem Sommer sind wir in den Herbst gekommen. Noch sind seine Anzeichen nicht da, aber man fühlt sein Nahen. Die Sonne strahlt noch am blauen Himmel, aber die sengende Wärme fehlt ihr, die das Blut in den Adern so heiß kocht, daß die Überfülle der Lebenskraft die Gefäße sprengen will. Es ist, als resigniere sie, gebe mit mattem, mildem Lächeln die schwindende Kraft.

An den Spalieren hängen die reifen Birnen in dichten Büscheln, drängen sich zu Trauben zusammen, die der Riesentraube gleichen, wie sie die Abgesandten Judas aus dem gelobten Lande brachten. Herbstzeit! Die Astern brennen in roten, blauen und gelben Gluten, ein letztes Verschenken und Verschwenden, schon mit dem Unterton von Müdigkeit und Resignation. „Das ist der Herbst, der bricht dir noch das Herz, fliege fort, fliege fort..."

Wir reiten weiter. Wie lange marschieren wir noch so? Wann kommen wir wieder an den Feind? Als die Dämmerung weicht, senkt sich der Weg; in scharfen Kurven klettert die Straße hinab. Unten fließt die Maas. Sie sollte die deutschen Heere aufhalten, bis die Verbündeten mit überlegener Macht heran.

Im engen Flußtal liegt Dinant, einst ein beliebtes Ausflugsziel für Lüttichs Einwohner. Dichtbesetzte Dampfer fuhren an Sonntagen dorthin die Maas hinauf. Jetzt haben es deutsche und französische Geschütze um die Wette zusammengeschossen. Erst schossen die Deutschen darauf, und nachdem sie den Ort gestürmt, die Franzosen.

Straße auf, Straße ab nur Schutt und Trümmer. Ein Schild „Entrée de l'hôtel" sieht man noch über dem Tor eines großen Gebäudes, aber bis an seinen Rand reichen die Schuttmassen.

Die Brücken über die Maas hat der Feind vor seinem Abzug gesprengt. In der Mitte sind die mächtigen Bogen

zerrissen und haben sich gegeneinander geneigt, als wollten sie sich verbeugen. Wie eine Berg- und Talbahn laufen sie in Wellenlinien über das Wasser, das trübe zwischen den geborstenen Enden strömt.

Die Kolonne zieht über eine Kriegsbrücke, die sächsische Pioniere im feindlichen Feuer schlugen. Über die Hälfte zahlte die Arbeit mit ihrem Leben.

Am andern Ufer liegen weithin verstreut noch immer die Spuren der Schlacht: verlassene Schützengräben und Geschützstände, Uniformstücke, zerschossene Fahrzeuge. Der Marsch geht fort auf endlos geraden Straßen. Pappelalleen laufen zu beiden Seiten mit.

Es regnet und regnet. Der Himmel hängt tief herab und drückt auf die Marschierenden. Die Infanterie hat die Zeltplanen übergeworfen. Sie buckeln sich über den Tornistern, und es sieht von der Ferne aus, als kröche ein unabsehbarer Zug brauner Schildkröten heran. Die Pferde lassen die Köpfe hängen, trotten trübselig mit langen Zügeln. Von dem glatten Fell rinnt das Wasser. Mit der vollkommenen Nässe kommt die vollkommene Gleichgültigkeit.

Aber am Abend erwartet die Durchnäßten ein trockenes Quartier. Belgische Gastfreundschaft harrt ihrer. Wirklich ist es so. An allen Häusern hängen weiße Fahnen. Der Ärmste hat ein Taschentuch an einem Stecken herausgehängt. Mit Kreide steht es an den Türen: „Bitte schonen, gute Leute!" oder „Gute Leute, geben deutschen Soldaten alles!" Wir dachten, Truppen vor uns hätten das geschrieben, aber anscheinend stammen die meisten Inschriften von den Bewohnern. Augenscheinlich wollten sie sich selber einen Freibrief ausstellen.

Aber sie halten, was sie versprachen. Sie geben tatsächlich alles, was sie haben, und wetteifern, es den Deutschen so angenehm wie möglich zu machen. Es fällt

den Kommandeuren schwer, unter diesen Umständen die strengen Bestimmungen durchzuführen, die das Generalkommando zur Sicherung der Truppen anordnet.

Der Stab liegt in Renlis beim Pfarrer im Quartier. Er nimmt uns auf wie langerwartete Gäste, räumt uns seine Zimmer ein, deckt für uns den Tisch. Er sorgt um jede Kleinigkeit. Während seine Köchin die letzten Hühner rupft, schält er selber die Kartoffeln.

Es ist eine unangenehme Zwickmühle. Wie soll man sich zu den freundlichen Wirten stellen? Gehören sie doch dem gleichen Volke an, das Kameraden hinterrücks gemordet, grausam gemartert hat. Sind sie unschuldig? Ist es wahr, was sie sagen, daß das Volk den Krieg nicht gewollt, daß es hineingehetzt worden sei?

Auf dem Schreibtisch des Pfarrherrn liegen belgische Zeitungen. Zu spät sucht er sie zu verbergen. Sie sind voll lächerlicher, gemeiner Verleumdungen. So absurd sind die deutschen Soldaten vorgeworfenen Grausamkeiten, daß man nicht von Entstellungen oder Übertreibungen reden kann. Es sind glatt erfundene Scheußlichkeiten, wie etwa die, daß deutsche Truppen im Gefecht Gefangene nackend vor der Schützenlinie hertreiben.

Ist das Volk wirklich nur aufgehetzt? Bis zu einem gewissen Grad mag die Herzlichkeit, mit der sie uns begrüßen, echt sein; denn ihre französischen Befreier haben in der kurzen Zeit, die sie im Lande waren, bös gehaust. Besonders die Weinkeller sind gründlich ausgeplündert, und in einem Lazarett, das wir passierten, liegen ein paar belgische Mädchen, die französische Turkos so zugerichtet haben, daß sie wohl kaum wieder aufkommen werden.

Meint die Bevölkerung hier es ehrlich? — Als sich herausstellt, daß der Pfarrer noch westeuropäische Zeit hat, macht ihn der Oberst auf die Verordnung des Gouverneurs auf-

merksam, daß in Belgien jetzt deutsche Zeit gelte. Da schießt alles Blut in das glatte bartlose Gesicht, und es ist, als fiele eine Maske. Für einen Augenblick allerdings nur, für einen winzigen kurzen Augenblick. Aber was für Sekundenbruchteile in diesen Augen steht, ist verzerrte Wut und Haß, abgrundtiefer Haß. — Wir Deutschen sind doch Toren, die fremde Tücke und Gemeinheit erst glauben, wenn wir sie am eigenen Leibe erfahren.

Über die Grenze geht es, und weiter, immer weiter nach Westen; vorbei an Maubeuge, an St.-Quentin, Namen, die Deutsche nicht vergessen werden. Wir reiten als Sieger durch ein unterworfenes, reiches Land. Bilder werden wahr, wie unsere Väter sie uns aus dem Siebziger Kriege erzählten. Wir wohnen in Schlössern, die die Besitzer verlassen, und schlafen in seidenen Betten, deren Eigentümer geflohen.

Bei Joucourt hören wir das erste vom Feinde. Eine preußische Kavalleriedivision hat starke feindliche Reitermassen vor uns gemeldet. Von morgen ab hat der Friedensmarsch ein Ende; der Krieg beginnt wieder.

Wir haben in einem kleinen Chalet Quartier. Der Feldzug hat ihm übel mitgespielt, aber die Ansprüche sinken im Kriege. Wir sitzen um den großen runden Tisch. Die Dämmerung ist hereingebrochen. Die Kerze tropft auf die Tischplatte.

Wein ist reichlich requiriert worden; einer von uns hat sogar ein Grammophon aufgetrieben. Jeder sitzt weit in den Stuhl zurückgelehnt und lauscht. Die Gesichter verschwimmen im Dämmern. Das Grammophon spielt und spielt. Es ist ein herrlicher Apparat, und wir haben seit sieben Wochen keine Musik mehr gehört.

Ganz still ist's geworden. Ein jeder denkt an daheim. Die Kerze flackert. Eine Welle von Traurigkeit zieht durch den Raum ... Nein, wir wollen fröhlich sein. Eine neue Platte! Zigeunermusik und Walzer, immer wieder Walzer ...

Wieder am Feind!

In das automatisch gleichmäßige Vorwärtsschieben der Divisionen auf der staubigen Marschstraße kommt ein plötzliches Stocken. Gewehrfeuer knattert auf. Im nächsten Augenblick kommt an Vorhutführer und Artilleriekommandeur, die an der Spitze des Haupttrupps der Vorhut reiten, die Meldung, daß die Infanteriespitze auf feindliche Kräfte gestoßen sei.

Die Vorhut entwickelt sich zum Gefecht. Kavalleriepatrouillen werden rechts und links weit hinausgeschoben, Infanteriezüge folgen. Das Vortrupp-Bataillon hat Roisel — den Ort vor uns im Grunde — bereits passiert und geht in Schützenlinien die jenseitigen Hänge hinauf.

Die Artillerie soll baldmöglichst in Stellung. Ein Artillerieoffizier reitet zur Erkundung vor. Im Dorf sieht man nur die grauen Uniformen unserer Infanteriepatrouillen, die den Ort nach zurückgebliebenen Feinden absuchen. Die Bewohner haben sich in die Häuser geflüchtet. Bürgermeister, Pfarrer und Lehrer werden gerade als Geiseln abgeführt. Neben dem ersten schreitet resolut seine Frau, die sich von dem Gatten nicht hat trennen lassen. Auf dem Marktplatz steht der erste Gefangene, ein Kürassier, ein prächtiger, stämmiger Bursche. Seines Pallasches, Kürasses und Helmes hat man ihn beraubt. Trotzig steht er neben dem ihn bewachenden Infanteristen. Auf der Brust trägt er die wattierte Küraßunterlage. Sonderbar muten uns doch diese veralteten, prächtigen, aber unpraktischen Uniformen an. Nach Möglichkeit sucht die französische Heeresverwaltung ihre ärgsten Mängel zu beheben. So verdecken graue Überzüge das blanke Metall von Küraß, Helm und Säbelscheiden. Die Infanterie bindet sich, wo die blaugrauen Schutzüberzüge fehlen, Tücher über die weithin

sichtbaren roten Käppis. Aber das alles sind doch nur Hilfsmittel. Aus den Aussagen aller Gefangenen hört man immer wieder heraus, wie unheimlich ihnen unsere schwer sichtbaren grauen Uniformen sind.

Die Infanterie ist in flottem Vorschreiten; auch die Artillerie bleibt nur kurze Zeit in der erkundeten Stellung. Anscheinend stehen nur schwächere feindliche Kräfte, Kavalleriekörper, uns gegenüber.

Es sieht lustig aus, wie die Infanterie in langen Linien die Hügelketten hinaufkriecht. Mit einem Male hemmt Schrapnellfeuer ihr Vordringen. Die Schützenlinien legen sich hin, die nachdrängenden Unterstützungstrupps decken sich am Hang, in einer Mulde, hinter einem Ravin.

Der Gegner hat seine reitenden Batterien in Stellung gebracht, mit gewohnter Geschicklichkeit in dem unübersichtlichen Gelände unauffindbar aufgestellt. Eine Artilleriepatrouille soll sie wie auch eine Stellung für die eigenen erkunden.

Die große Straße den Hang hinauf steht unter Feuer. Die Franzosen schießen mit Schrapnells auf jeden einzelnen Reiter. Hier kommen die Batterien unmöglich durch. Ein zweiter Weg wird versucht. Wieder schlagen Geschosse in nächster Nähe ein. Auf einem dritten geht's. Nur ein kurzes Stück ist eingesehen, das im Galopp zurückgelegt wird. Dann kommt man in die Deckung eines Waldstückes auf der Höhe. Hier liegt seit längerer Zeit die Spitzenkompagnie, und mit Hilfe ihrer Beobachtungen läßt sich wenigstens ungefähr die Lage der feindlichen Batterien feststellen. Ja, es ist manches anders als auf dem Schießplatze, und die genaue Stellung von Geschützen läßt sich überhaupt nur mittels Flieger feststellen.

Sobald unsere Batterien feuern, leisten die Franzosen nur mehr kurzen Widerstand. Gegen Abend können wir in Cartigny einziehen, das gute Quartiere und noch er-

staunlich viel Vorräte bietet. Ein altes Mütterlein ist zu Tode erschreckt über das Eindringen der Quartiermacher. Endlich läßt sie sich beruhigen und faßt Zutrauen. — „Vous n'êtes pas méchant, n'est-ce pas?" — Und sie streichelt vorsichtig den vor ihr stehenden Krieger, so wie man etwa einen großen fremden Hund streichelt, den man beruhigen will, dem man aber noch nicht recht traut.

Am nächsten Morgen setzt die Division über die Somme. Sonderbarerweise suchen die Franzosen dies nicht zu hindern. So kann denn die starke Artilleriemasse, die zur Sicherung des Überganges auf den diesseitigen Höhen steht, wieder aufprotzen, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben.

Wir sind vorgetrabt und reiten dicht hinter der vordersten Infanterie. Nur in einzelnen Dörfern versuchen zurückgebliebene Kavalleriepatrouillen Widerstand zu leisten. Es gelingt, eine abzufangen. Es sind Dragoner. Wir hoffen auf Beutepferde, allein die der Gefangenen sind leider verwundet und unbrauchbar. Doch Sattel und Zaumzeug sind willkommene Beute.

Es ist so viel Zeit, daß eine Chevaulegers- und Artilleriepatrouille rasch das Dorf abstreifen kann, um bei den Ortseinwohnern nach brauchbaren Pferden zu suchen. Bei den großen Pferdeverlusten kann die Armee jeden Gaul mehr gut brauchen. Freilich geht's dabei nicht ohne Härten gegen die Zivilbevölkerung ab. Ein Kamerad, der in Belgien ein größeres Pferde-Requisitionskommando leitete, erzählte von einem Bauernmädel, das von dem einzigen Pferde ihres Vaters nicht lassen wollte. Als alles kniefällige Bitten und Flehen nichts fruchtete und man den Gaul abführte, warf sie sich ihm schluchzend an den Hals und küßte und küßte ihn. — Das ist eine bittere, harte Aufgabe...

Auf der großen Landstraße nach Amiens ziehen wir schnurgerade weiter nach Westen. Wir sollen an den rechten

Flügel der Armee. Die Franzosen müssen wohl Kunde von unserem Marsch bekommen haben. Sie suchen uns mit rasch entgegengeworfener Kavallerie aufzuhalten, bis sie stärkere Kräfte heran haben. Nach übereinstimmenden Meldungen und Gefangenenaussagen ist es eine Kavalleriedivision mit einem Radfahrerbataillon, das uns gegenübersteht. Leider sind sie nicht zu fassen, sie sitzen immer wieder rechtzeitig auf und ziehen ab, während ihre reitenden Batterien uns aus großen Entfernungen beschießen und zu starker Artillerieentwicklung zwingen.

Trotzallledem wird der Vormarsch möglichst in Fluß gehalten; die herausgezogenen Batterien werden im Trabe nachgeführt. Wir wollen uns nicht aufhalten lassen. Dorf auf Dorf wird kurzerhand genommen.

Nach kurzer Mittagsrast geht es weiter. Der Vorhut ist noch mehr Artillerie zugeteilt worden, sogar beim Vortrupp marschiert ein Zug.

Bald knattert es vorne wieder auf. Zur Rechten ist hinter einem Walde Kavallerie gemeldet. Infanterie geht dagegen vor. Im nächsten Dorfe pfeift es von allen Seiten. Wir kommen nicht über den Ortseingang hinaus. Neben einer Scheune stehend sehen wir, wie sich Infanterie zum Angriff entwickelt. In dünnen Schützenlinien schiebt sie sich über den Grund. Von unserem Standpunkt aus läßt sich der Infanterieangriff glänzend beobachten. Sss, sss pfeifen die verlorenen Kugeln. Zur Seite kracht es. Da ist in einem Obstgarten der Artilleriezug aufgefahren.

Lihons, das Dorf vor uns, das sich hinter Gärten und Hecken, Busch- und Baumgruppen fast verkriecht, scheint stärker besetzt zu sein. Feindliche Infanterie ist gemeldet worden; wir haben es nicht mehr allein mit der Kavalleriedivision zu tun. Einerlei, der Ort ist uns durch den eben eingetroffenen Divisionsbefehl als Quartier zugewiesen; das

wollen wir uns bis zum Anbruch der Nacht noch rasch nehmen ...

Wir haben ihn nicht genommen. Der Feind saß in Büschen und Hecken. Unsere Artillerie konnte ihn nicht fassen. Unsere Infanterie litt schwer unter flankierenden Maschinengewehren. Wir wurden müde vom Warten. Statt der erhofften Siegesmeldung kommt Meldung auf Meldung von schweren Verlusten.

Die Nacht naht und das Geknatter will nicht verstummen, das Pfeifen nicht aufhören. Schwer blutet unsere Front und die Tropfen sammeln sich neben uns, wo in einem Gehöft ein Verbandplatz eingerichtet ist. Wie aus einer Wunde das Blut unaufhaltsam zu Boden tropft, so treffen hintereinander die Verwundeten ein: Tropfen auf Tropfen ohne Ende. Mit leidlichem Humor kommen die mit Schüssen in Arm und Hand, schwer humpeln die im Fuß und Bein Getroffenen. Einer stöhnt, dem die Kugel im Rücken sitzt. Zwei Soldaten tragen mehr, als daß sie stützen, einen Offizier. Das Geschoß zerschmetterte den Kiefer. Das Blut rinnt ihm über das Gesicht, strömt in breiter Lache über die Uniform. Die Ärzte arbeiten mit blutigen Händen. Sie können den Strom von Blut kaum dämmen. Den Stabsarzt, der sich im feindlichen Feuer das Eiserne Kreuz holte, trifft eine verlorene Kugel. Wann wird ein Ende?

Der neue Tag bringt keine neue Hoffnung. Der Feind hat frische Truppen herangebracht, mit der Bahn bis hinter die Front geworfen. Schwere Artillerie ist aufgefahren. Sie wirft ihre Granaten ins Dorf. Kreck! kreck! krepiert es in nächster Nähe. Der Dorfteich vor uns spritzt als Fontäne auf; von dem Dach hinter uns rieseln Schutt und Ziegelbrocken herab. Der Ort steht voll Fahrzeuge: Protzen, Patronenwagen, Feldküchen. Sie müssen schleunigst in Deckung. Vor den sich bäumenden Pferden schlagen die Granaten ein.

Die Verwundeten sind gefährdet. Der Verbandplatz muß weiter zurück. Im Torweg steht in Schürze und Gummihandschuhen der Assistenzarzt, ein junger Gynäkologe, und gibt ruhig, fast heiter seine Anweisungen.

Kreck! fährt neben ihm eine Granate in die Mauer. Ein zackiges Loch gähnt; Rauch wirbelt hervor. — „Die Verwundeten!" — Wir stürzen in den Hof, sie aus dem brennenden Hause zu tragen. Im Rahmen der Tür kommt uns ein Sanitätsunteroffizier entgegen. Zwei Kameraden stützen ihn. Hinter ihnen zieht der Rauch aus der Türöffnung.

Beim Verbinden traf ihn die Granate in den Oberschenkel. Nur noch an einigen Fleischfetzen hängt das zerschossene unbrauchbare Glied. Wie der Verwundete mühsam die Stufen vor dem Hauseingang herunterhumpelt, stößt es schwer auf, schleppt unwillig nach, als zögere es, dem Körper zu folgen ...

Um jeden Fußbreit Boden

Der Kampf um Chaulnes und Lihons

Schon dämmert es. Schon verwischen langsam die Konturen von Dächern und Kirchturm des zwischen Bäumen und Büschen fast versteckten Dorfes. Nur kurze Weile noch malt sich die schwarze Silhouette am dunkelnden Nachthimmel, bis die große Finsternis heran ist und alles überschattet mit ihrem Riesenleib.

Da kommt an die Artillerie der Befehl, das Dorf niederzulegen. Büchsenlicht ist längst verdämmert. Allein gleich Panthern haben sich die Geschütze in den Boden gekrallt und den Feind nicht aus den Augen gelassen. Bei Tage wurden Richtung und Entfernung festgelegt. Jetzt sind sie für den Nachtkampf bereit. Eine Richtung ist bestimmt, und von der ausgehend kann der Batterieführer mittels Aufsatz und Seitenverschiebung das Feuer verlegen, wohin er will.

Über die niederen Erdwälle schießen die Rohre der feuernden Geschütze vor und zurück und werfen unter heiserem Bellen den Feuerstrahl gegen den Feind. Rings um den Kirchturm leuchten die Meteore der krepierenden Granaten. Ein lautes Hurra kündet, daß sie trafen. Eine helle Flamme schießt hoch, und breiter Feuerschein leuchtet ruhig und majestätisch durch die Nacht.

Chaulnes und Lihons, die beiden Dörfer, leisten noch immer Widerstand und hemmen unseren Vormarsch. Alle bisherigen Anschauungen und Begriffe vom Kampf um Festungen und befestigte Feldstellungen scheinen umgestoßen. Während die großen, für uneinnehmbar gehaltenen Festungen in unerwartet rascher Folge fallen und weder Panzer noch Beton gegen die Granaten der schweren Mörser-

batterien standhalten, wird andererseits jedes Dorf zur Festung. Tausende von kleinen Werken entstehen vor unserer Front, die sich trefflich im Gelände verstecken, deren Lage man nicht kennt. Um sie alle zu bekämpfen, reichen die Mittel des Festungskrieges — schwere Batterien und Festungskompagnien — nicht aus. Der feldmäßige Angriff aber kostet unverhältnismäßig hohe Opfer.

Unsere Infanterie ist dennoch mit sinkendem Tag nach Chaulnes hineingekommen und hat es sich in dem eroberten Dorf für die Nacht bequem gemacht. Während die Deutschen in seinem nördlichen Teile nächtigen, lagen die Franzosen noch im südlichen. Doch so todmüde und erschöpft waren Freund und Feind, daß keiner etwas vom andern merkte. Friedlich schliefen sie Wand an Wand. Erst am nächsten Morgen, als das Bataillon weitermarschieren wollte, entbrannte in den engen Dorfgassen neuer Kampf. Ein Kampf, bei dem der „bayrische Hausschlüssel", der Kolben, seine gewaltige Arbeit verrichten mußte, und die Gegner stellenweise so hart aneinander gerieten, daß Gewehr und Bajonett als unnütz fallen gelassen und zum „Griffesten" gelangt wurde.

Der Angriff schreitet fort. Eine Batterie ist zu seiner Unterstützung vorgeworfen. Sie feuert neben dem Schloß am Ortseingang. Am Rande des alten Parkes ist ihre Beobachtungsstelle. Die Weißdornhecke, die den Park umsäumt, gibt nur gegen Sicht Deckung, nicht gegen Wirkung. Wir liegen im Strichfeuer der feindlichen Infanterie. Über unseren Köpfen singt es und pfeift es. Krachend brechen die Zweige nieder. Der Batteriechef kniet hinter seinem Panzerschild. Unweit davon hält der Kommandeur des angreifenden Bataillons mit Adjutant und Meldeorganen. Der Steinpfeiler am Parkausgang gibt nur einem Mann Deckung, die andern liegen platt auf der Erde. Ssssss ...

pftt pfeift es durch die Luft und schlägt kurz und dumpf im Boden ein, als schlucke der den Laut.

Dorf und Schloß Chaulnes müssen ehemals ein feudaler Herrensitz gewesen sein. Das Dorf kauert demütig am Hang vor dem die Höhe krönenden Schloß, wie ein Hund vor seinem Herrn. Eine breite Allee mit alten Bäumen führt hinauf. Zu beiden Seiten duckt sich bescheiden das Gewinkel der Dorfgassen. Nur ein paar Häuser aus neuerer Zeit machen sich demokratisch-selbstbewußt unter den übrigen breit: die Apotheke und die Bäckerei. Jetzt sind es freilich ausgebrannte leere Wände. Die Stockwerke sind niedergebrochen; ein paar im Feuer geglühte verbogene Eisenträger krümmen sich zwischen dem brüchigen Mauerwerk. Nur das protzig in Sandstein gehauene Schild über der Tür „Boulangerie“ deutet noch auf die ehemalige Bestimmung.

Auch die Kirche ist ein Trümmerhaufen. Der Turm ist niedergelegt. Der Schutt liegt meterhoch auf den Steinfliesen. Hier haben unsere Granaten gründliche Arbeit getan. Von den Altären sind nur noch Bruchstücke da. Nur ein Glaslüster unter einem Bogengang blieb wie durch ein Wunder unversehrt.

Was stolz und frei sich in die Höhe reckte, ist gestürzt worden. Wie eine Illustrierung des Wortes: „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedrigt werden,“ ist es; denn die kleinen bescheidenen Häuschen sind alle unversehrt geblieben.

Das Schloß haben unsere Geschosse verschont. Die hohen Bäume deckten es. Dafür haben die Franzosen die nach Süden offene Front niedergelegt. So ist der Krieg: Was der Feind verschont, zerstören die eigenen Truppen. Durch die ganze Höhe des Baues vom Dach bis zum Keller ist die Wand aufgerissen. Eine klaffende Wunde legt das Innere bloß.

Ein eleganter Salon nimmt die ganze Breite des Gebäudes ein. Durch die Granatrisse tritt man ins Freie.

Auf den Teppichen, den Damastmöbeln und Gobelins liegt Schutt und Stein. Ein kostbarer Flügel steht aufgeklappt.

Die rückwärtigen Räume im oberen Stockwerk sind frei von Zerstörung. Eine Flucht von Schlaf- und Toilettezimmern reiht sich aneinander. Dämmerig und still ist es hier hinter den fest geschlossenen Läden. Matt blinken helle Marmorkamine. Kostbare Bronzen auf den Konsolen; Gemälde aus Watteaus und Bouchers Schule an den Wänden; Seide, Brokat und Damast.

Ganz rückwärts liegen die Schlafzimmer von Madame und Monsieur, durch ein Toilettezimmer verbunden. Die breiten freistehenden Betten überschatten von der Decke herabhängende Seidenhimmel. Auf Tischchen Flakons und Toilettegegenstände. An allem noch ein feiner Parfümduft und ein verwehender Hauch persönlichen Lebens.

Fast beklemmend ist es in dem schwülen Dämmer, so unmittelbar ist der Eindruck des Lebens, das noch vor kurzem die Räume erfüllt.

Was ist aus dem Schloßherrn geworden? Wo mag die Dame weilen, die hier geboten? Alles ist geflüchtet, kein Diener, kein Concierge zurückgeblieben, bloßgelegt, preisgegeben, was sorgsamst gehütetes, persönlichstes Gut und Eigen war.

Um das Schloß tobte der letzte Kampf im Orte. Noch leuchtet es von roten Hosen zwischen dem Grün des Rasens. Vor dem Tor liegt ein Kapitän, das Gesicht zu Boden gewandt. Das Gold blinkt von Käppi und Ärmelstreifen, Gamaschen und Lederzeug sind noch funkelnagelneu. Stand er erst so kurz im Kriege? Traf ihn so bald das Blei?

Sssss ... sssss pfeifen die Kugeln vom Gefechtsfeld herüber. Tod und Zerstörung. — Am Ende der weiten Rasenfläche schimmert ein Teich. Rot und gelb brennt es zwischen den weißen Steinen der Umfassung. Schon malte der Herbst die Bäume, die ihr Bild in seinen Spiegel werfen.

Leicht kräuselt sich die farbenleuchtende Flut. Ein Schwan zieht darüber hin, unberührt, unbewegt, den Hals hoheitsvoll gebogen; — das letzte, was blieb von dem glücklich-stolzen Leben, das hier geherrscht ...

Vor der Übermacht des Gegners kommt unser Angriff zum Stehen. Mittels Schützengräben nistet sich die Infanterie in dem gewonnenen Gelände ein. Allein inzwischen hat auch der Feind Zeit gehabt, seine Stellung so auszubauen, daß ein Sturm bei Tage aussichtslos erscheint. So muß zum Nachtangriff geschritten werden.

Am späten Nachmittag kommt von der Division der Befehl zum Angriff. In Form knapper Gefechtsaufträge geht er von der Brigade weiter an die Regimenter und Bataillone. Gleichzeitig erhält die Artillerie ihre Anweisungen. Sie soll die ganze Nacht über die gegnerischen Verschanzungen unter Feuer halten. Kurze Pausen zu bestimmten Zeiten ermöglichen den Pionieren, die Annäherungshindernisse zu erkunden und zu zerstören.

An einem Waldstück, dicht hinter seinen Truppen, hält der Brigadekommandeur mit seinem Stabe und den zugeteilten Artillerieoffizieren. Die Befehle sind hinausgegangen; wir sitzen und warten. Drei Telephonleitungen führen zu den beiden Regimentern und zur Artillerie. Drei Ohren lauschen aufmerksam.

Die Nacht ist kalt und klar. Gleichmäßig rollt das Artilleriefeuer. Das Telephon quäkt ab und zu und bringt die Meldungen aus der Schützenlinie. Wir wachen und warten. Der Körper erschauert unter der Kälte.

Der Mond verblaßt. Der Morgen naht mit ungewissem Dämmern. In raschester Folge krachen und donnern die Geschütze — die letzte Vorbereitung zum Sturm.

Die Reserven marschieren an uns vorbei. Lautlos schiebt sich die vielgliedrige Masse vor; grau in grau. Im dämmern-

den Frühlicht sehen die Soldaten wie gepanzert aus, gepanzert von Kopf bis zu Fuß. Eine Masse von Stahl ist es, die da lautlos, unwiderstehlich vordrängt in den Tod.

Mit einem Schlage verstummt das Artilleriefeuer. Eine Sekunde herzbeklemmender Stille. Dann setzt das Prasseln der Gewehre um so wütender ein. — Jetzt stürmen sie.

Im Schützengraben vor Lihons

Das ist das Abendkonzert: Es mag früher oder später einsetzen. Wir mögen noch beim Abendessen sitzen oder friedlich ruhen. Es beginnt mit tödlicher Sicherheit, wie die Sonne aufgeht oder untergeht. Mit ein paar vereinzelten Schüssen hebt es an. Dann wird das Prasseln heftiger und heftiger, läuft an den Linien entlang wie der Funken an der Zündschnur. Nach einer gewissen Weile setzt das Artilleriefeuer ein. Zuerst unterscheidet man noch das Krachen jedes einzelnen Schusses, aber bald fließt der Klang zu einem gleichmäßigen rollenden Donner zusammen.

Dann spielen alle Telephone von den Stäben zur vorderen Linie. Frage und Antwort geht hin und her. Hier oder da sind Patrouillen auf den Gegner gestoßen. Man hat Arbeiten in den feindlichen Schützengräben bemerkt und sucht sie zu stören. Oder es waren auch nur die Signalschüsse eines vorgeschobenen Lauschpostens, dessen überreizte Nerven ihm das unheimliche Geräusch herankriechender Sturmkolonnen vortäuschten. Aus dem geringfügigsten Anlaß entstand schon das heftigste Feuer. Als die Unsern mit lautem Hurra den Fall Antwerpens begrüßten, als das Nachbarkorps den Geburtstag seiner Landesfürstin feierte, da hob der Gegner ein fürchterliches Feuer an. Unsere Truppen hatten die Nerven, es ruhig über sich ergehen zu lassen,

ohne es zu erwidern, mit der stillen Freude, daß die da drüben tüchtig Munition verplemperten.

Mit der Zeit bekommt man eine vollkommene Ruhe, wenn die Franzosen auch wirklich ernsthaft angreifen. Mögen sie es nur recht oft tun. Was Besseres können wir uns gar nicht wünschen. Wo sie es bisher auch immer versuchten, überall wurden sie mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen.

Wenn das Knattern und Rollen eine Weile gedauert hat, flaut es wieder ab. Das Donnern des Artilleriefeuers löst sich in einzelne dumpfe Klänge auf, die nacheinander verhallen. Das Prasseln wird schwächer und schwächer. Behaglich dehnt man sich wieder auf seinem Lager. Von Zeit zu Zeit löst sich noch ein dumpfer Knall, der die Fenster erklirren und das Haus in seinen Fugen zittern läßt. Es ist eine schwere Haubitzbatterie, die dicht hinter dem Dorfe steht, in dem unser Stab liegt. Sie löst von Zeit zu Zeit einen Schuß, die ganze Nacht hindurch, um den Feind nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Plum! verläßt wieder eine Granate ihr Rohr. Schon halb im Schlaf hört das Ohr das Sausen des Geschosses, das gerade über unseren Hof fliegt. Ah! Das ist eine angenehme Musik. Die wiegt einen herrlich in Schlummer. Der Traum spiegelt das Krachen vor, mit dem das Geschoß über den Köpfen der Feinde zerspringt, und wir entschlummern, ein glückliches Lächeln der Befriedigung auf den Lippen...

Jeden Morgen, noch solange es dunkel ist, geht es zur Befehlsstelle der Infanteriebrigade am Wäldchen als Verbindungsoffizier hinaus. Da laufen die Rapporte der Regimenter über die Ereignisse der Nacht ein. Man macht einen kurzen Trab am Waldsaum entlang; denn es ist empfindlich kühl, und überdies ist tagsüber die Beweglichkeit der feindlichen Kugeln und Flieger wegen ein wenig eingeschränkt. Dann färbt sich der Himmel rosa, gelb und purpurn, und

über dem Geäst des Waldes hebt sich die glühend rote Kugel, nach deren segnender Wärme wir uns alle sehnen.

Unsere „Sommervillen" am Waldesrand sind mit der Zeit recht hübsch hergerichtet worden. Bequeme, strohgepolsterte Lehnsessel sind in den Boden geschnitten, Tische und Bänke aufgeschlagen. Und alles ist sorgfältig mit Laub verkleidet. Feindliche Flieger, Franzosen und Engländer, schwirren häufig über unseren Köpfen. Bisher geht der tägliche „Abendsegen" um hundert Meter seitwärts vorbei, und es ist durchaus unerwünscht, daß die gegnerische Artillerie — es ist auch eine schwere englische Batterie dabei, kenntlich an der Reihenfolge von sechs Schuß hintereinander und an den großen gelben Rauchwolken — unseren wirklichen Standpunkt erfährt und ihr Feuer um hundert Meter nach links verlegt.

Sonst ist unser Leben hier ganz behaglich, wenn auch Führer und Truppe vor Ungeduld darauf brennen, daß es wieder vorwärts geht. Nur in den ersten Tagen gab es eine kleine Aufregung. Die Stellungen waren noch nicht ausgebaut, und es gelang den Franzosen, mit einem Bataillon durchzubrechen. Allerdings schloß sich die Lücke wieder und die Eingedrungenen waren abgeschnitten. Man wurde ihrer erst so richtig am anderen Morgen gewahr, da sie sich die Nacht über ruhig im Walde versteckt hielten. Patrouillen stöberten sie auf und in Trupps fing man sie nacheinander ab. Da die Franzosen sich abgeschnitten sahen, leisteten sie keinen Widerstand, bis auf eine Kompagnie. Die streckte erst die Hände in die Höhe und schoß dann die herankommenden deutschen Soldaten nieder, die ihr die Waffen abnehmen wollten. Die Strafe folgte auf dem Fuße, denn die übrigen Deutschen knallten die zusammengedrängte Gruppe in kurzem Schnellfeuer zusammen, ohne Pardon zu geben. Nicht einer blieb am Leben.

Als der erste Gefangenentrupp, einhundertundzwanzig Mann und ein Offizier, vor den General geführt wurden, pfiffen noch einzelne Kugeln herüber. Wir achteten nicht darauf. Die Gefangenen waren alte Bekannte. Das Regiment war uns bei Baccarat gegenübergestanden. Freilich war es arg dezimiert und durch Territorialtruppen — kenntlich an der höheren Nummer — aufgefüllt.

Die Gefangenen sahen teilweise recht heruntergekommen aus. Sie erzählten, daß sie in aller Eile hierher transportiert und nach dem Ausladen gleich ins Gefecht geschickt worden seien. Sie waren es, die die uns gegenüberstehende Kavalleriedivision verstärkten und unseren Vormarsch hemmten. Dieser Krieg ist ein Krieg der Bahnen. Die Truppen werden mit einer unerhörten Beweglichkeit hin und her geworfen. Und leider sind die Franzosen, welche in ihrem Rücken über ein intaktes enges Bahnnetz verfügen, uns gegenüber im Vorteil.

Unter den Gefangenen war auch ein Gymnasialprofessor, der fließend Deutsch sprach. Es war ein kleines, zartes Männchen mit einer Brille. In der gefaßten, zu weiten Uniform, das Gesicht mit den Bartstoppeln seit Tagen ungewaschen, sah er recht kümmerlich und kläglich aus. Er klagte wie die übrigen über Hunger. Seit zwei Tagen hatten sie nicht ordentlich zu essen bekommen. Als sie merkten, daß ihnen nichts geschah, wurden sie jedoch recht aufgeräumt munter und plapperten in der ungeniertesten Weise darauf los. Man hatte ihnen gesagt, daß die Deutschen alle Gefangenen füsilierten, und als sie von den deutschen Erfolgen im Osten hörten, ging ein ungläubiges Staunen durch die Reihen. Sie wähnten die Russen bereits vor Berlin.

Ein Offizier, der seine Uhr verloren, wollte von den Gefangenen eine erstehen. Ein Mann bot ihm mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit die seine an, verweigerte aber

strikte die Annahme jeglicher Bezahlung dafür. Doch Brot und Wurst nahm er gerne. Ehe er selber aß, bot er den Kameraden an und teilte so lange aus, bis ihm nichts blieb als ein winziges Stückchen.

Wir sprachen noch mit den Gefangenen, als plötzlich unvermutet ein Unteroffizier vom Telephontrupp rücklings hinschlug. — „Ah, ein Epileptiker," meinte einer der Gefangenen. Richtig, der Mann wand sich in Krämpfen. Aber als man zu ihm trat, lag er steif und still. Im Rücken zeigte sich ein kleines Loch. Nur wenig Blut klebte daran. Die Kugel war ihm mitten ins Herz gegangen. Irgendeine verlorene Kugel, die durch den Wald geschlagen war und noch so viel Kraft besaß, ein junges Leben zu töten. So dumm ist solch Geschehen, so sinnlos dumm! — Es war ein prächtiger junger Bursch. Im Wald haben wir ihm ein Grab gegraben und frische Blumen darauf getan.

*

Morgenkühle streicht mit dem ersten Dämmern über das Feld. Unbestimmt, unwahrscheinlich groß tauchen aus dem Nebel die Wipfel des Waldes, in dem der Feind liegt.

In ruhigem Jagdgalopp setzt der Gaul über die Stoppelfelder — auf den ungedroschenen Ähren liegen jetzt deutsche Soldaten in den Schützengräben —, der Körper wird warm und die Seele weit. — „Es gibt kein schöneres Reiten als mit dem Morgenwind."

Der letzte Sturm auf Lihons brachte unsere Linie bis dicht an den Ortsrand. Das zur Festung umgewandelte Dorf selbst zu nehmen, war ohne allzu große Verluste, die nicht geopfert werden sollten, unmöglich. Drahthindernisse und Stolperdrähte hemmten den Ansturm; Wolfsgruben und Minen forderten Opfer. Der Feind warf mit Handgranaten und brennenden Zündern, welche die Getroffenen

in Flammen aufgehen ließen. Bereits in die Ortschaft eingedrungene kleinere Abteilungen wurden von starken in Bereitschaft gehaltenen Reserven wieder hinausgeworfen. Aber es gelang wenigstens, den Gegenstoß aufzuhalten, sich vor dem Ort einzugraben und so das gewonnene Gelände zu behaupten. Jetzt trennt ein breiter Streifen offener, eingesehener Felder die vorgeschobenen Schützenlinien von den rückwärtigen Stellungen. Bei Tage sind die da vorn abgeschnitten. Der ganze Verkehr ist nur in der Nacht oder in der Dämmerung möglich.

Es ist spät im Jahr und die Dämmerung liegt lange auf den taufeuchten Feldern, allein die Pferde bleiben doch besser hinter der letzten Deckung zurück.

Die Taubläschen an den Zuckerrüben könnten Blutstropfen sein. So reichlich ist es hier geflossen. Ein jeder Zollbreit Boden ist teuer erkauft. Den gleichen Weg nahm beim ersten Angriff auf Lihons eine Kompagnie, die ein Artillerieoffizier begleitete. Er sollte von der Schützenlinie aus das eigene Artilleriefeuer lenken. Als alle Offiziere seiner Kompagnie gefallen und er den letzten, einen Kriegsschulkameraden, schwer verwundet zurückgebracht, sammelte er die im schweren Feuer zurückgefluteten Truppen und führte sie wieder vor.

Ein tief eingeschnittener Hohlweg nicht weit hinter der Schützenlinie bildet eine gute Deckung. Es ist lange darum gekämpft worden. Jetzt liegt der Kommandeur des linken Flügelbataillons hier mit dem Unterstützungstrupp. Die Mannschaften schlafen noch, am Wege, in Erdlöchern, in Mäntel und Zeltbahnen eingewickelt, die Offiziere mitten darunter.

Der Bataillonsadjutant geht mit in die vordere Linie. Die Straße mit den hohen Bäumen zu beiden Seiten führt schnurgerade nach Lihons hinein. Rechts und links liegen

tote Franzosen. Es war noch keine Zeit, sie zu begraben. Am Wegkreuz, wo die Leichen am dichtesten liegen, sieht ein gekreuzigter Christus auf die Toten herab. Fast unheimlich lebensvoll ist der Leib des Erlösers geschnitzt und bemalt.

Zu beiden Seiten stoßen die Schützengräben an die Straße. Hier endet der Weg. Neben uns, hinter einem Baumstamm gedeckt, feuert ein Posten. Er hat wohl drüben etwas Verdächtiges bemerkt. Im nächsten Augenblick kommt die Antwort. Die Kugel pfeift vorüber und schlägt hart am Boden auf. Dann ist es wieder still.

Freund und Feind liegen in Schützengräben auf zweihundert Meter, auf hundert, ja auf achtzig und sechzig, einander gegenüber. Des Nachts ist alles auf beiden Seiten des feindlichen Angriffs gewärtig. Des Tages bleiben die Mannschaften ruhig auf der Grabensohle. Nur wenige Posten stehen auf der Lauer, schmiegen sich sorgsam an die Deckung und lugen vorsichtig zum Feinde hinüber, ob sich dort nicht ein Unvorsichtiger zeigt. Im nächsten Augenblick kracht der Schuß.

Der große Krieg hat aufgehört, der Buschkrieg ist an seine Stelle getreten. Mit allen Mitteln, mit allen Listen sucht man dem Feind zu schaden. Vor allem probiert man, sich gegenseitig mit Baumposten beizukommen, die von oben in die Gräben wirken können. Es ist ein Kampf der Scharfschützen geworden. In dem Feuer der geschlossenen Schützenlinien können diese sich nicht auszeichnen; jetzt kommen ihre Fähigkeiten zur Geltung. Einer, dessen Ruf in wenigen Tagen weit gedrungen ist, naht gerade, um seinen Posten, hoch oben in einem Baumwipfel, noch bei Dunkelheit einzunehmen. Es ist ein untersetzter, breitschultriger Kerl mit einem struppigen, roten Bart. Die Uniform ist ihm beim Baumklettern zerrissen. Er sieht verwegen und ein wenig verwildert aus. Wegen Wilderns ist er schon in Oberhaus

gesessen, und im Friedensdienst kam er aus den Strafen nicht heraus. Aber Schneid hat er und trotz heftigen Feuers klettert er jeden Morgen auf seinen Baum. Bisher haben sie ihn nicht erwischt, er aber hat bereits nicht mehr und nicht weniger als nachweislich einhundertsiebzehn Franzosen abgeschossen — Menschenjagd! Sie ist ein Sport geworden. Kein schöner, aber ein bitter nötiger. Auf jeden Mann mehr oder weniger kommt es an.

Als wir hierher marschierten, standen wir nahezu am äußersten rechten Flügel, jetzt gehören wir beinahe schon zum Zentrum. Korps auf Korps ist rechts von uns nach Norden hinaufgeworfen. Wie ein Gummiband hat sich die Front gedehnt. Jetzt reicht sie von den Vogesen bis ans Meer. Beide Gegner wetteiferten in dem Bemühen, sich zu umgehen, einer doch nur die Anstrengungen des andern erwidernd.

Nun ist jedem weiteren Versuch eine natürliche Grenze gezogen. Das Meer ruft Freund und Feind ein Halt zu. Nur der frontale Angriff, der Durchbruch bleibt. Auch die Franzosen müssen zu ihm greifen, wenn sie sich nicht ganz in die Defensive zurückziehen und damit jede Hoffnung auf Sieg aufgeben wollen.

Durchbruch! In seiner Erwartung haben sich Deutsche und Franzosen — im wörtlichen Sinne — bis an die Nase eingegraben. Und je länger die Operationen sich hinziehen, desto stärker werden die Stellungen ausgebaut, desto schwieriger und verlustreicher wird der Angriff.

Jeder Tag kann ihn bringen. Aber wo wird er sein? Wo wird die Entscheidung fallen? Niemand weiß es. Ein undurchdringlicher Schleier liegt über den Absichten der Obersten Heeresleitung, der sich kaum vor den höheren Truppenführern um ein weniges lüftet. Mit größter Sorgfalt werden alle Truppenbewegungen und -verschiebungen verborgen gehalten.

Inzwischen geht der Kampf auf der ganzen Front weiter. Man sucht sich möglichst zu beunruhigen und zu schaden. Da oder dort wird ein Vorstoß gemacht, ein Dorf weggenommen oder um eine günstige Position erbittert gerungen. An einer Stelle sind die Franzosen im Angriff, an einer anderen wir. Allein, mag der Kampf auch noch so heftig sein, die Verluste auch noch so groß, es sind doch nur Detailkämpfe, lokale Erfolge.

Die Entscheidung wird nun, wo eine Umgehung nicht mehr möglich ist, durch einen frontalen Angriff fallen. Dieser kann in einem starken Druck auf einen der beiden Flügel bestehen, der die feindliche Front aufrollt, oder in einem Durchbruchsversuch im Zentrum. So wie die Heere sich gegenüber stehen, kann nur eine starke Überlegenheit an einem Punkte den Erfolg bringen. Alles hängt davon ab, ob es gelingt, unbemerkt große Truppenmassen zu verschieben resp. derartige Bewegungen rechtzeitig zu erkennen und ihnen zu begegnen.

In ihren jetzigen Stellungen kann sich die Infanterie gegenseitig wenig anhaben. Das heftigste Gewehrfeuer kann einem im Schützengraben gedeckten Gegner kaum schaden. Die Feuerüberfälle von Baumposten usw. lernt man mit der Zeit parieren. Entscheidende Wirkung kann nur die Artillerie haben, und alles wird jetzt von ihr erhofft und — verlangt.

Das innige Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie ist in den letzten Jahren wohl zur Genüge gelehrt und gefordert worden. Allein der Krieg brachte doch erst die Probe aufs Exempel und entwickelte allmählich die Formen, unter denen sich dieses Zusammenarbeiten am besten vollzieht.

Zur Unterstützung der Infanterie und zur Abwehr eines möglichen Angriffs werden einzelne Batterien und Züge

bis in die Schützenlinie vorgenommen. Gestern brachte ein Zug, der am hellen Tage offen zwischen der Infanterie auffuhr, einen flankierenden Gegenangriff der Franzosen zum Stehen, der unserer Infanterie schon recht zu schaffen machte.

Die beiden Geschütze brachen im Galopp aus dem Hohlweg vor. Ihre einzige Deckung war die Verblüffung der Feinde. Beide Bespannungen blieben zwar liegen, aber sie kamen zum Feuern und die Franzosen mußten zurück.

Freilich, diese vorgeschobenen Geschütze sind sehr exponiert. Die feindliche schwere Artillerie setzt alles daran, sie zu vernichten. Ihr Mündungsfeuer verrät sie, und wenn sie sich auch nach Möglichkeit zu decken und zu verbergen suchen, häufig entdeckt sie doch ein schwirrender Flieger.

Kurze Zeit nach seinem Besuch geht dann ein heftiges Granatfeuer los. Groß ist die Freude, wenn eine Scheinanlage den Gegner narrt und die schwarzen Trichter der Rimailhos einige hundert Meter daneben aufwirbeln. Aber oft genug haben sie uns leider dennoch erwischt, und in mehr als eine Batterie sind zwei Volltreffer hintereinander geschlagen, die das Geschütz zerschmetterten und den Munitionswagen in heller Flammengarbe auflohen ließen.

Wohl gräbt man die Batterien nach Möglichkeit ein, aber gegen die schweren Granaten geben feldmäßige Deckungen nur ungenügenden Schutz. Erst ganz vor kurzem war's, da überfielen französische Rimailhos mitten in der Nacht eine unserer Batterien, und gleich einer der ersten Schüsse ging in den Beobachtungsstand und durchschlug die Eindeckung. Die in dem niederen Raum krepierte Granate zerriß den wachthabenden Offizier, einen lieben Kameraden, samt allen Kanonieren.

*

Ein wunderschöner Laufgraben führt jetzt in die Schützenlinie. Vor ein paar Tagen pfiffen die Kugeln noch, wenn man bei einem Morgenbesuch in der vorderen Linie allzu säumig gewesen und der bergende Nebelschleier begonnen hatte, sich zu teilen, ehe man den schützenden Wald erreicht.

Aber jetzt kann man zu jeder Tageszeit ungefährdet hin und her passieren. In ein paar finsteren Nächten haben die Pioniere den fast tausend Meter langen Sappenweg gegraben. Durch den Wald ist eine Kolonnenstraße geschlagen. Ein lustig flatterndes weiß-blaues Fähnchen zeigt an, wo man an dem Rübenacker in das Dickicht einbiegen muß. Und an jeder Biegung, an jeder Kreuzung weisen weiter Fähnchen den Weg und künden, daß hier gut Bayern ist. Die Franzosen selbst haben diese Wegweiser in unseren Landesfarben liefern müssen. Sie fanden sich auf der Mairie und mochten sonst am Nationalfeiertag zur höheren Gloire de la France feierlich blau-weiß-rot geprunkt haben. Mit unbekümmerter Selbstverständlichkeit haben die Pioniere das Rot abgetrennt und gut bayerische weiß-blaue Fahnen daraus gemacht.

Auf einmal senkt sich der Weg; wie in eine Grube, einen Schacht geht es hinunter. Das schützende Buschwerk hört auf, die Sappe beginnt. Schnurgerade läuft sie gegen den Feind, allein alle paar Schritte macht sie einen scharfen Knick. Rechtwinklig springt eine starke Schulterwehr vor, die dem Feinde die Einsicht in den Graben nimmt und seine Kugeln auffängt. So geht es im Zickzack immer hin und her. Die aufgeschüttete Erde ragt hoch über den Kopf. Die Grabenwand ist lehmig und feucht. Kröten und Frösche hüpfen auf seiner Sohle. Die ersten hebt man wohl auf und setzt sie auf die Böschung, damit sie nicht von groben Soldatenstiefeln zertreten werden. — Mitunter läßt einem der Krieg Zeit zu Mitgefühl mit der armseligen Kreatur, und dann

ist es doppelt groß. Allein es sind ihrer zu viele, und der Fuß schreitet achtlos über sie hin.

Hin und her führt der Weg, schier endlos. Endlich zweigen Latrinen ab, das erste Anzeichen der Stellung. Dann kommen Deckungsgräben für den Unterstützungstrupp mit dem Unterstand des Bataillonskommandeurs. Doch der Führer ist vorn in der Linie.

Der Schützengraben überquert die Landstraße. So steinhart ist hier der Boden, daß man ihn nicht auf volle Mannestiefe ausheben konnte. Gebückt muß man hinüberlaufen. Drüben im Unterstand sitzen Kompagnie- und Bataillonsführer beisammen. Es ist kein Ende abzusehen, wie lange die Division noch vor Lihons liegt. So haben sie sich den Raum mit der Zeit ganz gemütlich hergerichtet. Tisch und Bank sind aufgeschlagen und die Häuser des nahen Chaulnes haben Matratzen, Decken und sogar Bilder zur Ausschmückung der kahlen Wände liefern müssen. Die Feldpost bringt ihre Gaben bis hierher, — hundertfünfzig Meter vorm Feind, und auf dem Spirituskocher kann man recht gut einen Nachmittagskaffee bereiten.

Auch die Mannschaft liegt schußsicher in geräumigen Untertreträumen. Sie sind sauber mit Bohlen abgedeckt und mit Stroh ausgelegt. Die Leute liegen trocken und bequem darin. Das ist freilich alles erst jüngeren Datums. Die Truppen liegen schon über vierzehn Tage vorm Feinde. Erst mit der Zeit und mit Hilfe der Pioniere konnte die Stellung so ausgebaut werden. Die erste Zeit schützte vor Kälte und Nässe bloß der Mantel, — und die Nächte sind schon bitter kalt jetzt. Die Verpflegung konnte nur in der Dunkelheit vorgebracht werden. Abends um neun Uhr wurden warmes Essen und Kaffee in Feldkesseln vorgetragen. Oft erhielten die Träger Feuer; dann gab's Verzögerungen und das Essen kam lau oder kalt in die Stellung. Und dann gab es

für die nächsten vierundzwanzig Stunden überhaupt nichts mehr. Nach einer Nacht auf kaltem harten Boden schüttelt die mit dem neuen Tag einsetzende Morgenkühle die starren Glieder. Wenn dann der wärmende Trunk fehlt, das ist bitter.

Auch jetzt noch ist dies tagelange Liegen in den Schützengräben keine Kleinigkeit. Sie sind das reine Gefängnis. Jede Bewegung ist abgeschnitten; denn es sind nicht so viele Leute da, um einen Teil zum Spazierengehen zu beurlauben. Jede Möglichkeit fehlt, sich zu reinigen, die Wäsche zu wechseln. Und vor allem: Wenige Meter entfernt liegt der Feind, ein wachsamer, unnachsichtiger Feind, der für jede unvorsichtige Bewegung eine Kugel hat. Und ist der Achtsame auch sicher vor Infanteriegeschossen, so gelingt den feindlichen Batterien doch ab und zu ein Volltreffer in die Gräben. Dann heißt es ruhig und wehrlos ausharren und zusehen, wie liebe Kameraden von Granaten zerrissen werden, ohne ihnen helfen, ohne sie rächen zu können.

Kein Augenblick in Ruhe, keine Minute in Sicherheit. Jede Nacht kann einen feindlichen Angriff bringen. Jede Nacht steht ein Drittel der Leute schußbereit im Graben. Ihre Augen starren angestrengt ins Dunkel. Die übrigen liegen neben ihnen, das Gewehr im Arm. Nur wenige Minuten bleiben zur Abwehr eines plötzlich heranstürmenden Gegners. Jedes Gewehr muß sofort zu seiner Abwehr eingesetzt werden. Jede Nacht prasselt das Gewehrfeuer los. Jeden Augenblick droht der Sturm. Nur kurze Spannen eines unruhigen, nervösen Schlummers, den jähes Aufschrecken endet. Das zerrt an den Nerven.

Und doch ist die Stimmung glänzend. Nichts von Ermattung, Überdruß oder Nervosität! Alle Unbilden haben den Mannschaften nicht ihren guten Humor nehmen können. Soweit sie nicht schlafen, hocken sie vergnügt beisammen und spielen Tarock.

Die Posten lugen vorsichtig über die Deckung, nur so lange, daß drüben keine Zeit bleibt, auf den sich zeigenden Kopf zu zielen. Oft schlägt die Kugel ein, eine Sekunde, nachdem der Beobachter sich wieder geduckt, und manchen traf sie in die Stirn, der zu lange verweilt.

Die Sappe führt an der Hauptstellung noch eine Strecke weiter nach vorwärts. In einem Seitengraben steht ein Minenwerfer. Das sind kleine, plumpe Mörser, die auf nahe Entfernungen Minen von einem Zentner und mehr Gewicht werfen. Die Minen explodieren im Auftreffen mit mächtigen Rauchwolken und lautem Krachen. Es ist nicht leicht, mit ihrem so kleinen Ziel die feindlichen Erdbauten zu treffen. Erreichen sie aber ihr Ziel, so sind sie von fürchterlicher Zerstörungskraft.

Einige Meter vor dem Minenwerferstand endet die Sappe. Um ihren Kopf vor Überraschungen zu sichern, ist sie rechts und links zu einem kurzen Schützengraben ausgebaut. Man hat dasselbe Gefühl wie im Bergwerk, wenn man „vor Ort" steht, am Ende des Stollens, wo die großen Bohrmaschinen stehen, die unaufhörlich den Gang weiter durch die Erde treiben.

Hier endet der Stollen. Nur durch die Erde ist weiteres Vordringen möglich. Auf achtzig Meter gegenüber liegt der Feind. Hier ist die Brustwehr doppelt stark und mit Sandsäcken versichert. Zwischen den Säcken sind viereckige Löcher ausgespart, in denen auf Auflagern die Gewehre schießbereit liegen. Es ist der reine Scheibenstand. Ab und zu tritt auch der Kompagniechef heran und feuert einen Schuß ab.

Durch die viereckigen kleinen Löcher sieht man hinaus. Drüben liegt Lihons. Man sieht zwischen dem Buschwerk nur Trümmer. Die Granaten der schweren Haubitzbatterien und die Minen haben keinen Stein auf dem anderen gelassen. Aber unter den Trümmern hat sich der Feind ein=

genistet. Ein zäher, tapferer Feind, der ruhig im Granatfeuer ausgeharrt, und den nur das Bajonett aus seinen Stellungen vertreiben kann. Alpentruppen und Schwarze sind dabei.

Wie tot und erstorben sieht der zerschossene Marktflecken aus. An seinem Rande ziehen sich die feindlichen Schützengräben hin. So versteckt sind sie zwischen den Hecken, daß nichts von ihnen zu sehen ist. Was man sieht, ist hier und da ein kleiner viereckiger schwarzer Fleck. Das ist ein Loch, wie wir sie haben; darin liegt ein Gewehr, und dahinter steht möglicherweise ein Kopf. Dahin feuern wir von Zeit zu Zeit, wie die drüben gegen uns.

So liegen sich beide Heere gegenüber, auf der ganzen langen Front. Alles Sinnen und Trachten dient nur dem einen Ziel, wie dem Feinde möglichst Abbruch getan werden kann, und bei der nahen Entfernung, auf der man sich gegenüberliegt, bekommt der Krieg etwas von der persönlichen Erbitterung eines Kampfes Mann gegen Mann.

Der Stellungskrieg im Westen

Die daheim und die im Felde

Ihr daheim seid unser Herz! Wir im Felde sind das Hirn, das für euch denkt; denn nur ein Denken hat Wert: der Krieg. Wir sind der Arm, der für euch schafft; denn nur auf ein Schaffen kommt es an: die Schlacht.

Ihr aber seid unser Herz! — — Das Hirn würde versagen, die Hand verdorren, wenn ihr nicht für uns mühet und sorget. Im Vaterland rollt das Leben weiter in altgewohnter Bahn, zieht der Bauer hinter dem Pflug, surren und sausen die Räder in den Fabriken; aber aller Arbeit Zweck und Ziel ist nur, darf nur sein, uns frisches Blut zuzuführen, daß das Hirn klar bleibt, die Faust schlagbereit.

Ihr seid das Herz! Wir fühlen, wie es zuckt und schlägt. Was ihr denkt und glaubt, ist von Einfluß auf den Gang der Schlacht. Eure Zuversicht belebt uns, euer Kleinmut drückt uns nieder. Wir sind keine Soldateska, keine Schar angeworbener Söldner. Der Krieg ist uns nicht Selbstzweck; seine Bürde nur erträglich im Gedanken an daheim.

Wir leben von einem jeglichen Wort, das aus eurem Munde kommt. Der Marsch mag noch so schwer und drückend gewesen sein, das Gefecht noch so heiß und aufreibend, die Müh' ist vergessen, der Schmerz verstummt, wenn Brief und Zeitung melden, daß ihr an uns denkt. Der Körper wird wieder frisch, der Sinn wieder frei, wenn ihr uns gute, frohe Worte sendet.

Unser ist die Tat. Der Worte können nicht so viele von uns zu euch gehen, wie ihr uns schickt. Manches bleibt ungesagt, was das Herz derer bewegt und oft bedrückt, die

für ihr Land und Volk im Felde stehen. — — Wessen Werkzeug aber im Frieden die Feder gewesen, wessen Werk das Wort, dessen Pflicht ist es nun, für die anderen zu sprechen, die stumm und klaglos ihre harte Pflicht getan.

Als der Krieg ausbrach, da ging wohl ein Begreifen durch unser Volk und ließ es sich in unerhörter Kraft und Einigkeit erheben. Ein dunkles Ahnen war's in jedem, daß der Krieg auch ihn, ihn ganz persönlich träfe, daß es um Freiheit und Leben, um Haus und Hof, um Weib und Kind gehe. Wem vorher noch das Ausland lieb war wie die Heimat, wem es gleichgültig dünkte, ob Elsaß deutsch oder französisch, ob Deutschland mehr oder minder mächtig, der erkannte, daß es für ihn nur mehr eine Stätte gab, wo er in Ruhe und Sicherheit sein Haupt hinlegen konnte: das eigene Land.

Aber die Zeit rollt weiter. Die Kriegsnot zog fort in das Land der Feinde. Was blieb, war manche Sorge, manche Unbequemlichkeit, die der Feldzug für die Daheimgebliebenen mit sich brachte. Das tägliche Leben, die tägliche Arbeit gingen nach kurzer Stauung weiter wie im Frieden, brachten ihre tägliche Sorge, ihren täglichen kleinen und kleinlichen Ärger, ohne danach zu fragen, daß Größeres auf dem Spiele stand als die Sorge um täglich Brot und Wohlbehagen.

Ihr seid unser Herz. Tausend Nervenstränge führen von euch zu uns. Und sie meldeten auch manches Zagen, manchen Kleinmut. Manchen — nicht vielen — dauerte es zu lange, war der Sieg nicht rasch, nicht gewaltig genug, war die eigene kleine Unbequemlichkeit schon zu groß. Und das zu einer Zeit, wo die schwerste Arbeit uns noch bevorsteht, wo ein tapferes, stolzes Volk sich zur letzten, wütendsten Gegenwehr anschickt.

Wir sind der Krieg, ihr seid der Friede. Zu tief hat sich uns allen durch halbjahrhundertelange Friedenszeit der Be-

griff des Friedens eingeprägt, als daß sein Gegenpol vorstellbar wäre. Wer's nicht erlebt, kann's nicht ermessen, was das heißt: die Sicherheit von Leib und Leben aufgehoben, Recht und Gesetz entthront, der Mann allein auf sich gestellt.

Was geht den Krieg Fried' und Friedenswerk an. Er kennt nur ein Gesetz, das er sich selber gibt: des Feindes Vernichtung. Als wir Knaben waren, weckten Lehrer unsere Empörung über Barbarenhorden, die auf ihren Kriegszügen unschätzbare Kulturwerke zerstörten, stieg uns die Zornröte auf über die Araber, die Alexandriens kostbare Bibliothek verbrannten. Jetzt ist unter den zu Männern Gereiften, die nun im Felde stehen, manch Kunstverständiger, manch Künstler und Dichter. Aber keiner von ihnen allen würde nicht leichten Herzens alle Kunstschätze darangeben um Leben und Gesundheit eines Einzigen der Unsrigen. Die Franzosen besetzten die Kirchtürme als Beobachtungsposten für ihre Artillerie, armierten sie mit Maschinengewehren, und wir schießen sie zusammen, ohne Rücksicht darauf zu kennen, ob es sich um ein gleichgültiges Dorfkirchlein handelt, ob um die Kathedrale von Reims. Wie selbstverständlich ist das alles! Welch albernes Gewäsche, auch nur ein Wort darüber zu verlieren! Freilich ist's traurig, wenn dabei Kunstwerke verloren gehen, aber nach dem Frieden wird es Zeit sein, es zu beklagen. Jetzt handelt es sich um mehr, um Größeres.

Der Krieg kümmert sich nicht viel um Gesetze, die der Frieden gemacht. Die Genfer Konvention, die Londoner Seerechtsdeklaration, unsere Feinde halten sich nur so lange daran, als es ihnen paßt. Und sie zwingen uns, mit gleicher Münze zu antworten. „Nur zwischen den bewaffneten Mächten wird der Krieg geführt." Wie Hohn klingt's, wenn es aus jedem Hause knallt. Es ist kein Krieg mehr zwischen Heeren.

Es ist ein Ringen der Völker. Fast jedes Mittel gilt, erlaubt ist, was Vorteil verspricht.

Furchtbar ist der Krieg geworden und furchtbar für das unglückselige Land, das ihm als Schauplatz dienen muß. Vae victis! Die Fluren sind zerstampft, die Dörfer zerstört. Die männliche waffenfähige Bevölkerung ist gefangen fortgeführt. Frauen, Kinder und Greise sind in Not und Verzweiflung zurückgeblieben.

Solch namenloser, stummer Jammer steht in den Augen der Frauen! — Ihre Männer, ihre Söhne und Brüder stehen im Feld. Seit Wochen, seit Monaten drang keine Kunde mehr von ihnen herüber. Die daheim wissen nicht, leben sie noch, sind sie tot oder liegen sie irgendwo krank und verstümmelt, im Elend, unerreichbar der Hilfe und Sehnsucht der Ihren. Seit Wochen und Monaten keine Nachricht, keine Kunde mehr von der Welt, kein Brief, keine Zeitung. Zwischen ihnen und den Ihren der eiserne, unerbittliche Ring der Feinde.

Das Grauen ist durch das Land gegangen und hat sein fahles Zeichen jedem aufgedrückt, der es geschaut. Die Freude ist verdorrt, das Lachen erstorben. Stumm ist der Jammer und schrie nur auf zum letzten Male, als man die waffenfähigen Männer fortführte. Wie schrien da die Frauen! Wie klammerten sie sich schluchzend an Söhne und Gatten und wollten sie nicht lassen. Und dann vor der Tür die bleiche Not, die niedrige Sorge um ein bißchen trocken Brot.

Das ist der Krieg. Weiß Gott, wir haben's nicht gewollt! Gezwungen nur und zögernd, nach und nach hat die Heeresleitung so strenge Maßregeln ergriffen. Sie hat nur angeordnet, was unerläßlich ist zur Sicherung unserer Truppen, und ungern nur befolgen diese die strengen Befehle.

Vae victis! Käme je der Feind in unser Land, eine Woge des Grauens zöge vor ihm her. Unser Eigentum würde ge-

plündert und verwüstet, unsere Männer gemordet, unsere Frauen geschändet.

Noch ist der endgültige Sieg nicht fest in unserer Hand. Denkt daran, ihr daheim, wenn der Krieg euch Lasten und Beschwerden auferlegt. Sicher leidet auch ihr unter dem Krieg, vielleicht mehr und schwerer als wir ahnen. Mancher, der seine Dienste dem Vaterlande geweiht, der zu Hause sich aufreibt in mühsamem, undankbarem Kleindienst, neidet unser Los, findet es leicht und herrlich, für das Vaterland zu sterben.

Dulce et decorum est pro patria mori! — Aber nie erscheint das Leben süßer und begehrenswerter, als wenn der Tod es umdroht. Wohl ist der Tod herrlich im Taumel des Kampfes, im Vollgefühl der Mannheit, im Rausch des Sieges. Allein wie vielen ist's beschieden, so zu sterben im Morgenrot, im Vollbesitz der Kraft. Leicht dünkt der Tod, wenn alle Säfte des Körpers schwellen. Doch wenn seine Kraft erschöpft ist durch übermenschliche Anstrengung, seine Nerven mitgenommen durch die Eindrücke tage- und wochenlanger Schlachten, dann ist's ein bitteres Sterben. Wenn Leib und Seele das Letzte hergegeben haben an Energie und Spannkraft, dann ruhig liegenbleiben im Granatfeuer, dann raus aus der Deckung und ran an den Feind, den Tod grauenhaft und gewiß vor Augen, dazu gehört mehr als prahlerischer Mut. Wenn der Tod gewiß, dann lockt noch einmal süß und unwiderstehlich das Leben.

Ich möchte meine Stimme erheben für die Hunderttausende, die groß und schweigend ihre Pflicht tun, die ihr Leben hingeben, ihr Blut verspritzen, ohne ein Wort darüber zu verlieren, als ein selbstverständliches Opfer.

Ich möchte das Gewissen des Volkes wachrufen, daß es für die sorgt, die für ihr Land sich hingeben. Spart denen, die zum Krüppel werden, den bitteren Gedanken, daß sie

nun betteln müssen. Macht denen, die in kalter Nacht auf einsamem Feld verbluten, das Sterben nicht noch schwerer durch die Sorge um Weib und Kind daheim, die nun darben müssen.

Ein offenes Wort: Die den Frauen der ins Feld Gerückten gewährte Unterstützung ist gering, es fehlt eben an Mitteln. Und geradezu ungeheuerlich erscheint es, daß die im Kriege in gleicher Weise Steuern zahlen sollen wie die daheim, sie, die dem Vaterland nicht nur mit Blut und Leben zahlen, sondern mit allem, was sie haben, da sie doch dem Staate ihre ganze Arbeitskraft zur Verfügung stellen. Wahrlich zu keiner leichten Arbeit! Und zu Hause sind viele, deren Erwerb und Geschäft ungestört weiterläuft, viele, denen der Krieg unerwartete Gewinne in den Schoß wirft!

Nicht als Almosen, nicht als Gnade darf diese Unterstützung gewährt werden, sondern als ein gutes Recht. Kein Opfer darf für sie zu groß sein, keine Last zu schwer. Können wir ihnen doch nie vergelten, was sie für uns getan. Sie starben, damit wir leben. Was an neuen Werten, an neuer wirtschaftlicher Kraft nach dem Kriege aufblühen wird, sprießt aus ihrem Blute.

Ihr seid das Herz! Es pumpt in unsere Adern neues, frisches Blut. Ein Strom von Kraft geht von euch aus. Von einem Leib sind wir. — — Wir euer Arm, und ihr — — ihr seid das Herz!

In Batteriestellung vor Maricourt

Unter den hohen Bäumen der Allee ist ein leises Klirren. Es kommt aus dem Finstern. Die Nacht ist wie eine Mauer vor den Augen. Man sieht nicht, man ahnt nur die lebende Masse vor einem. Kaum hörbar ein leises Schnau=

ben, Klirren und Stampfen. Die Batterie steht marschbereit. Fahrer und Kanoniere sind Katzen geworden, die im Dunkeln sehen, fast automatisch geht jeder Griff beim Satteln und Schirren; jeder Riemen richtig angezogen, jedes Tau korrekt eingehakt.

Auf leisen Befehl fährt das erste Geschütz an und setzt sich rasselnd auf die Straße. Fahrzeug auf Fahrzeug folgt. Wir reiten an der Spitze der Batterie. Befehl und Meldung gehen von Mund zu Mund. Nur die eisenbeschlagenen Räder poltern dumpf über den harten Boden; sonst kein Laut, kein Licht.

Was ein jähes Anstürmen, ein zähes Festhalten war, ist zum peinlich genau geregelten Dienst geworden, mit auf die Minute bestimmten Zeiten. Soundso viele Tage draußen vor dem Feinde, dann eine bemessene Spanne Ruhe. In regelmäßigem Turnus lösen die Kompagnien und Batterien einander ab. War's ehedem ein buntes Wechselspiel des Krieges, wo man morgens nicht wußte, wo man abends sein Haupt hinlegen werde, so weiß man jetzt auf Tage Aufenthalt und alltägliches Leben voraus. Granatfeuer und die kleinen täglichen Verluste sind ein Bestandteil davon geworden.

Aus dem Dunkel kommt der Anruf der Posten. Wie Gespenster tauchen die vermummten Gestalten neben dem Pferde auf. Durch die Dorfgassen lärmt das Rasseln der Räder. Vor dem Divisionsstabsquartier ein einsames rotes Licht.

Näher geht es dem Feinde zu. Von der Straße biegt der Weg ab auf Wiesen und Felder. Der weiche Boden schluckt jeden Laut. Wie ein Schatten zieht die Kolonne dahin.

Unten am Wald steht die abzulösende Batterie. Zug- und Geschützführer sitzen ab und übernehmen ihre Ab-

schnitte. Jedes Geschütz wartet an seinem Platz, bis das ablösende neben ihm steht, damit im Falle unvermuteten Angriffs die Batterie keinen Augenblick außer Tätigkeit ist. Teilkreiszahlen und Richtung werden übergeben. Keuchend ziehen die Mannschaften die Geschütze aus den tiefen Bodeneinschnitten, plump und schwerfällig rollen die neuen hinunter. Für Sekunden blitzen die elektrischen Taschenlampen auf; dann sind die Teilkreise gestellt, die Geschütze eingerichtet. Die Nacht verschlingt die abziehende Batterie. An ihrer Stelle haben wir die Wacht übernommen.

Unsere Division liegt nicht mehr vor Lihons. Sie hat den Rest der Arbeit dort anderen Truppen überlassen müssen und ist nach Norden über die Somme gezogen. Diese Verschiebungen sind die einzige Abwechslung in der Eintönigkeit des zum Festungskrieg gewordenen Kampfes. Ab und zu dehnt sich die Front oder ballt sich zusammen, Truppen werden herausgezogen oder neue eingesetzt. Man hört von geheimnisvollen Verschiebungen und Transporten. Aber keiner von uns kennt Zweck und Ziel. Wir tun unsere Pflicht und hoffen und glauben.

Im Grunde ist's gleich, wo man steht. Ob so ein verschanztes feuerspeiendes Nest nun Lihons heißt oder Maricourt, ist ziemlich einerlei. Jedes Dorf haben die Franzosen zu starken Stützpunkten ausgebaut, sich davor und dahinter festungsartig eingegraben, und wir haben es ihnen gleichgetan.

Auf Hunderte von Kilometern, von den Dünen Belgiens bis zu den Bergen der Schweiz zieht sich ein doppelter Ring von Gräben um das Innere Frankreichs, wie ein eiserner Reifen um sein Herz. Wenn die Kanonen längst verstummt sein werden, wenn der Pflug seine Furchen wieder ziehen wird, dann werden diese Gräben und Wälle, diese Gruben und Hügel noch lange von dem gewaltigen Ringen er-

zählen. Die Kinder derer, die jetzt als junge Leute im Felde stehen, werden in den unterirdischen Höhlen „Verstecken" und „Räuber und Gendarm" spielen. Obdachlosen Wildschützen und Vagabunden werden die wohnlich eingerichteten Unterstände Quartier gewähren, und Jahre und Jahre werden vergehen, ehe der Bauer all die Gräben zugeschüttet hat, die jetzt kreuz und quer seine Felder und Wiesen durchziehen, seine Wälder umsäumen und seine Gehöfte einfrieden.

Aus den flüchtigen Anlagen sind ganze, in die Erde eingeschnittene Städte geworden. Jede neue Truppe baut sie weiter aus, richtet sie stärker und wohnlicher ein. Unsere Batterie steht im Grunde an dem Damm einer Vizinalbahn, jedes Geschütz in einer Buschgruppe. Wo die Natur kargte, ist künstlich nachgeholfen, so geschickt, daß sogar jetzt, wo die Blätter fallen, selbst ein geübtes Auge die Täuschung nicht merkt. Nur ein Zug mußte den Hang hinauf in einen Rübenacker gelegt werden.

Die Dämmerung weicht nur zögernd; es wird ein trüber Tag. Die Wolken stehen unbeweglich, träge und regenschwer wie straffgefüllte Euter. Sie platzen, und das Wasser rinnt herunter, gleichmäßig, unaufhörlich.

Das Wetter ist unser Freund. — Sicher stehen wir hinter dem Berg. Kein Feind kann uns sehen. Daß uns seine schweren Batterien bisher vergeblich suchten, künden die Granatlöcher im Umkreis, von denen bisher keine den Weg in die Stellung fand. Nur ein Gegner ist uns gefährlich — der von oben kommt. Gelingt es einem Flieger, uns hier zu entdecken, so weist er den Granaten den Weg, und mit unserer bisherigen behaglichen Sicherheit ist es vorbei.

Aber der Himmel zieht Wolken vor und gibt uns Zeit, unsere Stellung so auszubauen, daß kein Flieger sie finden kann. Die Geschütze am Bahndamm stehen ja wohlgedeckt

in natürlichem und künstlichem Buschwerk, aber oben aus dem Rübenacker blinken verräterisch die nassen Rohre und Radreifen.

Zeltbahnen werden über die Geschütze gespannt. Ihr braunes Leinen hebt sich wenig vom Boden ab. Dann werden Rüben geschnitten, flach abgeschnitten, daß man sie auf die Zeltbahnen setzen kann, und nach kurzer Zeit ist nichts mehr von Rohr und Rad zu sehen. Alles verschwindet unter den Rüben. Ein mäßig hoher Hügel hebt sich aus dem Felde. Schon auf hundert Schritt ist kaum mehr etwas davon zu sehen.

Am Abend geht der Regen noch mit derselben tödlichen Gleichmäßigkeit nieder. An den Stiefeln bilden sich nach wenig Schritten unförmliche Lehmklumpen. Die Mannschaft liegt im Walde in den Unterständen. Nur der Doppelposten, den Karabiner im Arm, wacht neben den Geschützen. Wie ein Maulwurf kriecht man in sein niederes Erdloch. Der Boden vor dem Eingang ist ein zäher Brei. Als Kruste setzt sich der Lehm an der Uniform an.

Der Batterieführer liegt auf der Höhe am Waldeck in seinem Beobachtungsstand, jeder Zugführer bei seinem Zug. Es ist ein einsamer Dienst ...

Der Regen läßt nach. Man kriecht aus seinem Loch, der Sonne nach. Die glitzert in tausend Tropfen von Blättern und Zweigen als blinkender Brillantschmuck. Die Erde dampft, die Luft ist frisch und feucht. Ein Vöglein fängt an zu zwitschern. Auferstehung!

Seit Tagen hat die Batterie weder geschossen noch Feuer bekommen. Frieden mitten im Krieg! Unterdessen haben wir uns im Walde häuslich eingerichtet. Ein jedes Geschütz hat seinen sicheren warmen Unterstand. Für ihren Zugführer haben die Leute eine eigene hübsche Wohnung in die Erde gegraben.

Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich der gute Geist der Mannschaften und das famose Verhältnis, in dem sie zu ihren Offizieren stehen. In der Nässe und dem grundlosen Brei war die Arbeit ein sehr zweifelhaftes Vergnügen. Aber sie waren mit einem Eifer dabei, als gelte es ihrer eigenen Behaglichkeit, und ein jeder trachtete danach, daß der Unterstand nur ja recht bequem und geräumig wurde. Die Strohschütte, die ich mir als Lager richten ließ, betrachtete einer prüfend und zweifelnd, meinte dann, das Lager sei noch zu hart, und machte sich auf den weiten Weg zum Strohschober, um noch ein Bund zu holen.

Die Sonne sank, rot und farbig. Jetzt flackert die Kerze in dem unterirdischen Gemach. Auf den bunten Vorhangstoffen, die die Wände auskleiden, zeichnen sich seltsam phantastische Figuren ab, die sich im Grunde des Raumes im Dämmern verlieren.

Die Stille sitzt körperlich im Zimmer, die Stille und die große Einsamkeit. Der kleine Raum ist versunken in dem schweigenden Schoß der Erde. Krieg und Wirklichkeit sind wirre Traumbilder, die das flackernde Kerzenlicht an die Wände wirft.

In ihrem Unterstand singen die Leute. Die Klänge wehen herüber, wecken und rufen in die Wirklichkeit zurück.

Ein altvertrautes Lied. Die Leute hängen mit einer zähen Vorliebe daran. In der Kaserne und in jedem Manöver hört man es bis zum Überdruß. Warum greift die Weise auf einmal so ans Herz? — „Teure Heimat — sei gegrüßt" — sie singen langgezogen mit großen Atempausen, wie sie's gewöhnt sind. — „In der Ferne sei gegrüßt." — Und noch einmal langgezogen — „Sei gegrüßt in weiter Ferne" — mit einem leisen Zittern verklingt es — „Teure Heimat, sei gegrüßt!"

Langsam verhallte es im Walde. Nur zögernd lass' ich die Zeltbahn sinken, die den Eingang in meine Höhle deckt, und bin wieder allein.

Ein Rasttag

Die Sonne ging gerade auf, als die Batterie, die in der Nacht abgelöst war, sich ihrem Rastquartier näherte. Es hatte gefroren. Der Boden klirrte unter den Hufen. Und über dem reifbedeckten, weißschimmernden Feld stieg die Sonne als großer roter Ball auf.

Oben auf der Höhe lag die Ferme, ein weitläufiger, im Viereck angelegter Hof, unser Quartier. Aus anderthalbhundert Pferdenüstern stieg der Atem in weißlichen Wolken auf, als die Batterie jetzt in die hohe Allee einbog.

Zum drittenmal kam die Truppe in das gleiche Rastquartier, und fast etwas wie Heimatsgefühl faßte alle, als das breite Tor zwischen den Bäumen jetzt sichtbar wurde. Es gab ein rasches Ausspannen und dann ein Inbesitznehmen, wie bei Kindern, die in den Schulferien auf das elterliche Gut heimkommen: Da, der große Teich in der Hofmitte ist zugefroren. Noch ein paar kalte Tage und man kann darauf Eis schießen. Die letzten Blumen im Vorgarten sind nun auch erfroren. Und dort das Loch in der Lehmmauer muß frisch verstopft werden. Im Handumdrehen sind die Pferde versorgt. Die Kanoniere, soweit sie nicht noch an Geschützen und Fahrzeugen beschäftigt sind, richten die Mannschaftsräume her. Und in der Halle im Herrenhaus, in der sich die Batterieoffiziere sammeln, flackert ein lustiges Feuer im Kamin.

Rasttage! — Sie haben schon im Frieden einen etwas ominösen Ruf. Böse Zungen behaupten, sie hätten ihren

Namen davon, daß an ihnen nicht gerastet wird. — Etwas Wahres ist schon daran, auch im Kriege; denn die Fülle der in der Ruhe zu leistenden Arbeit ist so groß, daß man auch an den Rasttagen sich nicht auf Schlafen und Essen beschränken kann, ganz abgesehen davon, daß dies aus anderen Gründen nicht sehr zweckmäßig erscheint.

Die Eigenart des Stellungskrieges bringt es mit sich, daß die kriegsmäßige Ausbildung und Weiterbildung draußen in der Stellung, trotz der Nähe des Gegners, nur eine sehr einseitige sein kann. Dazu kommt, daß dem Führer die Truppe völlig aus der Hand genommen ist. Er liegt allein in seiner Beobachtungsstelle; die Batterie steht irgendwo weit zurück, ist womöglich in Züge aufgeteilt und die Protzen und Munitionsstaffeln sind gar in den Dörfern hinter der Front untergebracht. Am Rasttag sieht der Batteriechef zum erstenmal den ganzen Haufen wieder beieinander und kann seinen persönlichen Einfluß geltend machen.

So heißt es denn, hier draußen mitten im Kriege formales Exerzieren üben, wie man's daheim auf dem Exerzierplatz getrieben hat, und dessen unentbehrlichen Wert man jetzt nach ein paar Monaten Feldzug erst richtig würdigen lernt.

Für die Feldartillerie ist dies noch besonders vonnöten, denn während dieses Stellungskrieges könnte man ja fast vergessen, daß sie eine berittene Waffe ist. Roß und Reiter kommen aus der Übung. Am ersten Tage bespannten Exerzierens hapert noch manches und es bedarf eines unermüdlichen Besserns und Korrigierens, bis Sitz und Haltung wieder vorschriftsmäßig, bis alle Wendungen wieder richtig gefahren werden und alle Pferde wieder im Zug sind.

Nach ein paar Tagen sieht das Bild schon ganz anders aus. Es ist eine Freude, zu sehen, wie der Ravin, vor dem

am ersten Tage ein jedes Geschütz stutzte, nunmehr anstandslos genommen wird, und wie schließlich die ganze Batterie trotz des schweren Bodens ohne Stocken die steile Höhe erklimmt.

Schließlich geht's wieder wie am Schnürchen. Im Morgennebel trabt die lange Linie der Geschütze geisterhaft verschwommen die Straße entlang, schwenkt plötzlich ein, kommt in breiter Front daher, schließt wieder zusammen, geht fächerförmig auseinander so exakt, als sei jeder Teil Glied eines Körpers. Ein Gedanke ist's, der alle anfeuert, der Gedanke, daß es einmal — hoffentlich bald — wieder vorwärts geht, und daß man dann Batterien braucht, die nicht nur schießen können, sondern auch fahren, fahren wie der Teufel, über jedes Gelände.

Mit dem Exerzieren allein ist es nicht getan. Der ganze komplizierte Mechanismus, den eine Batterie darstellt, muß sorgfältig nachgesehen und instand gesetzt werden, wenn er auf die Dauer tadellos funktionieren soll. Da ist das wertvolle Material der Geschütze, das peinlich gereinigt und geprüft werden muß. Manche der ungeschlachten Freunde tragen noch Spuren des Kampfes in Gestalt von Löchern, die feindliche Granaten in die Schutzschilde gerissen. An Sattel- und Zaumzeug, an Uniformen und Ausrüstungsstücken ist tausenderlei zu flicken und auszubessern. Die Leute selber müssen sich gründlich waschen und reinigen. Und die Früchte all dieser Arbeit zeigen sich in den verschiedensten Appellen, in Geschütz- und Handwaffenappell, in Montur- und Stiefelappell, in Hand- und Fußappell.

Endlich die Pferde! Unsere treuen Helfer, die in den ersten Feldzugswochen bedenklich abmagerten, zeigen zwar jetzt alle schönes glattes Fell, aber es bedarf doch ständiger Sorgfalt, um sie in gutem Stande zu erhalten. Da gibt es Pferdevisitationen von früh bis mittag; denn bis über hundert-

fünfzig Pferde gründlich durchgesehen sind, das dauert seine Zeit. Und doch machen auch sie, trotz des endlosen Herumstehens im kalten Wind, Freude. Fast an ein jedes Pferd knüpft sich eine persönliche Erinnerung. Da sind die alten Stammpferde der Batterie, die Augmentationspferde, die sich so wacker gehalten, und dann die „Belgier", die auf dem Marsch requiriert wurden, die Beutepferde aus Lothringen und Nordfrankreich. Und mancher trägt die Narben von Wunden, die er für uns empfangen.

Es ist eine sonderbare Mischung von Krieg und Frieden, in der man lebt, denn auch hier ist man doch trotz alles friedensmäßigen Anstrichs dem Kriege nahe. Die „in Ruhe" befindlichen Truppen sind gleichzeitig Reserven der höheren Führung und müssen einer plötzlichen Alarmierung jederzeit gewärtig sein.

Der Krieg hat in den letzten Monaten ein anderes Gesicht bekommen. Ist er rein äußerlich vielleicht auch in mancher Hinsicht bequemer geworden als in der ersten Zeit, wo die geforderten Leistungen mitunter das Menschenmögliche zu übersteigen drohten, so gehören jetzt doch fast mehr Nerven dazu. Es ist mitunter keine Kleinigkeit, in dieser Zeit beständigen Wachens und Wartens, ständiger gespannter Aufmerksamkeit, geringerer, aber um so empfindlicher gefühlter Verluste, bei spärlichen und nicht immer günstigen Nachrichten vom Weltkriegsschauplatz eine ungeschwächte Spannkraft und eine unverminderte Zuversicht zu bewahren.

Man hat mit der mehr oder minder großen Berechtigung aller Schlagworte das Verdienst an den Erfolgen unseres Heeres den verschiedensten Faktoren zugeschrieben. 1870 war es bekanntlich der deutsche Schulmeister, dem der Erfolg zu danken sein sollte, dann der „Leutnant, den uns niemand nachmacht," und jetzt der deutsche Eisenbahner.

Mit derselben und mit größerer Berechtigung kann man dem deutschen Hauptmann, dem Chef einer Kompagnie, Batterie oder Eskadron, das Verdienst zuschreiben. Sicher ist für den „Geist" einer Truppe immer der Führer verantwortlich, und er wird sich von „oben" herab fortpflanzen. Allein kein Führer ist in so engem Konnex mit der Truppe wie der Kompagnie- oder Batteriechef. Er ist in der Hauptsache dafür verantwortlich, wie und in welchem Geiste die Befehle und Weisungen der höheren Führer befolgt und ausgeführt werden.

Auf ihren Hauptmann blickt die Truppe in jeder Lage; sein Verhalten ist für sie das Maßgebende. Er sorgt nicht nur für ihr materielles Wohl. Sein Geist ist ihr Geist. Er muß die Energie und den Willen für sie alle haben. Es ist ein aufreibender und nicht immer dankbarer Dienst. Es gehört viel Spannkraft und Frische dazu und — ein reiches Herz.

Der Alltag im Schützengraben

Der Schützengraben ist das Zeichen geworden, in dem dieser Krieg steht. Wenigstens für den Westen gilt dies gegenwärtig unbeschränkt. Und dem deutschen Volke, das in Gedanken den Krieg so innig miterlebt, ist er so vertraut geworden, daß man meinen könnte, es sei im Schützengraben aufgewachsen.

Dabei kann man nach den Zeitungsaufsätzen und Briefen, die aus der Heimat ins Feld gelangen, zwei einander widersprechende Ansichten unterscheiden. Die einen, mit dem mitleidsvollen Herzen, sehen die „armen Soldaten" noch immer in wassergefüllten Löchern stehen, hungrig und durstig, verschmutzt und völlig durchnäßt. Die anderen, die Satten und Behaglichen, stellen sich vor, daß wir in einer Art

unterirdischer Paläste hausen und daß es uns eigentlich unverschämt gut ginge.

Die Meinung von den „üppigen Wohnungen" in den Schützengräben mag durch einige begeisterte Feldpostbriefe entstanden sein, bei deren Lektüre man nur vergißt, daß Luxus ein sehr relativer Begriff ist. Wenn man tagelang im Freien gelegen hat, erscheint einem ein trockener Unterstand als Palast; allerdings ein Palast, der auch bei der Ausstattung mit Polstermöbeln und Klavieren — von denen ich persönlich jedoch noch nirgends etwas bemerkt habe — eine niedere, mehr oder minder dunkle Erdhöhle bleibt.

Natürlich sucht man die Unterkunft ständig zu verbessern, und im allgemeinen dürfte es auch erreicht sein, daß die Leute, die früher in offenen, kaum meterhohen Höhlen hausten, jetzt in geschlossenen, abgedeckten und nach Möglichkeit geheizten Unterständen wohnen. Trocken und leidlich warm, wenn diese zwei Bedingungen erfüllt sind, ist man vollkommen zufrieden. Und dies gilt auch von den Führerunterständen. Wenn man bei dem Bau von Unterständen für Bataillons- und Regimentskommandeure auch besondere Sorgfalt gezeigt hat, so besteht doch auch hier das „Bett" lediglich aus einer Strohschütte und der sonstige Komfort aus verkleideten Wänden, Tisch und Stuhl, einem Ofen und einem Fenster. Ein Herr im gleichen Lebensalter und in der gleichen sozialen Stellung daheim würde sich wahrscheinlich entsetzen, auch nur vierundzwanzig Stunden darin zu wohnen.

Wie gesagt, alles ist relativ und alles ist Gewohnheit. Es kann niemand behaupten, daß dem deutschen Soldaten das Graben eine besonders liebe Beschäftigung gewesen sei. Und jetzt haben sie alle es gelernt. Infanterie wie Kavallerie und Artillerie. Man schanzt und gräbt, als hätte man nie etwas anderes getan. Im Anfang schien es eine außerordentliche Leistung, wenn eine Truppe zwei oder gar vier Tage vor

dem Feinde lag. Jetzt ist diese Zeitspanne die geringste, die eine Abteilung vorn ist, ja Truppenteile haben schon die doppelte, dreifache, ja zehnfache Zeit ohne Ablösung im Schützengraben verbracht, ohne das Gefühl zu haben, daß dies etwas Besonderes ist. Man kennt es nicht anders mehr. Der Schützengraben ist — der Alltag geworden.

Trotz der vielen Berichte und Bilder, die vom Leben in den Schützengräben nach Hause kommen, dürften doch nur die wenigsten eine richtige Vorstellung davon haben. Selbst wenn man als Artillerie-Beobachter häufiger dorthin kommt, erhält man doch nur ein äußerliches, oberflächliches Bild. Um ihn richtig kennenzulernen, muß man darin leben — wie ich jetzt drin lebe, seitdem ich als Bataillons-Adjutant in einem Infanterieregiment Dienst tue — muß man drin aufwachen und drin „zu Bette gehen", muß einem der Schützengraben die — Welt geworden sein.

Es ist zweifellos, daß das Leben im Schützengraben auf die Dauer einen starken Einfluß auf die Psyche übt. Zunächst verliert man das Gefühl für die Dreidimensionalität des Raumes. Man bewegt sich als zweidimensionales Wesen in der Ebene der äußersten Erdrinde. Was darüber und was darunter ist, existiert nicht. Ein direkt sonderbares Gefühl erfaßt den, der bei unsichtigem Wetter es einmal riskiert, aus den Laufgräben zu klettern. Es ist, als hätte man sich aus seiner Welt in eine andere, höher geordnete erhoben. Mit fremden Augen blickt man auf die Landschaft, sieht staunend die Linien der niederen Erdwälle, die die eigene Welt umgrenzen. Aber man hat doch das unsichere Gefühl, in einem fremden Elemente zu atmen, man gleicht dem ans Land geworfenen Fisch und fühlt sich erst wieder wohl und behaglich, wenn man mit raschem Sprung im Graben wieder untertaucht.

Die Erdwälle ragen hoch über den Kopf. Lehmwände begrenzen auf allen Seiten den Blick. Nur in dem verschlungenen Gewirr der engen Gräben, mit denen man die Erde durchzogen hat wie ein Maulwurf, gibt es eine Lebensmöglichkeit. Draußen wohnt der — Tod. Drum hat man ihn abgesperrt mit hohen Erdmauern. Nur vorn, in der vordersten Linie, öffnet sich die Mauer. Durch enge, schmale Schlitze kann man hinaussehen in die Welt des Todes. Allein nur zwei-, dreihundert Meter geht im günstigsten Fall der Blick über das freie Feld, dann sperren „drüben" die gleichen Wälle den Horizont.

Eine enge Welt umgrenzt die Interessen der paar hundert Menschen, die in ihr leben. Das erste gilt, wie in Urväterzeiten, der Abwehr des Fremden, der Sicherung der Grenzen gegen den Feind. Der Wachtdienst an der Brustwehr ist die wichtigste Aufgabe. Die zweite aber ist der Ausbau der eigenen Stellung.

Man sollte meinen, daß nach einer gewissen Zeit die Stellung fertig und ausgebaut ist, allein sie wird nie fertig. Da läßt sich eine Feuerstellung immer noch raffinierter ausbauen, mit Sehschlitzen, Schießscharten, Patronenkästen und Gewehrständern, da lassen sich Unterstände noch immer wohnlicher und geräumiger herrichten. Und dann: man bleibt ja nicht stehen. Unermüdlich wühlen sich die Sappen weiter gegen den Feind vor, dann heißt es neue Feuerstellungen ausbauen, neue Unterstände und neue Laufgräben.

Wenn es jedoch regnet und regnet und nicht aufhören will, dann sieht es bös aus mit allen Arbeiten. Dann hat man genug zu tun, das Bestehende zu erhalten. Da stürzen die Wände der Laufgräben ein, und alles verwandelt sich langsam in einen zähen gelben Brei. Trotz aller Arbeit steigt an tief liegenden Stellen die gelbe Flut knöcheltief, knie-

tief. Stiefel und Gamaschen bedecken sich mit einer fingerdicken Lehmkruste.

Bös ist es dann, wenn die Unterstände langsam anfangen, undicht zu werden. Durch Stroh- und Holzpackungen, selbst durch Dachpappe bahnt sich das Wasser seinen Weg und tropft in langsamen großen Tropfen auf die Schläfer herab. Dauert das Unwetter an, so unterwäscht es mitunter die Decken der Unterstände, die herabstürzen und die Insassen unter ihrer Last begraben.

Aufgelöst in Dreck und Nässe sieht man mit trüber Resignation sich wieder zu dem werden, aus dem man geschaffen, zum Lehmkloß. Bis dann plötzlich unvermutet die Sonne durch die bleiernen Wolken bricht. Man ist völlig wieder Naturmensch geworden, dem das große Gestirn Schicksal ist. Auch in den Schützengraben bringt es nach trüben Zeiten neuen Lebensmut und neue Hoffnung.

Auf fünfzig Schritt am Feind

So sicher hat sich noch in keinem Kriege eine Truppe dicht hinter der Front gefühlt wie wir hier im Westen hinter unseren Stellungen. Eine feindliche Umfassung ist unmöglich. Und ein Durchbruch? — Wenn die Franzosen nur eine Ahnung hätten, wie ruhig wir allen diesbezüglichen Versuchen ihrerseits entgegensehen.

Die schmale Linie der Schützengräben trennt wie mit dem Schwerte Krieg und Frieden. Hinter ihr herrscht absoluter Frieden. Die Maschine des Etappen- und Nachschubdienstes arbeitet hier mit der gleichen Ruhe und Sicherheit wie in der Heimat. Die Waffe kann man ruhig beiseite lassen. Sicherer als in irgendeiner Gegend Deutschlands sind hier Straßen und Wälder.

Die Ortschaften dicht hinter der Front bekommen allerdings ab und zu Artilleriefeuer. Das ist nicht gerade angenehm, beunruhigt einen aber weiter nicht. Um unnützen Verlusten vorzubeugen, ist Befehl erlassen, daß die dort in Ruhe befindlichen Truppen sich bei einer Beschießung in die Keller zurückziehen. Die sind durchweg sehr solide angelegt. Die Franzosen mögen also ruhig herschießen. Mit der gleichen Regelmäßigkeit wie früher der „Abendsegen" setzt neuerdings des Nachmittags die Beschießung ein, worauf bei Truppen wie Einwohnern das Losungswort gleichermaßen „dans la cave!" lautet.

Übrigens wird den Franzosen dies unnütze Spiel mit der Zeit schon selber leid werden. Wir haben wenigstens ein gutes Mittel, es ihnen zu verleiden. Sobald die Schießerei beginnt, spielt das Telephon und unsere Artillerie nimmt ein französisches Dorf unter Feuer. Den Schaden trägt lediglich das Land und die armen Bewohner.

Solche Kanonaden nimmt man als Naturereignisse wie Regen und Wind, wie Donner und Blitz. Das Gefühl der Sicherheit wird dadurch nicht im mindesten gestört. Es mag da vorn noch so sehr krachen und das Gewehrfeuer noch so lärmen, man legt sich im Rastquartier mit der gleichen Ruhe und Behaglichkeit schlafen wie daheim. Man hat stets das Gefühl, als ginge einen die ganze Schießerei gar nichts an. Jetzt ist man in Ruhe, jetzt sind die anderen dran; wenn es wirklich nottun sollte, werden sie schon rechtzeitig alarmieren. Jedenfalls steht es recht mau mit der französischen Aufreibungstaktik. Dank dem geregelten Ablösungsdienst sind die Truppen jetzt trotz aller Strapazen so frisch wie sie ausmarschiert, nur widerstandsfähiger und abgehärteter. Der Krankenstand ist wesentlich geringer als daheim in der Garnison.

Mitten aus dem Frieden führen die schmalen Straßen der Laufgräben in den Krieg, wo sich Freund und Feind auf unwahrscheinlich, auf phantastisch nahe Entfernungen gegenüberliegen. Auf Entfernungen, die man früher für unmöglich gehalten hat, und bei denen es, wenn sie im Bewegungskrieg wirklich vorkamen — nur eins gab: Sieg oder Vernichtung. Und jetzt liegen sich die Gegner schon seit Wochen und Monaten so gegenüber.

Zwei- bis dreihundert Meter gelten schon als erhebliche Entfernung. Hundert bis hundertfünfzig Meter sind vielfach die Regel, auf großen Strecken nähern sich die beiderseitigen Schützengräben auf fünfzig Meter, auf vierzig und noch weniger.

Wenn man das erstemal in eine Stellung kommt, die so nahe am Gegner liegt, hat man das Gefühl, als nähere man sich einem Gitter, hinter dem ein besonders wildes und gefährliches Tier liegt. Solange der Besucher hinter dem Gitter bleibt, ist er in vollster Sicherheit, sobald er jedoch durch die Stäbe sehen will, holt das Raubtier zum Schlag aus. Und wie gefährlich es ist, zeigt einem sofort das Petsch, petsch der neben einem einschlagenden Kugeln, sobald man sich unvorsichtig zeigt.

Die Gefährlichkeit hängt sehr von dem Gegner ab, der einem gegenüberliegt. Es sind Kompagnien und Bataillone in der französischen Armee, die nach dem Grundsatz handeln: „Tu du mir nichts, ich tu dir auch nichts." Bei manchen gelingt es, die Feuerüberlegenheit in einem Maße zu erringen, daß man sich ungestört zeigen kann. Sobald sich drüben auch nur etwas rührt, pfeifen die Kugeln der Scharfschützen hinüber. Mit anderen Truppenteilen gibt es ein gefährliches, erbittertes Ringen.

Es ist ein Kampf, der mit allem Raffinement der Technik geführt wird. Das uralte ewige Ringen zwischen Panzer

und Geschoß spielt sich hier im kleineren zwischen Stahlblenden und Gewehrkugeln ab. Auf so nahe Entfernungen wie vierzig, fünfzig Meter ist ein Beobachten und Beschießen des Gegners natürlich nur hinter Panzerschilden möglich, die während der Nacht in die Brustwehr eingebaut werden.

Die winzigen Öffnungen der schmalen Schlitze in den Stahlblenden sind die einzigen verwundbaren Stellen des Gegners. Immerhin sind sie für einen guten Schützen, vor allem mit Zielfernrohrbüchse, ein zu treffendes Ziel. Außerdem sucht man durch konzentrisches Feuer auf die gleiche Stelle sowie durch Panzergeschosse den Schutz der Stahlblenden illusorisch zu machen.

Um die engen Schlitze in den Stahlschilden geht der Kampf. Mit dem Glas kann man ganz gut erkennen, ob jemand dahinter steht. Dann heißt es, rasch fertig machen. Man mag ein guter Jäger sein, dem das Jagdfieber bisher fremd blieb, wenn man das erstemal hinter dem Stahlschild steht und auf einen zielt, von dem man weiß, daß er gleichfalls anlegt, zittert doch leicht die Hand. Es ist ein edles, gefährliches Wild, dem die Jagd gilt!

Menschenjagd! — Es ist etwas anderes um den Kampf in der Feldschlacht, wo auch im Infanteriegefecht das Gefühl, einem einzelnen persönlichen Gegner gegenüberzustehen, völlig abgeht. Es ist etwas anderes um den Sturmangriff, wo der Rausch des Nahkampfes alle Besinnung raubt. Aber hier im Schützengraben steht man Aug' um Aug' einem Gegner gegenüber, der einem persönlich nichts getan, schießt man kaltblütig auf Menschen, die sich neugierig — unvorsichtig zeigen.

Menschenjagd! — Nach dem ersten Schuß faßt einen das Jagdfieber, das fiebrige Verlangen, einen dort drüben niederzuknallen. Und das geht Menschen so, deren Seele

sonst weiches Empfinden kennt, die einer Mücke wehren, die ins Licht fliegen will. Und trotzdem ...! — Ja, ja „die Seele ist ein weites Land".

An den Ufern der Somme

Der Weg fällt, der Gaul klettert den Abhang hinab. Unten blinkt in langem schmalen Streifen das Mondlicht auf dem Wasser des schnurgeraden Kanales. Es blinkt auf das regenfeuchte Verdeck des mächtigen Schleppkahns. Unheimlich hoch ragt er aus dem Wasser. Seiner Fracht hat man ihn entledigt. Verlassen liegt er da. Der Schleusenposten, ein abgesessener Kavallerist, den Karabiner im Arm, meldet sich. Die Schleuse ist halbgefüllt. Das Haus des Wärters steht verlassen und öde.

Auf der anderen Seite steigt der Weg wieder. Dann verliert sich der Damm zwischen den Sümpfen, wird schmäler und schmäler. Die Grenzen von Land und Wasser scheinen sich zu vermischen. An jeder der kleinen Brücken die schwarzen Silhouetten der Doppelposten. Darunter purzelt und rauscht das Wasser über die Wehre. Das Pferd scheut vor dem unheimlichen Laut. — Im Mondlicht schimmert die Flut in breiten Streifen und Lachen zwischen dem Röhricht.

Man schaudert ein wenig bei dem Gedanken, welch ein Fronthindernis dieses weitverzweigte Wassernetz von Fluß, Kanal und Sümpfen unter Umständen hätte bilden können. Noch heute ist es unverständlich, daß die Franzosen uns da hinüber gelassen. Die Kavalleriedivision, die sich uns in den Weg geworfen, ist über den Fluß zurückgegangen, ohne weiteren Widerstand zu leisten. Nicht einmal die Brükken sprengte sie. Kamen wir zu rasch? Oder hofften die

Franzosen, uns mittels der bereitgestellten starken Kräfte in den Fluß und die Sümpfe werfen zu können?

Die großen reichen Dörfer an ihren Ufern sind gute Ruhequartiere für unsere Truppen. Manche Villa, manches hübsche Schlößchen steht verlassen, von den Bewohnern eilig geräumt, jetzt ein Quartier für aus der vorderen Linie abgelöste Stäbe. Es muß ein recht behagliches Leben in diesen bequem eingerichteten Landhäusern sein. Zu jedem gehört ein großer Garten, der bis zum Fluß hinunterreicht. Und Jagd und Fischfang scheinen ein allgemein gepflegter Sport — die Somme ist reich an Fischen, vor allem Aalen, und Wildenten —, denn nirgends fehlen Bootshütten und Fischkelter und ein lauschig im Röhricht verstecktes Gabion. Das sind kleine Entenjagdhäuschen, in der Art unserer Krähenhütten auf den äußersten Landzungen, außen mit Schilf verkleidet, innen ausgepolstert, mit einem ganzen dazugehörigen Netz von Kanälen zur Anlockung der Enten.

Wir kamen öfters in ein und dasselbe Haus und wurden schließlich ganz vertraut mit dem abwesenden Besitzer und seiner Familie. Er selbst, ein Advokat, steht als Reserveoffizier in der Front. Und seine Familie, wo mag die weilen? Von den Spielsachen seiner Kinder stehen noch ein großer Wollhund und eine Ente im Wohnzimmer. Sie werden bei jedesmaligem Quartierwechsel getreulich mitübergeben. Der Hund ist übrigens ein guter Deutscher. Er sah schon so gar nicht gallisch aus. „Heißen Sie vielleicht Steif? Haben Sie etwa einen Knopf im Ohr?" fragte ihn eines Tages der Kommandeur. Und siehe da, die wohlbekannte Fabrikmarke zeigte sich bei näherer Untersuchung.

Der Herr Advokat war ein eifriger Photograph. Wir kennen ihn und seine ganze Familie nach dem großen Kasten mit Diapositiven nach eigenen Aufnahmen. Da ist Haus

und Garten, der Fluß und die Umgebung und überall er und Frau und Kinder. Sie sitzen zusammen im Gras. Die Kinder spielen mit einer Ziege. Dann die Gatten auf Reisen; Aufnahmen aus den Alpen, aus Ägypten. — Wenn sie jetzt zur Türe hereinträten, wir würden sie begrüßen, als hätten wir sie lange erwartet, und mit ihnen plaudern wie mit alten vertrauten Freunden ... Doch vielleicht ist er längst gefallen, seine Familie verlassen, mittellos, im Elend. Und nur wie ein Schemen haftet es noch an diesem Hause, daß hier einst Wohlleben geherrscht und Glück und Freude. — Wann war es doch? — Ach, so lang ist's her. Als noch Frieden war.

Auf vorgeschobenem Posten

Wo die Zone beginnt, die offen und schutzlos dem Feuer der feindlichen Batterien auf den Höhen preisgegeben ist, liegt am Flußufer ein langgestrecktes Dorf. Die Einwohner haben es längst verlassen, und auch mit Truppen wird es, seiner Gefährdung wegen, kaum belegt.

Es ist ein heller Sonnentag, aber die Straßen sind leer und verlassen. Unheimlich sind diese einsamen Straßen. Diese öden Häuser. Ein ganzes großes Dorf, einiger Hundert Menschen Wohnstätten, gestorben, tot — nein, nicht ganz tot. Hinter Blumenstöcken sitzt in einem windschiefen Häuschen ein altes Mütterlein. Nickt mit dem eisgrauen Scheitel und schaut ruhig auf die fremden Reiter, als wäre tiefer Friede und heule nicht gerade eine Granate über das Dorf. Es ist eine aus den neuen, augenscheinlich erst vor kurzem eingetroffenen schweren Geschützen, die in der Luft heulen, wie ein verendendes Tier, und mit solch gewaltiger schwarzer Rauchwolke krepieren. Sie suchen unsere Batterien. Sie

ziehen über das Dorf, und ein aufgeregtes tobendes Heer brüllender Geister heult in ihrem Kielwasser. — Hau—aau—huau— heult die Granate, und das Mütterlein sitzt und nickt.

Noch ein zweites Mütterlein ist im Dorfe. Und ein drittes humpelt aus seinem Häuschen in den zerstörten Garten. Sie sind nicht geflohen. Wohin hätten sie auch fliehen sollen mit ihren gichtkrummen Füßen. Und sie wollten auch nicht fliehen, als könnten sie so ihr Heim schützen, während draußen der Tod mit breiten sicheren Schritten Kinder und Enkel mäht. Drei Nornen, sitzen sie da, die drei Mütterlein in dem gestorbenen Dorf, und nicken mit den Köpfen...

Vor den letzten Häusern muß der Bursche mit den Pferden zurückbleiben. Nicht so sehr der eigenen Sicherheit wegen, als um das Versteck derer nicht zu verraten, die hier auf der Wacht liegen. Zur Sicherung einer Lücke in der eigenen Stellung ist ein großer Hof besetzt. Die Pioniere haben ihn zu einem starken Stützpunkt ausgebaut. Ein schmaler Weg nur führt durch die breiten Felder der Drahthindernisse. Die festen Mauern zeigen eine doppelte Reihe von Schießscharten.

Die im Viereck stehenden Gebäude sind zu einer zusammenhängenden Feuerlinie ausgebaut. An den Ecken sind Flankierungsanlagen, hinter den schmalen schwarzen Öffnungen drohen Maschinengewehre. Unterirdische Gänge führen zu geheimen Ausfallspforten. Das Herrenhaus endlich ist mit dem davorliegenden Vorhof in eine eigene Festung verwandelt worden, um einen letzten verzweifelten Widerstand zu ermöglichen, wenn der Hof schon genommen ist. In den Zimmern herrscht ein ständiges Halbdunkel, denn die Fensterläden sind geschlossen, mit Brettern und Steinzwischenlagen gesichert, und nur schmale Schießscharten sind darin. Die Kompagnie liegt in dem Hofe wie in einer belagerten

Festung, denn sein Verlassen ist verboten, und auch in Hof und Garten soll sich, der Flieger wegen, nur möglichst geringe Bewegung zeigen.

Weiterhin am Flusse steht zwischen Röhricht und Weiden eine Feldwache. Dann geht es über Dämme und schadhafte Wege über das Wasser. Der Übergang liegt im feindlichen Infanteriefeuer, aber Schilf und Buschwerk geben stellenweise Deckung.

Drüben am anderen Ufer liegt ein vorgeschobener Posten. Ein kühner Handstreich brachte das Schlößchen in unseren Besitz. Es liegt direkt in der Flanke der französischen Stellung und seine Besetzung durch die Deutschen muß den Franzosen unangenehm genug sein. Durch ständiges, heftiges Artilleriefeuer suchten sie zuerst die Deutschen zu vertreiben. Dann hätte ein rascher, nach einer wütenden Kanonade plötzlich einsetzender Infanteriesturm das Schlößchen beinahe wieder in ihren Besitz gebracht. Ehe noch die Verteidiger aus Keller und Unterständen heraus waren, standen die Franzosen schon an der zerschossenen Mauer. Schon war der größte Teil der Besatzung überwältigt, als es dem Rest gelang, mit Hilfe des gerade noch rechtzeitig einsetzenden Feuers der eigenen Artillerie, die Franzosen wieder hinauszuwerfen. Jetzt ist das Schlößchen mitsamt seinen Umfassungsmauern nur mehr ein wüster Trümmerhaufen, aber unsere Leute haben sich ringsherum in Schützengräben eingenistet, und aus diesen sind sie nicht mehr zu vertreiben.

Dieser tapferen Besatzung sandten die Franzosen kürzlich einen Flaschengruß. Auf der trägen Flut schwamm ein Schiffchen mit stolz geblähten Segeln und mit der Trikolore geziert. Es schleppte eine Flasche, die einen Aufruf an die deutschen Soldaten enthielt. — „Kameraden," so etwa hieß es darin, „auf allen Seiten dringen die Heere der Verbündeten siegreich vor. In Eurem Rücken bedroht Euch

die gewaltige russische Armee. Ihr selbst seid die verratenen Opfer Eurer Regierung. Wenn Ihr dieses erbärmlichen Hundelebens, das Ihr führen müßt, satt seid, kommt herüber zu Euren französischen Kameraden, die Euch mit offenen Armen aufnehmen werden."

Unsere Leute lachten, aber man kann eigentlich nur mitleidig verwundert den Kopf schütteln. Wann wird dieses Volk Vernunft annehmen? Es wird noch an die eigene Glorie glauben, wenn es zerschmettert am Boden liegt. Und an dieser Blindheit wird es zugrunde gehen!

Mit Sappe und Mine

Ein Maulwurf arbeitet sich unablässig durchs Erdreich vor: die Sappe. Die Mittel des Feldkrieges, Sprung und Eingraben in der Dunkelheit, reichen längst nicht mehr, dem Gegner auf den Leib zu rücken. Es bleibt nur eines übrig: vor zu sappieren.

Freilich rückt die Sappe nur langsam vorwärts. In dem engen Sappenkopf können höchstens zwei, drei Mann gleichzeitig arbeiten. Dafür wird Tag und Nacht mit häufiger Ablösung gearbeitet. Langsam aber stetig rückt die Sappe vorwärts.

Die Sappe ist ein Graben, der auf die feindliche Stellung zugetrieben wird. Damit er nicht von feindlichem Feuer bestrichen werden kann, wird er im Zickzack geführt oder starke Schulterwehren werden eingebaut.

Mittels der Sappe arbeitet man sich an den Gegner auf Sturmstellung heran, sucht ihm wichtige Punkte abzugewinnen oder ihn zu flankieren. Natürlich sucht er den Sappenangriff zu stören. Feuerüberfälle helfen nichts. Selbst die Artillerie kann nicht viel machen. Wenn sie das Feuer auf-

nimmt, unterbricht man eben die Arbeit und fängt nach einer Weile wieder an. Schlimmstenfalls arbeitet man nur nachts. Dann kann der Gegner versuchen, Patrouillen vorzuschicken und die Arbeitenden mit Handgranaten zu bewerfen. Doch auf die Dauer läßt sich mit allen diesen Mitteln wie auch mit Gewehrgranaten und Minenwerfen die Arbeit nur stören und aufhalten, aber nicht verhindern. Schließlich ist die Sappe weit genug vor, sie teilt sich rechts und links, ein neuer Schützengraben entsteht.

Sein weiterer Einbau: Errichten der Feuerlinie, Einbau von Schießscharten, Bau von Unterständen und Beobachtungsständen geht dann ohne Schwierigkeiten vor sich. Nur eins ist nicht ganz einfach, das Anbringen von Hindernissen vor der Brustwehr. Ist man weit genug vom Feinde, so können die Pioniere nachts aus dem Graben steigen und davor Pflöcke einschlagen und Drähte ziehen. Je näher man kommt, desto dunkler muß die Nacht sein, und schließlich müssen die Leute im Liegen arbeiten.

Bei den Entfernungen, auf die sich jetzt die Stellungen genähert haben, ist natürlich auch daran nicht mehr zu denken. Jetzt werden die Hindernisse in Form von spanischen Reitern und Drahtnetzen in den Pionierparks fertiggestellt und nachts vor der Brustwehr aufgestellt und verankert. Die Franzosen helfen sich vielfach noch einfacher, indem sie eine Art Drahtgirlanden oder Drahtnetze vor den Graben werfen.

Die Fortsetzung der Sappe ist die Mine. Eine unheimliche Romantik umwittert sie. Man denkt an die in die Luft fliegenden Festungen, an ein Aufeinanderstoßen der feindlichen Minen unter der Erde, an einen grausigen Kampf im Dunkeln mit Handgranaten und Messern, mit Zähnen und Fäusten. Und sie ist ein unheimliches Kriegsmittel, die Mine. Sie ist die Unterseebootswaffe des Landkrieges,

die sich dem Gegner unsichtbar unterirdisch nähert und ihn aus dem Dunkel heraus vernichtet.

An der Sohle des vordersten Schützengrabens liegt der Eingang zur Mine. Fast nur ein schmaler Spalt. Denn die schützende Eindeckung soll möglichst stark sein, über die Höhe der Brustwehr darf sie jedoch nicht hinausgehen. Die Vorbedingung für den Erfolg eines Minenangriffs ist sein Unbemerktbleiben. Nicht nur die Höhe des Erdaufwurfs kann die Mine verraten, sondern vor allem auch die Farbe des aus tiefen Schichten stammenden Erdreichs. Darum wird die herausgeschaffte Erde, der „Minenstaub", in „Minenhunden", Körben und Säcken fortgeschafft und in eigens angelegten Gräben und Gruben abgeladen.

Der tiefgelegene Eingang führt in das Minenvorhaus, das zum Unterbringen der Sprengladung dient und als Aufenthaltsraum der Mineure. Von da führt der „Schleppschacht" schräg abwärts in die Erde hinunter.

Um Zeit und Arbeitskräfte zu sparen, wird der Stollen nicht wie im Bergwerk in Manneshöhe geführt, sondern nur halbmannshoch. Tief gebückt muß man gehen. Das Kreuz schmerzt. Das Blut steigt zu Kopf. Von Zeit zu Zeit leuchtet eine trübe Lampe von der Wand. Die Luft wird immer schlechter.

Ein einsamer Mann arbeitet am Endpunkt des Stollens. Die Hilfsmittel modernen Bergbaues, Bohrmaschinen und Sprengmittel, dürfen hier nicht angewendet werden. Das uralte Bergmannsgerät, Schlegel und Eisen, tritt wieder in seine Rechte. In endloser, mühseliger Handarbeit muß Stück für Stück des Gesteins oder Erdreichs losgeschlagen werden. Ein zweiter Arbeiter fördert in einem niedrigen, einrädrigen Karren die losgebrochene Masse zutage.

Ein Verräter droht der unsichtbaren Mine: der Schall. Ein vorsichtiger, aufmerksamer Gegner erkennt die Gefahr an dem dumpfen Poltern der unterirdischen Arbeit. Dann

gibt es nur ein Mittel: sofort Gegenminen vortreiben. Es heißt dem Feinde zuvorzukommen, seine Minen zu zerstören, ehe sie die eigenen Stellungen erreicht haben. Man führt die eigenen Minen an die feindlichen heran, um sie zusammenzuquetschen.

Es können auch, ehe die feindliche Absicht erkannt ist, Defensivminen angelegt werden. Sie werden mit Horchposten besetzt, oder eine Horchpatrouille schleicht in regelmäßigen Abständen, die Füße in Filzschuhen, von einer Horchstelle zur anderen.

Wird ein feindlicher Minenangriff erwartet, so ist eine leichte Nervosität wohl begreiflich. Dann heißt es, sich vor Aufregung zu hüten und ruhig und sachlich die Richtung und Entfernung der feindlichen Minen schätzen und sie nicht eher zu sprengen, als bis sie nahe genug heran sind, freilich auf die Gefahr hin, daß der andere früher sprengt. Wer sprengt zuerst, im richtigen Augenblick? Das ist die Frage, von der aller Leben abhängt.

Minenkrieg

Seit ein paar Tagen kommt fast jeden Tag aus dem einen oder anderen Unterstand der vordersten Linie die Meldung, daß Miniergeräusche gehört werden. Dann werden Pioniere und Bergleute geschickt, die in dem betreffenden Unterstand Nachtwache halten. Allein bisher war ihr Wachen stets ergebnislos; das verdächtige Geräusch blieb aus oder stellte sich als harmlos heraus.

Aber trotzdem, es liegt in der Luft. Beweise fehlen; aber jeder ist davon überzeugt: Die Franzosen minieren. — — Schließlich wäre es auch nur verwunderlich, wenn sie es nicht täten. Seit ein paar Wochen haben wir Minen vor-

getrieben. Und wenn wir auch noch so vorsichtig waren, eine Kleinigkeit kann es ihnen verraten haben.

Im Nachbarabschnitt kommt die Sache zuerst zum Klappen. Da wurden französische Angriffsminen erkannt und konnten rechtzeitig „gequetscht" werden. Heute früh aber flog ein Stück Schützengraben bei dem anstoßenden Bataillon in die Luft.

Wenn die Franzosen nebenan minieren, dann sicher auch bei uns. Die Aufmerksamkeit wird verdoppelt. Einzelne Minen werden zündfertig gemacht. Ein paar Kabel führen aus dem schmalen Schacht und daneben hängt eine große Warnungstafel: „Zündfertige Mine! Lebensgefahr!" Dieses Schild, das im Schützengraben, fünfzig Schritt vom Feind, vor einer Lebensgefahr warnt, wirkt an dieser Stelle fast ein wenig lächerlich und gemahnt an die Zeiten, wo eine fürsorgende Behörde schützend die Hand über uns hielt, auf daß wir nicht etwa gar von einer fahrenden Trambahn absprängen. — — Allein da vorne in dem engen dunkeln Stollen liegt die Gefahr massiert, lauert der Tod gleichsam in konzentrierter Form.

Die Horchposten werden ständig kontrolliert; denn von ihrer Aufmerksamkeit hängt unser Leben ab. Der Horchpostendienst ist eine der vielen Aufgaben des Krieges von heute, die die höchsten Anforderungen an ein stilles, völlig unromantisches Heldentum stellt.

Der Horchposten kauert am Ende des vierzig Meter langen Stollens. Der Raum ist so niedrig, daß der Kopf fast die Decke berührt. Die Luft ist stickig und schlecht. Eine Öllampe qualmt trüb. Die Zimmerung, die Wände und Decke stützt, hört nach dem Feinde zu auf. Die glatte Lehmwand schließt wie ein Vorhang den Stollen ab. Ja, wie ein Vorhang, der sich jeden Augenblick heben und Schauerliches enthüllen kann.

Die gewaltige Erdmasse lastet auf dem Einsamen. Er liegt mitten in der Erde, verloren wie ein Schiffbrüchiger im Meer. Wenn sich die Erde, unter dem Druck einer feindlichen Quetschmine, senkt, so drückt sie ihn zusammen wie einen Wurm, nein, wie einer der vielen Frösche in dem feuchten Schützengraben unten am Kanal wird er zerquetscht, die achtlose schwere Soldatenstiefel zu formlosem Brei zertreten.

Die Lampe blakt. Schwärzlicher Rauch kräuselt sich unter der niedrigen Decke. Auf der gelben Lehmwand zittert der Lichtrefler. —— Nein, nein, der Phantasie Zügel angelegt! Es ist nicht gut, hier an die vielen Minen zu denken, die wir und die Franzosen schon gequetscht haben. Es heißt die Nerven ruhig und die Sinne klar halten. —— Schein und Wirklichkeit drohen sich zu verwischen. —— Aber da, das war doch keine Täuschung. —— Das klang wie die Arbeit von Pickel und Schaufel. Ein Zittern überfällt den Lauscher. Er legt das Ohr an die Erdwand. Jetzt hört er deutlich ein Scharren und Kratzen. Aber das klingt ja ganz nah, dicht hinter dem unheimlichen gelben Vorhang.

Er horcht nochmals. Nein, es ist keine Täuschung. Die Franzosen minieren heran, direkt auf unsere Stollen zu. Der Posten springt auf und rennt geduckt, so rasch es in dem niederen Gange geht, dem Ausgange zu. Der Schweiß bricht ihm aus allen Poren, als er im Minenvorhaus steht. Mit ein paar Sprüngen ist der Pionieroffizier vom Dienst da. An der Spitze der Leute will er den unterirdischen Gang hinunter. Mehr instinktiv als aus Überlegung reißt er die Pistole aus dem Futteral und entsichert.

Keuchend stehen sie an der gelben Lehmwand. Sie zittert in dem Refler der Lampe. Oder zittert sie wirklich? —— Sprünge durchziehen sie; Lehmschollen kollern herab. Ein Kopf stößt durch die Wand: den zerzausten Bart gelb

von Erde, die Augen erstarrt in tödlichem, fassungslosem Schrecken.

Ein Ruck, ein Krach. Der Kopf verschwindet. Der Knall des Schusses donnert den Gang entlang — — — Drauf! Unter rasenden Pickelhieben bricht die Wand. Gestalten im ungewissen Licht. Schreie, Schüsse! Noch einer fällt. Dann erlischt die Lampe.

Sie stolpern über die Körper der Gefallenen und setzen den völlig Überraschten nach. — — Der Gang ist nieder. Die Halsadern der gebückt Vorstürmenden schwellen zu Strängen und sprengen den Kragen. Das Kreuz bricht fast.

Vorwärts! Da schimmert wieder ein Licht. Mit Blitzesschnelle wächst es riesengroß. — — Halt! das ist der Ausgang in den französischen Graben. Mit den paar Leuten kann man ihn nicht stürmen. Einige laufen zurück, um die Sprengladung zu holen. Allein der Franzmann ist so überrascht, daß er keinen Vorstoß in den Stollen wagt. In fieberhafter Eile wird die Sprengladung nahe dem französischen Graben gelegt. Dann geht es wieder zurück. Die Zündung wird eingeschaltet. Sekunden voll zitternder Erwartung, und drüben fliegt der Schützengraben in die Luft.

Der Gott der Schlachten

Ein jeder betet im Felde. Ein jeder. Auf welche Art auch immer. — Wir standen in der Kirche, durch deren bunte Scheiben die Sonne fiel. Vor uns der Pfarrer im schwarzen Talar. Ein Niedersachse mit aschblondem Haar und Bart und meerblauen Augen. Ein Bauernpfarrer, derb und knochig der mächtige Schädel, und in starken, schweren Händen hielt er den Segen. Er senkte ihn körperlich auf uns herab: „— Der Herr segne euch und behüte

euch! — Der Herr erhebe sein Angesicht auf euch und gebe euch Frieden! —"

So nahmen Cromwells gottselige Eisenreiter den Segen hin. Und so knieten die schwedischen Lutheraner vor ihren Schwertern, ehe sie damit auf die Kaiserlichen einhieben.

Und in der gleichen Kirche beteten, als es Abend geworden, Hunderte den englischen Gruß. Nur wenige Kerzen brannten auf dem Altar, und im Dämmern wuchs die Schar grauer Gestalten zu einem Körper.

Immer im gleichen monotonen Fall kamen die Worte von den Lippen, aber ein so inbrünstiges Flehen war darin, als ob sie sich verdichteten und in einer Wolke gen Himmel stiegen. „— Heilige Maria, Mutter Gottes, du bist gebenedeiet unter den Weibern und gebenedeiet ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Heilige Maria, bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Absterbens. — Amen."

Die Stimmen hoben sich nicht, und der Tonfall blieb der gleiche. Aber die Innigkeit steigerte sich mit jedem Male. Immer wieder strömten die Worte der Lobpreisung von den Lippen mit der Unermüdlichkeit des Glaubens, der Berge versetzt, bis die heilige Jungfrau von ihrem himmlischen Throne herabstieg, mitten unter die Lebenden.

Sie beteten zusammen im Unterstand. Und da nur einer ein Gebetbuch besaß, las er laut vor, und die anderen sprachen ihm nach. Und der kleine Jude, der sich so wacker hielt, betete für sich allein im Schützengraben, aus dem abgerissenen Büchlein mit den krausen hebräischen Lettern.

In der Schlacht hat sich Gott geoffenbart. In der Not haben sich Millionen zu ihm bekannt. In der Not, nicht aus Not.

Die Schlacht ist ein stählernes Reinigungsbad der Seele. Sie brennt aus dem Herzen alles, was niedrig und klein=

lich ist. So unmittelbar, so grauenhaft qualvoll tritt der Tod da an einen jeden heran, daß der Sinn irr werden müßte und das Herz erstarren, wäre in der Seele noch der Alltag. Die Schlacht macht sie groß und frei, und in der Schlacht haben wir dich erkannt, du Gott der Schlachten.

Wie gleichgültig sind die Formeln, in denen die Menschen dich bekennen! Und doch wie werden Bibelworte auf einmal schwer und trächtig von tiefem Sinn! Wie aufbrechende reife Früchte voll schwerer Süße. Und bärtige Lippen sprechen Kindergebete in glückseligem Stammeln: „Lieber Gott, mach' mich fromm, daß ich in den Himmel komm'!" Immer wieder die gleichen Worte.

Wer in der Schlacht fällt, der stirbt ohne Sünden. Und wir wollen den Krieg lieben für die Größe und Reinheit, die er uns gegeben, über alles Grauen, über alle Qual und alle Furcht hinweg.

Auch wen die Kugel verschont, der starb hundert Tode. Immer von neuem langt die Furcht nach dem Herzen, und immer von neuem muß die Seele freigemacht werden und todbereit. Nur ein Erkennen und Abschätzen der mehr oder minder großen eigenen Gefährdung gibt es, aber keine Gewöhnung an den Hagel glühheißer zackiger Eisenstücke, die so grauenhafte Wunden reißen, keine Gewöhnung an das Grauen des Anblicks zerfetzter Körper und abgetrennter Gliedmaßen, die nun, da der Rauch der platzenden Granate sich verzogen, dort liegen, wo vor Sekundenfrist der Leib lieber Kameraden lag. — Die Hände und Füße, die auf der Erde umherliegen, als hätte ein Kind unter seinen Puppen gewütet...

Die aber heimkommen werden, die haben hundert Leben gelebt. Sie haben gelernt, das Leben mit heißester Inbrunst zu lieben. Nach den Stunden der Todesnot leuchtet die Sonne wie ein Gnadenquell, nimmt man jeden klaren

Tag wie ein gütiges, unsagbar reiches Geschenk, das Grün der Felder, das Singen der Vögel, das Rieseln des Wassers... Der nahe Tod lehrte uns die im tiefsten Innern erkennen, die unserem Herzen am nächsten stehen. Und der Gedanke an sie macht das Sterben so schwer, so unsagbar schwer — —

Glückselig die, die fallen in voller unwissender Unschuld! Glückselig die, denen der Tod kommt als Krönung eines reichen, gelebten Lebens! Aber ein bitteres Sterben ist es für sie alle, in deren Herzen noch die Sehnsucht glüht und der eine zehrende Wunsch: „Ach, nur noch einmal, nur noch ein einziges Mal..."

Und doch gehen sie alle, wenn es sein muß, mit der gleichen Ruhe in den Tod. In den reinsten Tod, denn nicht ein Motiv von Selbstsucht noch Eigennutz treibt sie die gefährliche Bahn. All den tausend und tausend Namenlosen winkt, wenn sie verstümmelt am Leben bleiben, nicht Ehre noch Lohn, wenn sie fallen, kein Nachruhm. Nur ein Gedanke umglüht in trotzigem Trost ihr Sterben: Sie starben als Männer. Und das ist das Höchste!

Die Minenwerfer

Heute gegen Abend schießen die großen Minenwerfer. Das ist ein Schauspiel, das man nicht versäumen darf, denn die unscheinbaren kleinen Dinger, die „Minenhunde", wie unsere Leute sie nennen, werden nur eingesetzt, wenn es sich wirklich lohnt; gegen Geschütze und Maschinengewehre in der feindlichen Stellung oder gegen irgendein verdächtiges Bauwerk, das sich von der einförmigen braunen Linie der gegnerischen Gräben abhebt, eine Flankierungsanlage, ein Minenvorhaus oder dergleichen.

Die Minenwerfer sind erst mit diesem Kriege in die Erscheinung getreten. Sie existieren freilich schon seit ein paar Jahren, wurden jedoch ängstlich geheimgehalten. In erster Linie waren sie für den Kampf um Festungen gedacht. Allein bei dem jetzigen Stellungskriege, wo alle Grenzen und Unterscheidungen zwischen Feld- und Festungskrieg verwischt sind, müssen sie gegen Schützengräben und Feldwerke Dienste leisten. Sie sollen vor allem dort die feindlichen Stellungen zerstören, wo sich die beiderseitigen Linien so weit einander genähert haben, daß Artillerie nicht schießen kann, ohne die eigene Infanterie zu gefährden.

Die Minenwerfer schießen von der vorderen Linie aus. Es sind kleine, eigentlich winzig kleine, unscheinbare Dinger, die eine riesige Sprengladung durch die Luft werfen. Das Geschoß ist größer als das Geschütz. Wenn sie geladen sind, schaut aus dem breiten plumpen Maul der spitze Kopf der Mine neugierig heraus. Ein grotesker Anblick, wie der einer Schlange, die eine allzu große Beute nicht völlig bergen kann.

Auch die Franzosen haben Minenwerfer. Allein sie haben uns bisher nicht allzu weh getan. Es scheint, daß die ihren den unseren erheblich an Präzision und Wirkung nachstehen, wenn wir leider auch die Wirkung der unserigen nur in wenigen Fällen mit Sicherheit feststellen können. Aber sie müssen den Franzosen doch unangenehm genug werden; denn kaum sind die ersten Minen geflogen, so beginnt die französische Artillerie eine wütende Kanonade auf der Suche nach dem Standort der Minenwerfer.

Heimlichkeit und Unsichtbarkeit, die Trumpf sind in diesem Kriege, bilden daher auch für ein erfolgreiches Schießen der Minenwerfer die Vorbedingung zum Erfolg. Im Schutze der Nacht werden sie in die Stellung gefahren. Der Aufstellungsort wird mit aller Sorgfalt ausgesucht. Kein Aufwurf über der gleichmäßigen Höhe der Grabenwälle darf

verraten, daß hier etwas Besonderes los ist. In dem Gewirr der Schützen-, Lauf- und Verbindungsgräben findet sich leicht ein solcher Platz.

Womöglich gleich der erste Schuß muß sitzen. Für ein langwieriges Einschießen ist die Munition zu kostbar.

Am Nachmittage ist alles fertig. Die Minenwerfer und die langen, strohgeflochtenen Körbe, in denen die Munition steckt, sind sorgfältig überdeckt, damit kein vorwitziger Flieger sie erblicken und verraten kann. Daneben ist ein fester Unterstand gebaut, von dem aus der Mörser abgefeuert wird. Gleichzeitig dient er den Mannschaften als Unterschlupf gegen feindliches Artilleriefeuer.

Wir lehnen nebeneinander an der Grabenwand. Die Mannschaften sind untergetreten. Nur die Beobachtungsposten lugen zum Feind hinüber. Das Infanteriefeuer geht träge hin und her. Trotzig droht die Flankierungsanlage mit mächtigen Unterständen und breiten Scharten, hinter denen vermutlich Maschinengewehre stehen, zu uns herüber.

Wir lehnen an der Brustwehr, schauen zum Feind, plaudern und warten. Es ist noch zu früh. Die Minenwerfer sollen erst schießen, wenn es noch hell genug zum Beobachten ist und so hell, daß der Feind kein Mündungsfeuer sieht, aber andererseits auch die Nacht so nahe, daß unter ihrem Schutze die Minenwerferabteilung sich nach erfüllter Aufgabe wieder zurückziehen kann.

Drüben menagieren sie gerade. Der Rauch steigt allenthalben in sich kräuselnden grauen und blauen Wölkchen über den Gräben auf. Am Himmel steht ein gelber Streifen. Hinter der Nebelwand ist die Sonne gesunken. Jetzt. Nebenan im Unterstand liegt ein Mann mit dem Fernsprecher in der Hand. „Minenwerfer, Achtung!" Und nach Sekundenfrist: „Minenwerfer, Feuer!"

Man hat keinen Schuß gehört. Hoch über unsere Köpfe aber zieht ein riesiges Geschoß. Ganz langsam fliegt es und stampft und schlingert wie ein Schiff bei schwerer See. Jetzt hat es den Zenit seiner Flugbahn erreicht. Nun gleitet es abwärts, schneller und schneller, dem Auge kaum mehr sichtbar. — Da sieht man es wieder, wie es in den Boden fährt. Eine schlanke Rauchfontäne steigt himmelhoch, breitet sich aus, steht wie ein Berg, wie eine Wolkenwand.

Ich starre offen, weit über die Brustwehr gelehnt, auf das Schauspiel. Alle Gefahr ist vergessen, alle Sinne sind gebannt. Mit einem Male kreischt es in den Ohren, wirbelt im Hirn. Ein polternder Hufschlag wie von Tausenden von Rossen, ein pfeifender Luftzug wie von Hunderten von Automobilen. Und polternd und prasselnd schlägt die gewaltige aufgewühlte Masse wieder zu Boden. Unwillkürlich ducke ich mich, und neben mir sausen einzelne Sprengstücke der Mine in unsere eigenen Gräben.

Als der zweite Schuß in den feindlichen Graben ging, begannen Feldkanonen und Rimailhos das Feuer. Aber ihre Granaten irrten weit an der Stellung der Minenwerfer vorbei, die Schuß auf Schuß die feindliche Erdwehr zerstören.

Sturmnächte

Das sind die stillen Nächte, wenn der Kreideboden, den die Kreuzhacken im Laufgraben bloßgelegt, im Mondlicht in gespenstischer Weise starrt. Die Luft ist voll milchigen Lichts. Die Lämmerwölkchen am Himmel sind ganz durchtränkt damit, daß sie aussehen wie flockiges, wolkiges Eis. Zwischen ihren Flocken aber ist der Himmel glasig und stahldunkel. Man meint sein leises Klirren zu hören, und wie eine Decke

starren Eises spannt er sich über eine Welt voll Milde und Frieden.

Von der Brustwehr sieht man die Nebel im Tal. Man sieht auch drüben die feindlichen Stellungen, ja mit einem lichtstarken Nachtglase erkennt man deutlich jeden einzelnen stachelstarrenden spanischen Reiter davor.

Allein es ist dennoch nicht hell genug zum sicheren Einzelschuß. So geht das Feuer nur matt hin und her. Ab und zu schwirrt es singend über einem hinweg oder fährt kurz vor der Brustwehr in den Boden, ärgerlich, daß der kurze Flug bereits zu Ende. Mitunter schlagen fünf Kugeln aus einem festgelegten Gewehr unmittelbar hintereinander auf der gleichen Stelle ein. Dann wieder rechts oder links aus der eigenen Linie, ein roter Feuerstrahl und ein scharfer abgerissener Knall. Jedoch es scheint kein rechter Ernst dabei. Die Nacht ist ja so hell. Der Mond wacht...

Mit dem schwindenden Mond aber kommen die langen, finsteren Nächte, die Binden vor die Augen der Posten legen, die sich auf Freund und Feind herabsenken wie eine schwarze Riesenhand. Die finsteren Nächte, die die Augen weiten, daß man das eigene Blut singen hört. Die Nächte, die schwanger gehen mit dem Schrecken.

Aus der kleinen rötlichen Lichtinsel des Unterstandes geht es in ein schwarzes Meer. Man prallt gegen die Finsternis wie gegen eine Mauer. Der Fuß tastet die Stufen hinauf. Jetzt steht der Körper zwischen den engen Mauern des Grabens. Aber auf ihnen lasten die Mauern der Dunkelheit, und das Auge erkennt keine Grenze, keinen Übergang. Am Posten vorbei. Man fühlt den fremden Körper, aber kein Umriß zu sehen, kein Schatten. Weiter in dem schmalen Gang. Rechts und links stoßen die Schultern an, ein schwerfälliges Tappen! Unmöglich, den Weg zu finden, wenn nicht das Netz dieser Gräben und Gänge wie ein leuchten-

des Transparent im Hirn stünde. Jetzt kommt die große Schulterwehr, dann rechts um die Ecke, links zweigt der Graben zur Bereitschaft ab. Man geht wie ein Automat.

Ronde! — die Feuerlinie entlang. Die Augen, die groß und weit geworden sind mit starrenden Pupillen, tasten jetzt ins Dunkle, greifen einzelne ungewisse Gegenstände heraus, Gegenstände mit unbestimmten, verschwimmenden Konturen: die Brustwehr, Schatten darüber und ein mattes Blinken von den aufgepflanzten Bajonetten. — Auf drei Schritt kann ein angreifender Gegner herankommen, wenn ein heulender Nordost den Lärm seiner Schritte verschlingt. Dann ist keine Zeit mehr, den blanken Stahl aufzusetzen.

Unsere Gewehre schweigen. Drüben aber kracht es in unregelmäßiger Folge. Dann wieder in plötzlichen prasselnden Rafalen. Eine Leuchtrakete steigt hoch. In jäh-steilem Fluge. Ein ungewisses, zitterndes Licht. Ein Verlöschen und nochmaliges Aufleuchten. Dann wieder Finsternis. Unsere Linie aber bleibt stumm. Man meint die Nervosität drüben bis in die Fingerspitzen zu fühlen. Wie ein Aufschrei ist ihr Feuern, wie ein jähes gellendes Schreien vor dem, was da, da in der Finsternis droht und droht und nicht kommt.

Die Nacht lebt. Es wetterleuchtet. — Leuchtkugeln hinter dem Horizont, deren zitternder Widerschein am Himmel steht. Wandernde Lichtbahnen der großen Scheinwerfer. Irgendwo in der Ferne ein unaufhörliches dumpfes Rollen von schweren Geschützen. Wildes Aufprasseln des Gewehrfeuers und Tacken der Maschinengewehre. Und wieder Stille. Was geschah? — Die Nacht schweigt.

In der Zeit solcher Nächte befahl der Generalissimus die allgemeine Offensive. Im Nachbarabschnitt griffen die Franzosen im Morgengrauen an. Ein wahnsinniges Artilleriefeuer lag plötzlich auf den deutschen Stellungen. Die Welt

schien unterzugehen im Krachen der Granaten. Aber als es abbrach, blieb den Überlebenden doch so viel Besinnung, aus den Unterständen an die Brustwehr zu stürzen. Da stürmten die Rothosen schon heran. Aber nicht weiter als bis an die Drahtverhaue kamen sie. Die Zurückflutenden stauten sich an den Vordrängenden. Da setzten die eigenen Batterien ein. In wenigen Minuten war alles vorüber, auf dem dürren Felde aber blühte roter Mohn.

Nur an einer Stelle, einem schwach besetzten Laufgraben, brachen die Franzosen durch. Vor einigen Tagen war ein Offizier von einer Patrouille nicht zurückgekommen. Er trug eine Skizze der ganzen Stellung bei sich. Auf dieser Skizze basierte der Angriff.

Den Chef der Batterie, der ich früher angehört, rief der unerwartet einsetzende Gefechtslärm vom Strohlager an das Scherenfernrohr. Das lichtstarke Glas sucht und sucht in dem ungewissen Dämmern. Plötzlich verdunkelt sich der Blick. Riesengroß zeichnet es sich in der Linse ab: Köpfe, Gestalten. Weiß Gott, Käppis und lange Mäntel: Franzosen! Sie kommen von der Flanke. — In Sprüngen zur Batterie zurück. Zwei Geschütze gelingt es noch herumzuwerfen. Allein sie kommen nicht mehr zum Feuern. Die Reserven sind schon heran, mit großen Sätzen. Die Eingedrungenen, zwei Kompagnien, sind umstellt und ergeben sich.

Ein kleiner Teil sucht durch die deutschen Laufgräben zu entkommen. Aber unsere Leute fangen sie ab. Es sind junge Bürschlein, frisch aus Paris importiert. Was sich wehrt, wird mit einem Kolbenschlag beschwichtigt.

Bei diesem kurzen Kampf in den Gräben passierte eine Geschichte, ein lächerlicher Zufall, wie ihn nur der Krieg bringen kann. Ein Unteroffizier stößt an einer Biegung auf einen Franzosen. Er steht starr. „Ja, was machst denn du da?" „Durchbrechen woll'n ma!" „Geh, sei g'scheit, gib dein

G'wehr her!" — Und der Franzose gibt sich gefangen. Es war ein Münchner Bekannter, ein französischer Koch in einem großen Hotel, der sich mit Kriegsausbruch in seine Heimat begeben hatte.

Rechts und links von uns haben sie schon angegriffen, nur wir liegen noch und warten. Einmal aber schien es ganz gewiß, und sichere Anzeichen sprachen dafür, daß es diesmal uns gelten sollte. Alles war bereit, die Reserven lagen vorn, denn nach abgeschlagenem Angriff sollte unser Gegenangriff vorgetragen werden.

Wie es Nacht wurde — wieder eine Nacht wie ein finsterer Abgrund —, wurde die Befehlsstelle vorverlegt. Zum ersten Male hatte ich den Säbel mit hinaus genommen, der so lange unbenutzt am Sattel hing. In diesen Kämpfen um Gräben, die nicht mehr als ein paar Meter voneinander liegen, ist die blanke Waffe zu neuem Ruhm gekommen und hat das alte, schier veraltete Suwarowsche Wort wahr gemacht, von der Kugel, die eine Törin ist, und dem allein weisen Bajonett. Schließlich ist's gleich, ob es Bajonett oder Säbel ist oder ein handfestes kräftiges Messer, wenn's nur blanker Stahl ist, der den Angriff begleitet. Es ist ein sonderbares Gefühl von Sicherheit und Vertrauen, das dieser Freund verleiht. Und ein fast zärtlicher Blick gleitet über die lange, schlanke Damaszener Klinge mit der haarscharfen Schneide.

Alles war Erwartung, aber es wollte doch keine gehobene, erwartungsfrohe Stimmung aufkommen, zu oft war die Hoffnung auf Kampf schon enttäuscht worden. So verging die Nacht in ruhigem, festem Schlaf in Kleidern und Waffen.

Aber in früher Morgenstunde hielt ich es nicht mehr länger im Unterstande aus und trat hinaus an die Brustwehr. Das ist die gefährliche Stunde, die von der Nacht in den Tag führt.

die den Angriff noch im Schatten der Nacht heranträgt. Der Angriff, der aus der Nacht in den Tag springt, der ihm Weg und Ziel weist.

Die ganze Besatzung steht jetzt an der Brustwehr. Ganz leicht dämmert es schon. Man erkennt die dunkeln Gestalten und das matte Blinken der Bajonette. Mann an Mann, Stahl an Stahl. Die Maschinengewehre lauern in den Flankierungsanlagen, der Hüllen entkleidet, die sie tagsüber sorgfältig verdecken. Sie haben ihre wulstigen Mäuler weit vorgeschoben, als drängten sie sich vor, den Tod besser ausspeien zu können.

Der Tod steht und wartet. Aber sie kommen nicht. Und mit dem letzten Dämmern schwindet die letzte Hoffnung. Doch der junge Tag zieht so klar und froh herauf, wie die sichere Gewißheit in aller Herzen, daß die Stunde kommen wird, wo es wieder vorwärts geht, wo wir sie aus ihren Gräben werfen werden und sie wieder schlagen, wie wir sie immer geschlagen, immer und überall, wo wir sie trafen.

Das tägliche Opfer

Wir haben einen kleinen Kirchhof in unserem Dorf. Nicht den allgemeinen Dorffriedhof. Der liegt westlich des Ortes, dem Feinde zu, unter dessen Feuer. Wir haben unsere Toten hinter der Ostfront begraben, der Sicht des Feindes entzogen und ein wenig auch seinem Feuer. In einer langen Zeile haben wir die Gefallenen in die Erde gebettet, an der Hecke entlang, der Reihe nach, wie sie fielen. Und als wir eine zweite Zeile beginnen mußten, da zogen wir einen Zaun mit einem einfachen Kreuz über dem Tor und pflanzten Blumen. Dicht beisammen liegen sie da, wie sie im Leben nebeneinander an der Brustwehr

standen. Und die Kreuze und die Blumen und Kränze sind das letzte Liebe, das wir ihnen antun können.

Wir sind freilich im Stellungskriege. Nichts Neues seit Monaten, kein Sturm, kein Angriff, allein der tägliche Blutzoll muß doch entrichtet werden.

Wir stehen hier in einer Festung, tief eingeschnitten in Stein und Erde. Wir stehen in einer mächtigen Erdfestung mit starken Brust- und Schulterwehren. Mit allem Raffinement ist sie ausgebaut, mit Stahl- und Panzerschilden, mit Minen und Drahthindernissen davor und mit metertiefen Unterständen. Allein der Tod, der ausgesperrt und in den Raum zwischen den beiden Grabenlinien verbannt wurde, streicht doch die Front entlang, Tag und Nacht, und sucht und sucht, ob er nicht eine Lücke findet, durch die er eindringen kann, um wieder einen zu treffen.

Trotz aller Vorsichtsmaßnahmen finden doch immer noch einzelne feindliche Kugeln den Weg in den eigenen Graben. Tausende pfeifen wirkungslos darüber hin. Hunderte schlagen ohnmächtig vor und neben dem Schlitz im Stahlschild ein. Allein hier und da gleitet doch ein Geschoß durch den engen Spalt. Manche prallen an der Mündung des durch den Sehschlitz ragenden Gewehres ab. Andere streifen am Schaft entlang und verletzen lediglich die Hände des Schützen. Aber passiert das spitze Kupfergeschoß ungehemmt die enge Öffnung, so bringt es den sicheren Tod. — Kopfschuß! Von ihm ist noch keiner genesen.

Hundertmal zeigte ein Mutiger sich über der Brustwehr, um besser zu sehen. Hundertmal gelang es. Doch die drüben lauern auch. Wenn ein Kopf sich zeigt und wieder verschwindet, so ist die Zeit zu einem gezielten Schuß zu kurz. Da legen sich dann mehrere mit dem Gewehr im Anschlag auf die Lauer, folgen, das Auge am Visier, dem

voraussichtlichen Weg des Feindes, und, sobald er sich wieder zeigt, trifft ihn die Kugel. Einer unserer Leute hat Tage hindurch, täglich stundenlang, einem Franzosen aufgelauert, der sich an der gleichen Stelle zu zeigen pflegte, bis er ihn hatte. — Und die Franzosen zeigen die gleiche Zähigkeit und Ausdauer.

Andere Verluste verursacht die nächtliche Arbeit: das Eindecken der Unterstände, das Einbauen der Stahlschilde, das Ausbessern der Drahthindernisse. Sobald der Feind solch nächtliche Arbeit hört, bei der die Leute den schützenden Graben verlassen müssen, hebt ein plötzliches, wütendes Feuer an, das schon manches Menschenleben gekostet. Tragisch war der Tod von einem Unteroffizier und zwei Mann, die im Morgengrauen an der Decke eines Unterstandes arbeiteten. Im Eifer der Arbeit merkten sie nicht, wie der schützende Nebel sich lichtete. Der Feind erfaßte den Moment, nahm sein Ziel ruhig aufs Korn, und die drei fielen im gleichen Augenblick. — Mitten im Graben sind schon Leute getroffen worden. Von weither, tausend, zweitausend Meter weit, aus irgendeinem feindlichen Graben irrte eine verlorene Kugel herüber.

So gehen die Tage. Man könnte abstumpfen gegen das ewige Einerlei, auch des Todes. Aber wenn man dann am dämmernden Morgen im feuchten Unterstand bei der flackernden Kerze die Meldungen der Kompagnien über den Verlauf der Nacht liest, so ist es immer von neuem ein leiser, weher Schmerz, wenn da scheinbar nebensächlich und gleichgültig steht: „Ein Mann tot", „Zwei Mann verwundet". Tropfen um Tropfen fällt so. Freilich die Lücken werden durch frischen Nachersatz immer wieder aufgefüllt. Aber der alte Stamm schwindet doch, die getreue Schar, die seit Kriegsbeginn zusammengehalten und miteinander Freud und Leid geteilt.

Der Tod auf der Gewehrkugel naht leise, fast wie ein Freund. Ihr pfeifendes Singen hört der nicht, dem sie bestimmt. Tausend Kugeln hörte er pfeifen, nur die eine, die ihm gilt, die hört er nicht. Die Kugel, die tödlich traf, bringt raschen, fast schmerzlosen Tod. Sein Anblick ist ohne Grauen. Im Zelttuch tragen die Kameraden den Toten mit dem kleinen Loch im Kopf nach rückwärts durch das Labyrinth der Laufgräben. Ein paar rote Tropfen, die rasch im gelben Lehm versickern, sind alles, was den Männern an der Brustwehr noch davon erzählt, daß der Tod an ihnen vorbeigegangen.

Lautlos naht die Kugel. Die Granate aber bringt den Tod mit lärmendem Entsetzen. Wenn ihr Krachen ertönt, eilt alles bis auf wenige Beobachtungsposten in die Unterstände. Da sitzt man eng gedrängt und wartet, bis der Schauer vorbei. Einer scherzt, ein anderer sucht Gleichgültigkeit zu zeigen, aber die meisten sind ernst. Es gibt keinen Menschen, dessen Nerven da auf die Dauer widerstehen und dem das ununterbrochene schauerliche Krachen nicht schließlich kalt ans Herz greift. Man sitzt und lauscht. Der Unterstand erzittert unter der Gewalt der in der Nähe einschlagenden Geschosse. Sonst ist alles still; nur der losbröckelnde Lehm rieselt unheimlich an den Wänden herab.

Oft lärmt die Granate nur. Der Eisenschauer geht über die Stellung hinweg, ohne einen zu verletzen. Wir liegen ja auch tief unter der Erde. Und mit jedem stärkeren Kaliber, das der Feind auffährt, mit jedem Volltreffer, der einen Unterstand durchschlug, kriechen wir tiefer unter den schützenden Erdboden.

Oftmals belegen die Franzosen tagelang, Tag für Tag, die gleiche Stellung mit schwerem Feuer. Sie haben „reisende" Rimailho-Batterien, die die Front entlang ziehen

und die deutschen Stellungen der Reihe nach systematisch unter Feuer nehmen.

Manches Mal zog der Schrecken vorbei, ohne größeren Schaden angerichtet zu haben als einige Meter verschütteten Schützengraben. Und doch verlernt man den Respekt vor den schwarzen Rauchfontänen nicht; denn sitzt einmal ein Volltreffer, so ist die Wirkung derart, daß das Herz sie nicht mehr vergißt.

Am ersten schönen Frühlingstag ging gleich mit Beginn der Beschießung die erste feindliche Granate in unseren Graben. Ein Zugführer hatte zwei seiner Gruppenführer vor seinen Unterstand bestellt. In dem Augenblick, in dem er heraustrat, krepierte vor dem Eingang das Geschoß. Als wir hinzuliefen, lagen nichts als drei blutende Rümpfe da. Einem hatte ein Sprengstück beide Beine weggerissen, einem anderen Arme und Beine. Und das Herz konnte nicht fassen, wie die so Verstümmelten noch atmen und sprechen konnten, und nicht begreifen, daß solch blutiger Rumpf noch ein Mensch sei.

Wir bauen uns immer fester ein. Einzelne Unterstände haben schon zwei und drei Volltreffern hintereinander widerstanden. Allein bei dem einen oder anderen ist vielleicht die Erddecke um ein geringes zu nieder, die Verstrebung um eine Kleinigkeit zu schwach. Irgendein unvorhergesehener Umstand bewirkt, daß die Granate weniger Widerstand findet, als man erwartete. Vor wenig Tagen ist uns ein solcher Unterstand zusammengebrochen. Die Granate drang nicht durch, aber die Stützen hielten den gewaltigen Druck nicht aus und brachen. Von den Verschütteten konnten wir nur noch zwei lebend aus den Trümmern ziehen — nach stundenlanger mühsamer Grabarbeit.

Wie unsere Stellung, so beschießen die Franzosen auch unser Dorf, in dem Teile des Bataillons in Ruhe liegen.

Wenn im ganzen die Wirkung bisher auch gering blieb, so haben doch auch hier die Granaten manches Opfer gefordert. Es ist ein häßlicher Tod, zwar auch ein Soldatentod, aber doch ein „Tod im Bette".

Als wir kürzlich die Dekorierung unseres Stabsarztes feierten, kündete uns ein plötzliches Krachen, daß die Franzosen mitfeiern wollten. Auf das Einschlagen einer Granate dicht beim Hause gingen wir in den Keller. Als wir wieder ins Zimmer traten, waren die Fenster zertrümmert, und Sprengstücke lagen da, wo wir vorher gesessen.

So füllt sich langsam unser kleiner Soldatenfriedhof hinter dem Dorfe. Es ist die Geschichte unseres Bataillons, was da auf den schlichten, schwarzen Kreuzen steht. Und in ihrer Gesamtheit bilden all die tausend Kreuze auf den Schlachtfeldern Belgiens, Frankreichs, Polens und Galiziens die Geschichte dieses Krieges. Jedes Kreuzel ist zwar nur ein einziger Buchstabe, aber alle zusammen schreiben doch das dicke Buch der Weltgeschichte.

Ein einziges Holzkreuzel, was ist das unter Hunderttausenden! Aber für den einen umschloß das Leben, dem es ein Ziel setzte, doch alle Glückseligkeit. Und für die Seinen daheim war dieser eine doch alles, was ihnen lieb und teuer war. Und nichts blieb als ein kleines schwarzes Kreuz im fremden Land.

Ritt hinter der Front

Bestellte Felder zu beiden Seiten der Straße. Lange braune Ackerfurchen und dazwischen weite grüne Fläche mit dem knospenden Halm der Wintersaat. Frauen und Kinder auf den Straßen, ackernde Bauern auf den Feldern. Die Dörfer bevölkert, unzerstört. Hier ist der Krieg vorbeigegangen.

Wenig Militär, an dem einen oder andern Ort liegt eine Kolonne, eine Trainabteilung, die in guten Quartieren ein beschauliches Leben führt und mit den Einwohnern gemeinsam die Felder bestellt.

Den Horizont entlang rollt der Geschützdonner, wie fernes Gewitter. Wie anders klingt es hier, als wenn man mitten unter seinen Blitzen steht. Und wie entschwindet das Erinnern an jene Zeit, als läge sie in weiter, weiter Ferne, und sind doch nur wenig Tage, daß ich den Graben verlassen, in dem ich vier Monate gelebt! Vier Monate in dem kleinen Grabenstück und in dem armseligen Dorf dahinter, der eng begrenzten Welt unseres Bataillons. Mit wenig kurzen Ausnahmen, die uns weiter rückwärts in Ruhe führten, immer vier Tage im Graben und vier Tage im Dorf, ohne Wechsel und Unterbrechung, ohne Sonn- und Feiertage, in Regen und Schnee, in Schrapnell- und Granatfeuer.

Die Arbeit, die Gedanken und das Erleben von vier Lebensmonaten steckt in den Gräben auf jenen Höhen über der Somme. In diesen vier Monaten sind die Gräben zu jener schier uneinnehmbaren Festung geworden, die sie heute sind. An jedem Fußbreit haftet Erinnern. Die Sappe, die wir in so fieberhafter Eile gruben, der Schützengraben in der Feuersteinschicht, bei dessen Herstellung die Pickel und Spaten stumpf wurden, die Minen!

Der kleine Unterstand, in dem wir kaum zu zweit Platz hatten, und der doch so viele glückliche Stunden sah! Der Beobachtungsposten, von dem man über den Fluß hinüber weit in das feindliche Land sehen konnte! — — In Nebel, Schnee und Regen, in Dreck und Nässe haben wir vier Monate in der Erde gelebt. Jetzt grünt bei den zurückgebliebenen Kameraden der Frühling. Auf den kleinen Blumenbeeten, die ein paar Blumenliebhaber auf den Tra-

versen im Graben anlegten und sauber mit Kreidesteinen einfaßten, blühen die ersten Primeln und Aurikeln. Frühlingsblumen auch auf den Gräbern der Gefallenen. Selbst das Wäldchen inmitten unserer Stellung, dessen Bäume und Büsche Infanterie- und Artilleriefeuer geknickt und verwüstet, wird grünen und Knospen aus dem zersplitterten Holze treiben.

Die Kameraden sind zurückgeblieben; ich reite allein durch das Land. Ein neues Kommando. Von der Infanterie wieder zur Artillerie, als Adjutant zu einem neuen, in der Bildung begriffenen Regiment. Das Reiseziel — eine Stadt in Nordfrankreich, wo die Jungen aus der Heimat mit den Kriegserfahrenen aus der Front zu einer neuen festen Einheit zusammengeschweißt werden sollen, die der alten kampferprobten in nichts nachsteht.

Den Horizont entlang rollt der Donner, wie ein Gruß, wie ein Rufen. Da vorn ist unser Platz, unser aller, die wir seit dreiviertel Jahr dort im Feuer stehen. Der Platz, an den uns das Beste in unserem Innern bannt, das uns ausharren läßt, wenn die Sehnsucht übermächtig zu werden droht. Wie seltsam, wenn man die ungeduldigen Klagen der hier hinten hört, die doch jede Nacht ihr Bett haben und deren Ruhe nie ein scharfer Schuß gestört. — Ja, ja, man kann den Krieg auf mancherlei Art erleben.

Der Nebel fällt. Schwerer, feuchtschwangerer Erdduft steigt aus den abendlichen Äckern. Eine Parkmauer entlang führt der Weg. Durch das schmiedeeiserne Tor sieht man das Schloß; geharkte Beete und Wege davor. Der Posten, ein bejahrter Trainsoldat, stapft schwerfällig auf und ab.

In einem verlassenen Hause ist das Quartier; alles ist unverändert, unzerstört. Die Bewohner waren bei Kriegsausbruch auf Reisen und kamen nicht mehr auf ihre Be-

sitzung zurück. Jetzt sind wir Herren in dem fremden Hause. Wir waren es oft in diesem Kriege. Allein es waren zerstörte oder in wilder Hast verlassene Häuser, oder solche, in denen bereits vorher andere Truppen gewohnt, und die damit gleichsam in deutsche Verwaltung übergingen. Hier ist alles anders. Nachdem die Ordonnanzen die Überzüge von den Möbeln entfernt und den Tisch gedeckt, ist alles neu und frisch wie zu unserem Empfang bereitet.

Ich gehe früh auf mein Zimmer. Der ungewohnt lange Ritt macht müde. Ein duftiges Jungmädchenzimmer. Weißes Linnen, weiße Decken, ein Spitzenhimmel über dem Mahagonibett. Hinter dem blaßgeblümten Vorhang liegt das Ankleidezimmer. Auf dem Toilettentischchen vor dem großen Spiegel steht eine Reihe geschliffener Glasflakons. Ich probiere ein paar Tropfen. Es ist Flieder. Und fast unbewußt zerstäube ich das Parfüm im ganzen Zimmer, bis der süße, schwere Duft sich betäubend auf alle Sinne legt.

Unter den Frauenköpfen von Helleu hängt ein Gruppenbild an der Wand; Vierzehn- und Fünfzehnjährige, um ihre Lehrerin geschart. „Institut Fénélon, Cambrai" steht darunter, und die Namen der Mädchen: Suzanne, Georgette, Simone — — — Blonde und Schwarze, Blau- und Braunaugen, Zierliche und Kräftige. Welche von ihnen hat in diesem Zimmer gewohnt? Ich sehe mir die Mädel der Reihe nach an. An die Lehrerin schmiegt sich eine Kleine, Zierliche in kurzem Kleidchen; offenes, blondes Haar, dunkle, erschrocken-fragende Augen, Glieder wie ein Reh. Ist sie das? Ich lese den Namen: Madeleine. Unwillkürlich sprechen die Lippen ihn laut, formen ihn weich und kosend.

Auf dem Empireschreibtisch steht eine Photographie: ein junger, hübscher Bursch, mit lustig-frechen Augen, in Militär-

schüleruniform. Jetzt steht der Siebzehnjährige sicher längst in der Front, ist vielleicht schon Offizier. So blutjung war der kleine Leutnant, dessen Leiche zwischen unseren beiden Linien liegt. Eines Morgens lag er da, und keiner traute sich, ihn zu holen. Das Gesicht war uns zugekehrt, ein zartes, fast mädchenhaftes Gesicht. — Jetzt ist es freilich längst entstellt und das eines Negers, blauschwarz und aufgedunsen. — — —

In dem Lehnstuhl vor dem Kamin — wie oft mag die Kleine sich darin gekuschelt haben — sitzt's sich so weich, und das Feuer trocknet so schön die durchnäßten Stiefel.

Eine zierliche Bronzeuhr steht auf dem Marmorsims, daneben eine lederne Kassette. Briefe fallen mir in die Hand. „Mes amours à Madeleine" lese ich in einer unausgeschriebenen Jungenhand. Ich stelle den Kasten wieder fort: Nein, kleine Madeleine, ich will deine Herzensgeheimnisse nicht entblößen. — — — Vor meinen Augen steht das Bild des toten Leutnants zwischen den beiden Linien und sein unförmliches, blauschwarzes Antlitz. Arme Madeleine!

Ich drehe das Licht ab und starre in die Flammen. Kleine blaue Flämmchen. Sie zucken und lecken um den großen Holzblock. Sie schießen tastend unter ihm hervor, umzüngeln und umschlängeln ihn. Bearbeiten unablässig den spröden Block, bis er sich in heller Glut teilt und das Feuer breit und knisternd aus ihm hervorbricht.

Das Zimmer zuckt unter dem plötzlichen Licht, unter der auf und nieder tanzenden Flamme, nervös wie ein lebendes Wesen. Bilder und Erinnerungen tanzen mit im ungewissen, wirbelnden Flammentanz. Ein Menschenherz glüht in den Gluten. — — — So jung war sie. Wir waren beide fast noch Kinder. Und wie sie über die Dünen lief, den Wind im Haar, das Meer in den Augen und seine Herbheit auf den Lippen.

Die Glut sinkt in sich zusammen. Es ist unerträglich schwül im Zimmer. Ich reiße das Fenster auf. Klar stehen die Sterne am Himmel. Unten dehnt sich der Garten, noch tot und kahl. Noch dürr die Rosenranken, die im Sommer Laube und Gänge umbluten werden.

Die Nacht ist seltsam lau. Als läge in der kühlen Frühlingsnacht ein Ahnen von schwülen Sommernächten. Das gleiche Ahnen, das die Primeln unten auf dem grünen Rasen ihre zarten gelben Blüten treiben läßt. Primula veris — — — erste junge Frühlingstriebe. Des Herzens Herbheit löst sich, und seine Sehnsucht zittert durch die Nacht: „Mes amours à Madeleine".

Die Befreiung Galiziens und die Eroberung Polens

Nach Osten

Im Militärzug quer durch Deutschland

Die lohenden Azetylenscheinwerfer warfen ein flammend gelbes Licht auf die Bahnsteige. Es gleißt die Schienen entlang, streicht über die Hunderte von Waggons, vor denen sich die Pferde stauen. In dem grellen Wechsel zwischen Hell und Dunkel tauchen ihre Köpfe und Leiber riesig, gleich vorsintflutlichen Ungeheuern aus der Dunkelheit. Auf den Radreifen der Fahrzeuge und auf den langen Rohren der Geschütze blinkt matt der gelbe Schein, und aus dem Meer von Dunkelheit, das rings auf der Erde lastet, zaubert er eine Insel von Licht und wirbelndem Leben. Rings um Douai, wo die Bahnstränge in die Stadt münden, und wo die Pioniere und Eisenbahner in wochenlanger Arbeit Bahnhofsanlagen und kilometerlange Notrampen gebaut haben, flammen solche Lichtinseln. Und überall wird fieberhaft gearbeitet. Die Division wird einparkiert.

Auf den offenen Loris klopfen und hämmern die Kanoniere und schlagen Keile unter die Räder der Geschütze und Munitionswagen. Die Rampen hinauf trampeln und poltern die Pferde und stampfen und schlagen unruhig in den dunkeln Viehwagen. Was jetzt als fertige und einexerzierte Batterie gegen den Feind fährt, war vor vierzehn Tagen noch ein Chaos, ein wirrer Haufen von Menschen, Pferden und Material. Aus Abspaltungen der verschiedenen Truppenteile und aus Nachersatz aus der Heimat wurden die Regimenter der neu aufgestellten Division formiert. Es war schlimmer als in den Mobilmachungstagen. Da ging alles nach einem Monate vorher genau aus-

gearbeiteten Plan mit Hilfe eingearbeiteter Organe. Bei dieser Mobilmachung in Feindesland jedoch wurde den Kommandeuren und Adjutanten ein Haufen von Menschen und Pferden übergeben mit der Aufgabe, daraus kampfkräftige Formationen zu bilden. Da standen Hunderte von Pferden, die auf die Batterien verteilt sein wollten, Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften waren einzuteilen, von denen man keinen einzigen kannte. Da gab es Wagenzüge voll Material, voll Richtgerät und Zubehör, Kumten, Sätteln und Stalleimern, voll Handwaffen, Schanzzeug, Kochgeschirr, Hufnägeln und Schmieröl. Und alles wollte gezählt, sortiert und verteilt sein. Dabei waren die Sachen vielfach durcheinander gekommen, Ausrüstungsnachweise fehlten, niemand kannte sich aus. In zwei Tagen sollte alles fertig sein. Und in zwei Tagen war es auch fertig, so gut es eben ging.

Dann begann die interne Arbeit in den Batterien: das genaue Verpassen, Auswechseln, Einfahren und Einexerzieren. Wenige Kilometer hinter der Frontlinie unter dem Kanonendonner von Arras machten wir friedensmäßige Übungen, als befänden wir uns auf den heimischen Exerzierplätzen. Aber Offiziere und Mannschaften lernten einander kennen, und die Führer bekamen ihre Truppen in die Hand.

Das letzte Pferd ist einparkiert, das letzte Fahrzeug versichert, Stroh, Heu und Lebensmittel verteilt. Leer und verlassen liegt der Bahnsteig, schweigend der Zug. Die Leute schlafen, Mitternacht ist längst vorüber. Nur der Transportführer geht mit dem Stationsbeamten auf und ab. Wir haben noch eine Stunde bis zur Abfahrt. Inzwischen wird schon alles für die Abfertigung des nächsten Zuges vorbereitet. Transport auf Transport geht so fort, solange die Nacht ihr schützendes Dunkel über die

Stadt breitet. Heimlich, während der Nacht stehlen wir uns fort, damit kein feindlicher Flieger unsere Abreise bemerkt.

Die Kerze im Kupee ist gelöscht. Möglicherweise muß sie noch für viele Nächte reichen. Aber der gelbe Schein flammt durch die Scheiben, zittert als heller Fleck unter der Decke und wirft zuckende Schatten an die Wände. Noch immer steht der Zug. Der Schlaf will nicht kommen. Die Nerven warten in bebender Ungeduld auf das ruckende Anfahren der Räder.

Wohin geht die Fahrt? Wohin? — — — Ein Heer ist in den letzten Wochen zwischen Maubeuge und Douai zusammengezogen worden. Wir wissen, wir sind nur ein Teil von ihm. Auserwählte sind wir, aus der allgemeinen Front zu einem bestimmten Zweck herausgezogen. Ein neues Heer! Niemand kennt seine Aufgabe.

Vor wenigen Tagen entbot der Divisionär seine Kommandeure mit ihren Adjutanten zu sich in den alten Ratshaussaal von Douai. Er kam vom Kaiser. Auch er konnte uns unsere Bestimmung nicht angeben. Allein er behandelte ein Thema, das uns genügend sagte: Die Vorbereitung und Durchführung eines Durchbruchs. — — — In den langen Monaten des Stellungskrieges hat ein jeder von uns, in den Schützengräben wie in den Beobachtungsstellen, darüber nachgedacht, hat überlegt und studiert, wie die feindliche Linie gegenüber anzupacken und zu fassen wäre, damit der Durchbruch gelingt. Alle diese Überlegungen und theoretischen Arbeiten flossen mit den wenigen praktischen Erfahrungen, die man bei den kleinen Unternehmungen des Winters sammelte, im Großen Hauptquartier zusammen, wurden dort gesichtet und verarbeitet, und aus ihnen kristallisierten sich die „Leitsätze" heraus, die der Divisionär uns vortrug.

Die Wände des alten Rathaussaales schmückt ein riesiges Gemälde: der Einzug eines jungen französischen Königs unter dem Lilienbanner in die Stadt. Es gleißt von Gold und Silber, Rüstungen und blankem Stahl, weht und leuchtet von Fahnen und Farben; — — — Durchbruch — — — Sieg — — — Einzug! Es ist wie frohe Verheißung. Aber unten sitzt eine unscheinbare Versammlung in Feldgrau, und nüchtern klingen die Worte von „Artillerieflaggen", „Sappen" und „Drahthindernissen".

Ein jeder im Saal muß den Worten des Divisionärs zustimmen. Alles ist überlegt und durchdacht. Aber zum Schluß kommt es doch auf ein großes Ignoramus hinaus. Wir wissen es nicht. Durchbruch — — — das ist das Neue, das Unerhörte, das Unbekannte. Es ist möglich, daß die beabsichtigten Mittel die richtigen sind und zum Ziele führen. Möglich! Wir wissen es nicht.

Aber Blut wird es in jedem Falle kosten, unmenschlich viel Blut. Wo wird es sein! Wohin fahren wir? — — Unruhig wälzt sich der Körper auf der Bank. Das Licht flackert. — — Aber es ist nicht mehr der gelbe Schein der Azetylenlampen. Weiße Bogenlampen stehen Monden gleich am Himmel und werfen ein wechselndes Schattenspiel auf die Wände des Kupees. Unheimliche Schattenrisse huschen an den Fenstern vorbei. Es stößt und rattert. Der Zug fährt.

Richtig, wir fahren ja. Wie lange schon? — — — Nacht und Tag; und wieder ist es Nacht. Im ratternden Stoßen der Fahrt. Die unheimlichen, nächtlichen Bilder der nordfranzösischen Gruben und Hütten zogen vorbei. Hier und da raucht ein Schlot, glüht ein Feuer. Aber die meisten liegen tot und verlassen da, in grauenhafter, einsamer Öde. Und die spitzen Kegel der Schlackenberge spießen in den blassen Himmel.

Also nach Flandern geht es nicht! — — — Wir fuhren tags darauf durch die reichen Felder Belgiens. Überall geordnetes Leben wie im Frieden, aber längs der ganzen Bahnstrecke deutsche Landstürmer mit aufgepflanztem Seitengewehr. Herbesthal wird passiert. Demnach geht es auch nicht nach Elsaß. Bleibt nur der Osten. Karpathen, Polen, oder Ostpreußen?

Im Abenddämmern ging es über den Rhein. Um die alte Stadt Köln ging es im Bogen herum. Kein Aufenthalt! Wir meiden die großen Städte. Niemand darf wissen, woher wir kommen, wohin wir gehen.

Am Liebsten, das wir haben, vorbei; wir dürfen sie nicht sehen, nicht sprechen. Bleischwer und träge zieht der Strom. Im Nebel verschwimmt der Dom. Das Gitterwerk der Rheinbrücke flimmert vorbei. Eine junge Frau stand am Brückenkopf. Weit beugt sich der Batteriechef aus dem Fenster. Ein Wiedersehen nach neun Monaten Krieg in rasender Fahrt. Wie ein Aufschrei war's.

Irgendwo in einem kleinen Nest im Rheinland oder Westfalen hielt der Zug. Schon war es Nacht. Gluckend rann das Wasser aus dem Tank in den Tender. Die Abendkost wurde ausgegeben. Ein paar lustige Mädel von der Kriegsverpflegsstation standen am Zug. Wir haben mit keinem deutschen Mädchen mehr gescherzt seit dreiviertel Jahr.

Wir fahren durch die Heimat und dürfen sie nicht grüßen. Die Bahnsteige sind gesperrt. Kein Telegramm, kein Brief, keine Karte darf fortgehen. Aber in der Reichshauptstadt sind, trotzdem wir über den Südring geführt werden, und obgleich es schon dämmert, doch genug Menschen am Wege, die uns sehen und zujubeln und Tücher schwenken. — — —

Weiße Bogenlampen stehen Monden gleich am Himmel. Der Zug fährt über Kreuzungen und Weichen und rattert

und stößt. Wolkiger Dampf schwelt, von Feuerschein rot beleuchtet. Gelbe, rote, grüne Lichter glühen aus dem Dunkel und laufen dem Zug entgegen, Lokomotiven, Wagen, Wagen, Wagen, Schuppen und Kohlenberge. Das ganze mystisch-höllische Durcheinander der nächtlichen Bahnhofseinfahrt.

Oderberg — — — Die Bahnhofsgebäude stehen schmutzig — — — düster mit blinden Fensterscheiben. Die Grenzstation ist ein riesiger, deutsch-österreichischer Militärbahnhof. Die Grenze ist fort. Keine Zollbeamte steigen in das Kupee. Allein jetzt im Kriege wirkt das Land eher noch fremdartiger. Alles ist voll Truppen, Dragoner und Ulanen in bunten Uniformen mit umgehängten Schafpelzen, tschechische und ungarische Soldaten, die wir nicht verstehen. Das Bahnhofsrestaurant sitzt voll österreichischer Offiziere. Ein Kellner im Frack bedient. Die Kassiererin thront hinter dem Büfett. Ein Zivilist mit seiner jungen Frau sitzt uns gegenüber. In uns ist ein großes Staunen. Daß es das alles gibt! Es ist ein Lachen und Plaudern im Raum. Das alles ist vom Krieg nur eben gestreift. Wir kommen uns ein wenig deplaciert vor.

Ein deutscher Generalstabsoffizier händigt uns Karten aus: Krakau, Tarnow, Przemysl. Dann fahren wir wieder. — — — Wie wir aufwachen, sind wir in Ungarn. Zur Linken streichen die steilen Felshänge der Tatra vorbei. Sie glänzen weiß von Schnee.

Der Zug biegt nach Norden und keucht die engen Waldtäler der Beskiden hinauf. Bis hierher, wo sich die Berge gegen die ungarische Tiefebene senken, war der Feind gedrungen. Noch hört man fernes, dumpfes Dröhnen vom Duklapaß her. Die Bevölkerung hier kennt den Krieg. Sie steht zu beiden Seiten des Bahndammes: die Buben mit geschmückten Hüten, die Mädel in bunten Röcken und

gestickten Hemden, mit roten, blauen und gelben Bändern. Sie jubeln und rufen. Wie bunte Blumen blühen die Mädchen in ihren farbigen Kleidern auf den Frühlingswiesen. Die Bauern in ihren abgeschiedenen Karpathendörfern wissen wohl nicht allzu viel vom Kriege und der großen Politik, aber sie ahnen die Bedeutung dieser ununterbrochenen Zugfolge mit fremden grauen Kriegern. Sie fühlen: das bedeutet die große Wende, — — — Frühlingsanfang.

Marsch über die Berge

Die Gegend wurde immer einsamer, und als der Zug endlich hielt, da kamen wir uns doch ziemlich verraten und verlassen vor. Ein bescheidenes Stationsgebäude, eine recht mäßige Notrampe, dann weit verstreut ein paar strohgedeckte Hütten, sonst nichts als Berge und Wald.

Der Zug, der uns aus Frankreich gebracht, hatte noch etwas Heimatliches an sich gehabt; nun wir ihn verlassen sollten, wurde uns erst recht klar, daß wir in einem fremden Lande standen, einem Feind gegenüber, dessen Wesen und Art wir nicht kannten, und in Verhältnisse kamen, die uns in Frankreich wild, trübselig und hart erschienen wären. Der Bahnhofskommandant drückte uns ein Bündel Befehle in die Hand, das hieß: So, nun helft euch selber weiter.

Die erste Freude war der Weg. Gleich hinter der Rampe ging es steil bergab: Tiefausgefahrene Geleise, über Geröll und kopfgroße Steine, dann über morastigen Wiesengrund und durch Gebirgsbäche, die wasserfallartig über den Weg brachen.

Besser wurde es erst, als wir auf die große Straße kamen, die im Tal von Grybow nach Biala führte. Die kleinen

armseligen Häuschen rechts und links der Straße waren unser Quartier. Wir schauten ein wenig trübe. Von Frankreich her waren wir doch recht verwöhnt, und hier sollten wir erst lernen, daß zum Quartier auch beim schlechtesten Wetter ein jeder Fleck Erde recht ist, auf dem man sich ausstrecken und in seinen Mantel wickeln kann. Die schon gestern hier eingetroffenen Truppen saßen am Wege und waren bereits daran, sich zu — — — kratzen und ihre Hemden zu revidieren.

Das Stabsquartier — ein größeres Haus mit Holzschindeln statt mit Stroh gedeckt. Das war der ganze Unterschied. Die Zimmer ausgeräumt und verwahrlost. Am Boden ein paar schmutzstarrende verdächtige Matratzen. Das ist die ganze Einrichtung. Aber die Sonne scheint wärmer und klarer als in Frankreich. Auf den Wiesen stehen Frühlingsblumen: Primeln und Krokus. Und in dem hellen, rasch fließenden Bach kann man bereits baden, trotzdem wir noch April haben.

Grybow selbst ist Etappenhauptort. Dort liegen die höheren Stäbe, auch nicht viel besser als wir, wenigstens ist das Ungeziefer das gleiche. Hoch über das Tal führt die Bahnbrücke. Beim Vordringen der Russen wurde sie gesprengt. Nun ersetzt ein dichtes Holzstrebewerk die herausgebrochenen Bogen. Langsam kriechen die endlosen Züge drüber hin.

Alle Straßen von und nach Grybow stecken voll österreichischer Kolonnen. Sie muten uns fremdartig an: die leichten Wägelchen, die kleinen struppigen Pferde davor. Dazu das bunte Gemisch der Begleitmannschaften: Trainfahrer und Artilleristen in braunen Röcken, Husaren und Ulanen in blauen und roten Hosen, Zivilkutscher — — — Ungarn und Slowakenburschen in gestickten Jacken. Zum Teil eine etwas zigeunerhafte Gesellschaft! Allein sie haben

augenscheinlich strenge Weisung, die deutschen Offiziere zu grüßen; denn sie salutieren in ungewohnt strammer Weise.

In der Stadt stehen Autos, Telegraphen-Fahrzeuge, schwere Lastwagen usw. Infanteriekompagnien marschieren einher, Kavallerie, Artillerie. Noch wechselnder wird das Bild durch die Helme der Deutschen. Verwundete schleppen sich mühsam. Gefangene werden eingebracht. Dazwischen drängen sich Juden in langen Kaftanen, Bäuerinnen und Bauernburschen. Auch ein paar junge Mädel in weißen Blusen sieht man. Aber alles ist eingehüllt in den grauen Staub, den die Hunderte von Wagenrädern aufwirbeln.

Bevor wir in die Stadt einritten, knatterte mit einem Male heftiges Gewehrfeuer los. Eine Kolonne jagte im wilden Galopp, Fahrzeug hinter Fahrzeug über das Tal. Die Mannschaften der am Wege biwakierenden Truppen griffen nach Gewehr und Karabiner, rannten auf die Höhe, die uns die weitere Aussicht nahm, und begannen ein wildes Geschieße. Nun ratterte auch noch ein Maschinengewehr los. Hätten wir nicht mit Sicherheit gewußt, daß wir dreißig Kilometer hinter der Front waren, man hätte meinen müssen, die Russen seien irgendwo durchgebrochen.

Auf der Höhe löste sich das Rätsel. Ein russischer Flieger zog über das Tal. In ruhigem, sicherem Fluge glitt er dahin. Würde er denen dort drüben bereits heute abend die Kunde bringen, daß in allen Waldtälern deutsche Truppen lagerten? — — — Unbekümmert um das Geschieße zog er seine Bahn und verschwand hinter den Bergen.

Über diese Berge sollten auch wir in den nächsten Tagen ziehen, und an den Vorbereitungen, die dazu getroffen wurden, merkten wir erst, wie wenig wir dazu ausgerüstet und organisiert waren. Vielleicht hat man in Deutschland nie mit einem Gebirgskrieg gerechnet, wenigstens hatte das

ganze deutsche Heer keine einzige Gebirgstruppe, weder Bergschützen noch Gebirgsbatterien oder Gebirgsmitrailleurabteilungen. Das Tragtier war uns ein unbekanntes Transportmittel. Die Schaftstiefel unserer Infanterie sind für grundlose Wege vortrefflich, aber zum Bergsteigen wenig geeignet. Unsere Pferde sind in diesem Gelände wesentlich weniger brauchbar als die kleinen genügsamen struppigen Österreicher. Vor allem sind alle unsere Fahrzeuge zu schwerfällig.

So werden denn die Gepäckfahrzeuge um die Hälfte erleichtert. Die solid gebauten Futter- und Lebensmittelwagen bleiben zurück und werden durch landesübliche Fahrzeuge mit leichten galizischen Pferden davor ersetzt. Tragtiere und Tragsättel werden uns zugewiesen. So gut es in der kurzen Zeit eben geht, werden wir als Gebirgstruppe adjustiert. Aber wir haben doch ein wenig das unbehagliche Gefühl, daß es ein etwas gewagtes Experiment ist. Von unseren Mannschaften sind nur die wenigsten Älpler. Es sind Schwaben und Pfälzer, denen die Berge nicht weniger fremd sind als den Norddeutschen.

Aber es muß gehen. Über Erwarten kommt der Befehl zum Abmarsch und wir marschieren los. Steil, recht steil geht es bergan. Die Infanterie schiebt die Helme in den Nacken und duckt sich unter der Last der Tornister. Die Pferde strecken die Hälse. Manch ein Fahrzeug braucht Vorspann. Die Feldküchen kommen sämtlich vierspännig einher.

Österreicher begegnen uns, ein Salzburger Regiment, sie tragen Schnürstiefel, leichte Kappen und Rucksäcke. Keiner ist ohne Stock. Hinter den Bataillonen trotten die Tragtiere.

Bisher ging der Weg die große Straße entlang, aber hinter Ropa biegt er ab und führt, einen Wildbach hin und wieder kreuzend, mitten hinein in die Berge. Österreichische Pioniere haben ihn im Winter gebaut und mit

Knüppeln gesichert. Er schmiegt sich wie eine Gemse an den Berg und windet sich in engen Serpentinen den steilen Berg hinan.

Auf der Paßhöhe stehen verkrüppelte Kiefern und Föhren. Unter dem spärlichen Grün decken sich in Reihen aufgefahrene Munitionswagen. Hier ist das Munitionsdepot für die Batterien auf den jenseitigen Höhen. Dort sind bereits unsere Stellungen, und weiterhin die blauen Berge gehören den Russen.

Wir reiten allein. Man sieht von russischer Seite bis hierher. Da dürfen die Truppen erst in der Nacht passieren.

Wir sind ganz allein. Die Truppen sind weit zurückgeblieben. Wir gehen neben den Pferden, die sich vorsichtig tastend ihren Weg suchen. Rechts ist die Felswand, links der Abgrund. Düster drohen die Föhren. In den Mulden glänzt noch Schnee. Aber wohin die Sonne scheint, sprießt frisches Grün und die ersten Frühlingsblümchen.

Die Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow

Die Vorbereitung des Angriffs

„Also, alles Gute!" Der elegante österreichische Major mit seinem Stabe verabschiedete sich. „Servus!" — „Grüß Gott." — Zwischen den dunklen Tannen verschwinden die blaugrauen Uniformen.

Wir standen am Waldrand in der Beobachtungsstelle der österreichischen Artilleriegruppe. Die Beobachtungs- und Befehlsstellen waren nun sämtlich von deutschen Stäben besetzt. Sobald es dunkel geworden, wurden die Truppen ausgewechselt, und ehe Mitternacht heran war, würde die österreichische Division abgezogen sein und unsere bayerische stand an ihrer Stelle.

Es dämmerte. Der diensthabende Offizier bezog die von den Österreichern erbaute Blockhütte, wir andern stiegen den Berg hinunter. Es war schon dunkel genug, um offen über das freie Feld zu gehen. Auf halbem Hang lag unser Quartier: eine Lehmhütte mit Strohdach. Wie eine Almhütte lag es an der steilabfallenden Bergwiese.

Küche und Zimmer, überheizt, die Luft verbraucht und zum Ersticken. Die Fenster vernagelt. Die ruthenische Bäuerin mit verkniffenem bösartigen Gesicht ließ unseren Gruß unerwidert; ein paar schmutzige Kinder spielten gleich jungen Tieren auf der Lehmdiele. Für den Kommandeur stand eine mit Stroh gefüllte Bettstelle bereit, für uns anderen taten es rasch abgeschlagene Tannenzweige auf dem blanken Boden. Stroh ist hier schon lange ein rarer Artikel.

Wir saßen um den brüchigen Tisch vor unseren Konser-

ven. Die Kerzen brannten trübe. Von der Wand sehen die russischen Heiligen auf uns herab. Madonnen mit olivfarbenen Gesichtern und Händen, die aus blumengestickten, goldstrotzenden Gewändern schimmerten.

Schwaches Gewehrfeuer schlug wie träger Tropfenfall gegen die Fensterscheiben. In der galizischen Front! Vor einem Gegner, den keiner kannte, in ungewohnten, fremdartigen Verhältnissen! Die Geschütze standen zwar, aber Richtungen und Entfernungen mußten rein theoretisch übernommen werden. Jede Sicherheit, ob sie für unser Material stimmten, fehlte. Wenn die Russen heute nacht angriffen! Uns war nicht recht wohl zumute...

Am nächsten Tage sind wir eingerichtet und eingewöhnt. Am Tage ist es fast sommerlich heiß, die Nächte aber sind bitter kalt. Es muß ein harter Winter hier oben gewesen sein. Aber sonst fehlt dem Stellungskriege hier völlig das Nervenaufreibende, Zermürbende der Stellungskämpfe im Westen. Die beiden Linien liegen so weit auseinander, tausend Meter und mehr. Man lauert sich nicht gegenseitig auf nächste Entfernungen auf, wie Jäger dem Wild. Das schwere Granatfeuer, das in Frankreich oft tagelang ununterbrochen auf die Schützengräben und Batteriestellungen niederhagelte, fehlt hier. Nicht eine jede unvorsichtige Bewegung ist mit dem Tode bedroht.

Die Beobachtungsstelle unseres Abteilungsstabes ist sehr geschickt angelegt und maskiert. Aber wir vermissen die mehrere Meter tiefen bombensicheren Unterstände, die wir gewöhnt sind. Eine mit Erde beworfene Blockhütte gibt notdürftig Schutz gegen Schrapnellkugeln und Sprengstücke. Dafür ist sonst alles sehr nett hergerichtet: saubere Wege, Tische und Bänke, ein Garten mit Frühlingsblumen. Aber wir gehen doch sofort an die Anlage eines schußsicheren Beobachtungsstandes.

Oben auf den Bergen ist der Friede. Offen und ungefährdet läuft man über die Hänge. Von den Bergwiesen sieht man nach Nordosten meilenweit über das offene Hügelland. Unten im Grund liegt das heiß umstrittene Gorlice. Die Kirche ist ein Trümmerhaufen. Weiterhin nach Osten zieht eine gewaltige, schwere schwarze Wolke über den Himmel, der Rauch einer in Brand geschossenen Naphthagrube. Über dem Tal von Siary, in dem unsere Protzen und Reserven stehen, platzen vereinzelt Schrapnells. Hier oben aber ist Frieden. Die Sonne brennt auf die Wiesen, aus denen der schwere starke Duft von Erde und frischem Grase steigt, und die Bäume schimmern und gleißen und sind weiß von Blüten ...

Ich sitze in der Beobachtungsstelle und halte ein Blatt in der Hand. „Anweisungen für den beabsichtigten Durchbruch" und oben rechts in der Ecke: „Streng geheim, nur für Offiziershand". Was jeder dunkel geahnt, ist jetzt Gewißheit geworden: Wir sollen durchbrechen.

Wie eine Festung droht der befestigte Berg herüber. Es bedarf des Glases nicht, um seine Stärke zu erkennen. Gerade uns gegenüber liegt der Schlüssel der ganzen Stellung bei Gorlice, die Höhe 507. Zur Rechten übersieht sie das Mecinatal. Nach links flankiert sie weithin das flache Hügelland. Die kann nicht umgangen, sie muß gestürmt werden.

Die Russen wissen das. Sie haben den Berg mit allem Raffinement ausgebaut. Er scheint wirklich uneinnehmbar. Noch auf dem diesseitigen Hang liegen unsere, von den Österreichern übernommenen Stellungen. Dann kommt der Bach, dann die Straße, dann steigt der Berg an, steil und kahl. Kein Busch, kein Baum, kein Stein, keine Erdwelle. Der steile, glatte Hang und oben die Gräben, Schießscharte neben Schießscharte. Laufgräben führen nach rückwärts zur zwei-

ten Stellung, zur dritten. Und schlimmer ist, was man nicht sieht: die Stützpunkte oben im Wald, die Flankierungsanlagen in den Hecken und Mulden, die eingebauten Geschütze und die versteckten Maschinengewehre.

Diese Festung soll gestürmt werden? — In Frankreich lagen wir auf hundert, auf fünfzig Meter einander gegenüber, und doch, was hat ein jeder Sturm da Blut gekostet. Dieser Berg soll gestürmt werden? — Die Österreicher haben es einmal versucht. Mit dem Glase erkennt man deutlich die Leichen der Kaiserjäger. Die Russen haben sie in der Nacht ausgezogen. Es sind nackte, blutige Fleischklumpen. Die Österreicher waren tüchtig vorangekommen, dann gerieten sie in das flankierende Maschinengewehrfeuer. Sie mußten zurück. Sie versuchten noch, sich jenseits des Baches zu halten. Aber einem Gegenangriff mit frischen Kräften hielten die Erschöpften nicht stand. Jetzt liegen die Gräben, die sie damals ausgehoben, verlassen als neutrale Zone zwischen den beiden Linien.

Es wird Ernst. Noch weiß keiner von uns den Tag des Sturmes, aber er muß nahe sein. An allen Waldrändern auf den Höhen wimmelt es. Da wird gegraben und werden Bäume für Beobachtungsstellen gefällt. Das Dröhnen und Rollen der schweren Geschütze, Mörser, Haubitzen und langen Kanonen, die sich einschießen, beginnt.

Am Abend bekommt die Infanterie Befehl, in der Nacht über den Fluß zu gehen und die österreichische Stellung zu besetzen. Die Batterien sind bereit, die russischen Gräben und Batterien unter Feuer zu halten und durch Abgabe von Sperrfeuer etwaige russische Reserven vom Vorgehen abzuhalten.

Wir kamen kaum zum Feuern. Es ging alles viel rascher und glatter, als wir dachten. Die Russen waren völlig überrascht, und am nächsten Morgen waren die bisher toten und leeren

Gräben von unseren Infanteristen besetzt, die fleißig buddelten, um sich noch tiefer einzugraben. Das unangenehme Fronthindernis des wenn auch nicht tiefen Flusses war überwunden, ein paar hundert Meter Gelände, die beim Sturm im feindlichen Feuer hätten zurückgelegt werden müssen, gewonnen.

Am Nachmittag wurde ein russischer Gegenangriff zurückgeschlagen. Die gesamte Artillerie war aufgefahren und eingeschossen. Wir waren bereit.

Der Angriffsbefehl kam am Abend. Ich stand vor dem Haus am Berghang unter den blühenden Bäumen, als der Befehlsüberbringer vom Regiment den Hang hinauf stieg.

„Am 2. Mai sechs Uhr vormittags beginnt das Wirkungsschießen der Artillerie. Punkt zehn Uhr verläßt die Infanterie die Gräben und tritt gleichzeitig auf der Linie der ganzen Armee zum Sturm an."

Die Bäume werden blühen, heute wie morgen, aber Tausende junger Leben werden morgen nicht mehr sein. Die Sonne war im Sinken, der anhebende Abendwind aber trieb die Rauchwolke des brennenden Ölbrunnens vor das leuchtende Gestirn und deckte es mit dunklem Trauerflor zu.

Der Sturm auf den Zameczisko

Die artilleristische Vorbereitung des Sturmes begann in der Nacht. Die Anmarschwege und die Ortschaften hinter der russischen Front wurden unter Feuer genommen, um die rückwärtigen Verbindungen zu stören, das Vorführen von Reserven zu verhindern und den Feind nach Möglichkeit zu beunruhigen.

Vor Einbruch der Dunkelheit waren wir alle in der Beobachtungsstelle. Das Blockhaus glich einer Telephonzentrale. Ein Apparat stand neben dem anderen, alle Drähte liefen

hier zusammen: zu den Batterien, zum Regiment, zur Brigade, zur Infanterie. Ein Volltreffer hierher wäre ein Schuß ins Herz, der mit einem Schlage alle Nerven des empfindlichen Artilleriekörpers durchschnitte.

Das Feuer währte mit bestimmten Pausen zur Zerstörung der feindlichen Hindernisse durch die Pioniere die ganze Nacht. Die russische Artillerie blieb nicht untätig. Über den Bergkämmen sah man das Aufblitzen ihrer Schüsse. Die Richtungen, aus denen das Feuer kam, wurden festgelegt und mit den bisherigen Erkundungen und Fliegermeldungen verglichen. Die in den Karten eingezeichneten Batteriestellungen waren sämtlich besetzt. Die Russen scheinen doch mehr Artillerie, als vermutet, hier zu haben; alles hängt davon ab, sie niederzuhalten, damit sie nicht während des Sturmes auf unsere Infanterie schießen kann.

Wer keinen Dienst hat, legt sich unter die Tannen zur Ruhe nieder. Es sind freilich nur kurze Momente, aber es heißt, sie nützen, denn für den morgigen Tag muß Geist und Körper frisch sein. Durch die schütteren Zweige sieht man hinunter in das Tal voll milchigen Mondlichtes. Über den Bergkämmen aber tauchen immer wieder die gelben Leuchtblitze der feuernden russischen Batterien auf, die Leuchtfeuern gleich ihr Licht an den Himmel werfen.

Gegen Morgen flaut das Feuer ab, und der neue Tag zieht herauf, wie gesegnet mit Ruhe und Frieden. In uns fiebert die Erwartung. Um fünf Uhr stehen wir alle an dem Sehschlitz unseres Beobachtungsstandes. Alle Leitungen werden wieder und wieder kontrolliert. Nach Möglichkeit sind sie doppelt gelegt. Die genaue Zeit wird von der Division ausgegeben, die Uhren verglichen und gestellt.

Drüben bleibt alles ruhig. Unerschüttert droht die Festung, die Gräben gewaltig und furchtbar wie am Tage zuvor. In doppeltem Ring umkränzen sie die breiten Gehege der

Drahthindernisse. Keine Lücke zu sehen. Sind die Pioniere heute nacht nicht herangekommen, um eine Bresche zu sprengen? Zwei breite Stachelhecken legen sich vor die Gräben; die erste zwanzig bis dreißig Meter davor, die zweite dicht am Graben, um alles, das lebend durch die ersten schlüpfte, hier kurz vor dem Ziel noch aufzufangen und festzuhalten wie Fliegen auf den Leimruten, als bequemes Ziel der Schützen hinter den Schießscharten.

Jenseits des Sekowabaches am Fuß des Berges liegt unsere Infanterie. Ihre Linien sind im klaren Morgenlicht deutlich erkennbar. Gerade vor dem steilen Hang der Sekowahöhe liegt das 3. bayerische Infanterieregiment; weiterhin das 22. und das 13. Reserveregiment; noch weiter rechts stehen Österreicher und Ungarn der dritten österreichischen Armee, während nach links die Preußen anschließen.

Punkt sechs Uhr beginnt die Beschießung. Punkt sechs Uhr gibt der Chef unserer zweiten Batterie neben uns den Feuerbefehl. Im Augenblick darauf kracht in einer anderen Batterie bereits der erste Schuß. Und nun begann, was mit den Sinnen kaum aufnehmbar und weit über der Möglichkeit jeder Schilderung: Mörser- und schwere Haubitzbatterien, Zehn- und Fünfzehn-Zentimeter-Batterien, Feldkanonen, Feldhaubitzen, Gebirgskanonen und Gebirgshaubitzen erhoben gleichzeitig ihre Stimmen. Die Berge brüllten und erzitterten vor der Wucht des geschleuderten Eisens. Das Donnern und Krachen verschmolz zu einem einzigen Tosen, aus dem doch die Stimmen der Mörser herausbrüllten, wie Sterbeschreie zu Tode Gequetschter in einer panikartig sich drängenden Menge.

Die Wolken der Schrapnelle ziehen über den Himmel, die ihre Geschoßmassen gleich Hagelschloßen auf die Wälder, Mulden und Hecken herabsausen lassen und rote Lohflammen auf die Strohdächer im Mecinatale setzen; die Erde aber

spritzt und sprüht unter den Einschlägen der schweren Granaten.

Die Batteriechefs und Kommandeure stehen an den Scherenfernrohren und lenken und überwachen das Feuer ihrer Batterien und Abteilungen, wie eine Mutter ihr Kind. Kein Raum darf unbestrichen bleiben, kein Versteck unentdeckt. Mit größerer, fast muß man sagen, liebevollerer Sorgfalt können die ersten Schritte eines jungen Lebewesens nicht überwacht werden, als hier die Lenkung von Tod und Verderben.

Nach einer Stunde schweigt das Feuer auf der ganzen Linie für zehn Minuten. Scheinbar eine Wohltat für die Beschossenen. Allein wer je solche Minuten erlebt hat, weiß, wie qualvoll sie an den Nerven zerren. Das Feuer verstummt und jeder erwartet den Sturm. Das vergebliche Erwarten eines Schreckens aber ist fast schlimmer als das endliche Auftreten der lang erwarteten Gefahr. Solche Pausen in einer planmäßigen Beschießung sind keine Ruhepausen; voll zitternder, banger Spannung erwarten die Nerven jeden Moment den Wiederbeginn des Feuers. Und nach jeder weiteren Pause läßt sich die Beschießung immer schwerer ertragen.

Das Feuer schweigt. Dutzende von Augenpaaren suchen den Berg ab, um die Wirkung des Feuers festzustellen. Wohl ist der Boden aufgerissen von zahlreichen Geschoßtrichtern, aber in die Gräben sind doch nur verhältnismäßig wenig Volltreffer gegangen. Unerschüttert scheint die russische Stellung.

Und wieder setzt das Tosen ein. Rechts und links von uns tobt der Artilleriekampf. Gorlice ist eine brennende Hölle. Wir haben keine Zeit, darauf zu achten. Uns geht nur der Berg vor uns an: die Höhe 507, südöstlich von Sekowa, mit dem sie überhöhenden Zamczisko. Dies ist

der Eckstein, der aus der russischen Stellung gebrochen werden muß, um rechts und links davon den Weg zu bahnen.

Wieder rollt das Feuer und zermürbt und zermalmt die feindlichen Stellungen. Die russischen Batterien aber schweigen. Links von uns liegen sie mit unseren Steilfeuerbatterien im Kampf. In unserem Abschnitt aber schweigen sie. Ein unheimliches Schweigen! Haben sie sich verschossen oder lauern sie nur auf den Augenblick, in dem unsere Infanterie vorgeht, um dann den tödlichen Eisenhagel in ihre Reihen zu schleudern. Uns wäre lieber, sie schössen auf uns, als diese bange Erwartung.

Es wird sieben Uhr, acht Uhr, neun Uhr. Drei Stunden schon währt die Beschießung. Wie ein böses, lauerndes Tier duckt sich der Berg unter dem eisernen Regen. Kein Mensch, nicht die geringste Bewegung ist drüben zu sehen. Doch die ganze runde, steile Kuppe mit ihren Gräben und Verhauen ist zu einem lebenden Wesen geworden, einem wilden Tier, das, an die Kette gelegt, uns noch nicht anfallen kann, aber nur auf den Moment lauert, daß wir nahe genug heran.

Das Feuer wird stärker und stärker. In immer kürzeren Zwischenpausen stieben drüben die unheimlichen Erdfontänen der großen Mörser auf: vor den Gräben, hinter den Gräben und ab und zu auch eine mitten darin. Vom Himmel regnet es Eisen und Blei. Die hochgeschleuderten Erdschollen poltern in ununterbrochener Folge zu Boden.

Die Waldränder drüben sind zerfetzt und umgelegt, die platten Hänge und Wiesen aufgerissen. Wie mit schwärenden Wunden ist der Boden bedeckt: Trichter neben Trichter. Die Erde blutet.

Zwanzig Minuten vor Zehn. Nochmals wird die Zeit ausgegeben; denn auf die Sekunde genau muß auf der ganzen Linie der Armee die Infanterie gleichzeitig zum Sturm vorbrechen.

Eine Viertelstunde vor Zehn. Sämtliche Batterien vereinigen ihr Feuer auf die Gräben. Die Feuergeschwindigkeit wird auf das höchste Maß gesteigert. Schuß auf Schuß jagt aus den glühenden Rohren. Auch die Minenwerfer beginnen jetzt ihre Arbeit und senden ihre riesigen Zuckerhüte hinüber, deren schwarzer Rauch sich mit den Erdfontänen der Mörser mischt.

Wie sieht es jetzt drüben aus? Hocken die Überlebenden in lähmendem Entsetzen mit zermürbten Nerven zwischen den Trümmern und den blutigen Fleischklumpen ihrer zerschmetterten Kameraden oder sitzen sie unerschüttert in den verschont gebliebenen Unterständen und warten nur auf den Augenblick, daß unsere Sturmkolonnen vorbrechen, um sie niederzuknallen wie Hasen bei einem Kesseltreiben?

Noch zehn Minuten, noch fünf, noch drei. Unerbittlich rückt der Zeiger vor. Unsere Infanterie formiert sich zum Sturm. Die erste Linie steht an den Ausfallstufen der Gräben. Dahinter, im toten Winkel am Hang, gegen die Sicht des Feindes gedeckt, legt sich die zweite und dritte bereit. Noch weiter unten massieren sich die Reserven.

Die Uhr in der Hand; eine Minute vor Zehn; fünfzig Sekunden, dreißig, zwanzig. Das Herz klopft bis zum Hals. Ein jeder ahnt die Bedeutung des Tages. Der Ausgang des Krieges kann von ihm abhängen. Gelingt hier der Durchbruch, so kommt die ganze russische Front ins Rollen.

Zehn Uhr! Eine Sekunde stockt der Herzschlag. Da hebt sich eine dünne Linie über die Gräben. Kein Kommando, kein Hurra, kein Laut. Sie steht auf einmal da und schiebt sich langsam gleichmäßig den Berg hinauf.

Ununterbrochen rollt das Feuer, ohne einen Sekundenbruchteil zu stocken, ohne um einen Schuß schwächer zu werden. Nur weiter rückwärts ist es verlegt worden, um die eigene Infanterie nicht zu gefährden. Zehn Schritt,

zwanzig Schritt ist diese voran gekommen, da setzt drüben das Gewehrfeuer ein, mit einem neuen, ins Herz schneidenden Ton. Aus dem Lärmen und Tosen schrillt das Rasseln und Prasseln, das den Unseren gilt.

Die Sturmlinien gehen in ruhigem Schritt voran, aber jetzt fällt einer und hier und hier, dort wieder einer, dort der nächste . . . Ja, Herrgott, das ist unerschüttertes Infanteriefeuer, das die Unseren empfängt! War denn unsere ganze vierstündige Arbeit vergeblich!

Die Schützenlinien beginnen den Berg hinaufzulaufen. Eine, die eben erst den Graben verlassen, biegt ab; die Leute rennen in den Graben zurück. — Eiskalter Schrecken langt an das Herz. Allein es war nur an einer Stelle ein Moment der Verwirrung. Dann schiebt sich alles wieder gleichmäßig den Hang hinauf.

Wir müssen unserer Infanterie helfen. Wo die Vorwärtsbewegung stockt, wird das Feuer auf die Gräben zurückverlegt. Und sofort bekommen die Stürmenden Luft. Sowie wieder Granaten in die Gräben einschlagen, verstummt dort das Feuer. Aber größte Vorsicht muß angewandt werden, um die eigenen Leute nicht zu treffen.

Den ganzen Berg hinauf wimmelt es jetzt. Eine zweite Linie folgt der ersten, eine dritte. Herrgott, kommen sie hier voran, aber dort drüben stockt's. Die Sturmlinie kommt nicht weiter und wirft sich zu Boden. Die Granaten bearbeiten den Graben vor ihnen. — Ein zages Bangen um den Erfolg des Tages. Wenn der Sturm nicht gelänge, all das Blut umsonst geflossen wäre!

Fieberhaft wird in den Batterien gearbeitet, fieberhaft auf den Befehlsstellen beobachtet. Achtsamkeit! Achtsamkeit! In der Nähe, in der Ferne können hundert Gefahren lauern, bereit, unserer Infanterie in die Flanke zu fallen und den bisher errungenen Erfolg zu vernichten!

Achtsamkeit auf die russische Artillerie! — Da, Staubwolken in der Ebene hinter Gorlice. Auffahrende russische Batterien — nein, Munitionskolonnen sind es, die den russischen Batteriestellungen zutraben. Schrapnells platzen über ihnen. Sie fallen in Galopp und verschwinden hinter den Hügeln.

Die russischen Batterien feuern wieder. Unter unseren Sturmtruppen schlägt es ein. Aber die russischen Stellungen sind bekannt. Eine Reihe von Batterien wirft sich auf sie, und ihr Feuer verstummt. Langsam schieben sich die Stürmenden vorwärts. Wahnsinn scheint es, am hellen Tag diesen steilen, feuerspeienden Berg zu nehmen, allein sie kommen voran; langsam freilich, langsam. —

Zur Rechten, wo unsere Stellung bei dem Haus am Steinbruch den vorspringenden Winkel machte, ist der erste russische Graben genommen. Nun geht es gegen den zweiten, dreihundert Meter dahinter. Wie tausend Teufel feuert es daraus. Die erste Linie wirft sich hin, die Unterstützung biegt seitwärts aus und deckt sich hinter einem Ravin.

In den Mulden ging es erst rasch voran, nun stockt es, wo sich die Flankierungsanlagen bemerkbar machen. Dagegen geht es jetzt zügig gegen die Mitte der Stellung vor. Hier ist der Berg am steilsten und deckungslosesten, hier sind die gegnerischen Werke am stärksten. Und hier geht es nun am flottesten voran. Allerdings konzentrierte sich hier auch das stärkste Feuer. Der Raum zwischen der vorgeschobenen Stellung und der Hauptstellung ist von den Mörsern umgeackert worden und auch die Gräben selbst haben manchen bösen Treff bekommen.

Linie auf Linie schiebt sich den Berg hinauf. Kein Schlachtenbild, ein Manöverbild fast, so unmöglich sieht es aus, daß moderner Waffenwirkung gegenüber ein solcher Berg, eine solche Festung genommen werden kann. Aber er muß unser werden, und Kompagnie auf Kompagnie geht vor.

Hundert Meter trennt die vorderste Linie noch von den Drahtverhauen, noch achtzig, noch fünfzig. Bis zur letzten Minute feuern unsere Batterien auf die Stellung, dann sperren sie Laufgräben und Verbindungsgräben, daß niemand hinein, niemand heraus kann. Im Rücken die tödliche Feuerzone, vor sich den blanken Stahl der Stürmenden, da versagen die Nerven des Restes der Besatzung, die vierstündige, schwerste Beschießung zermürbt. Sie laufen aus den Gräben, den Stürmenden entgegen. Da und dort ein kurzes Handgemenge. Unsere Leute haben leichte Arbeit. Die Mehrzahl streckt die Gewehre und schwingt weiße Tücher. Der eine oder andere, der nicht rasch genug die Arme in die Höhe warf, wird mit dem Kolben abgetan. Die übrigen werden gesammelt, den Berg hinuntergeführt.

So leicht und frei wird das Herz, ein so unendliches Glücksgefühl beruhigt die fiebernden Sinne: nun kann es nicht mehr fehlen, nun muß der Tag gelingen. Freilich eines steht noch bevor; wir wissen es alle: vierzig bis fünfzig Schritt hinter den genommenen Gräben stehen Maschinengewehre versteckt. Niemand hat sie gesehen, nicht einmal das Auge der Flieger hat sie entdeckt, aber wir wissen nach der russischen Taktik, daß sie da sind. In sicherem Versteck im Walde warteten sie die Beschießung ab, nun lauern sie am Waldrand. Dies kleine Ziel, dies winzige Todesrohr kann überall sich bergen, ohne daß das schärfste Glas es entdeckt.

Die genommenen Gräben werden überschritten, da setzen sie ein. Nicht das Krachen der Granaten, nicht das zischende Pfeifen der Schrapnells kommt dem unheimlichen Grauen, dem taktmäßigen Rasseln gleich, mit dem diese Uhrwerke des Todes ablaufen.

An anderen Stellen sind unsere Linien noch weit zurück, hartnäckiger Widerstand sperrt ihnen den Weg; stockt es jetzt hier, kann alles wieder verloren sein.

Unaufhörlich tutet das Telephon. Hin und her wird das Feuer geworfen, wohin die Infanterie es haben will, wo Widerstand gemeldet, wo Maschinengewehre vermutet werden. Am Waldesrand rasseln die Maschinengewehre; die vier Batterien lenken ihr Feuer dorthin. „Feuergeschwindigkeit verstärken!" „Noch kürzere Feuerpausen!"—„Schnellfeuer!" Kein Ziel ist zu sehen, aber der Wald bricht unter dem Eisenhagel zusammen. Das Rattern wird schwächer, verstummt.

Die vordersten sind schon am Walde. Allenthalben geht es jetzt vorwärts. Es ist ein stummes Stürmen, ein schweigend erbittertes Kämpfen. Auch wo die Gräben gewonnen sind, kein Hurra-Rufen. Und dieser schweigende Todessturm ist schreckenerregender als der furchtbarste Schlachtenschrei.

Die Russen weichen, ergeben sich. Über die Drahthindernisse geht es hinweg. Dort kommt noch Flankenfeuer aus einer Hecke, dort liegt noch eine Linie vor einem Graben. Aber es ist ein letzter unnützer, verzweifelter Widerstand. Im Mittelpunkt sind sie schon am Wald — im Wald. Dichte Scharen drängen hinauf. Geschlossene Kolonnen werden nachgeführt. Am Hang gehen schon die Krankenträger mit Bahren hin und her.

Jetzt geht es auch rechts der Mulde über die Gräben, jetzt sind sie auch dort am Walde, im Walde, allüberall. Der schwächer werdende Kampfeslärm zieht sich den Zameczisko hinauf. — Wir haben es, wir haben es! Gewonnen, gewonnen! —

Artillerie geht vor. Die Mehrzahl der Batterien bleibt stehen und streut vor der Infanterie her durch den Wald. Wir dürfen vor. Ein jubelndes Springen den Berg hinunter. Die Einheimischen, die sich während des Bombardements verkrochen, lugen aus ihren Hütten. „Ruß kaputt!"

Unten stehen die Pferde gesattelt. — Durch Siary, durch Sekowa. Da liegen die ersten Toten am Wege. Eine Mörsergranate hat die Straße getroffen. Ein Abgrund gähnt.

Pioniere sind schon an der Arbeit. Die die Straße sperrenden Gräben werden passiert; die Pferde müssen zurückbleiben.

Den Hang hinauf. — Gleich Meilensteinen des blutigen Weges liegen hier die Todesopfer. — Durch das Drahthindernis. Davor liegt einer, noch die Schere in den erstarrten Händen.

Bei den Gräben gleicht der Wiesenboden einem Wespennest, Trichter an Trichter. Wie durchlöchert ist die Erde. In den russischen Stellungen ist ein wirres Durcheinander: Gewehre, Bajonette, krumme tscherkessische und turkmenische Messer, Patronen, Maschinengewehrgurten, Zeltbahnen, Feldflaschen, Kochgeschirre. Und von den hochgeschleuderten Erdschollen teilweise verschüttet tote und verwundete Feinde. — In ihren erdbraunen Mänteln heben sie sich kaum vom Boden ab, aber zwischen dem stumpfen Braun leuchtet das Weiß der entblößten Haut und das Rot des Blutes. Einer pfeift mir, ein mattes, hohles Pfeifen. — Keine Zeit, der Kampf gegen euch geht weiter!

Ein beschwerlicher Weg ist es bis zum nächsten Graben zwischen den Erdtrichtern und den nur halb zerstörten Drahtverhauen hindurch. Das kostet noch tüchtig Arbeit, den Batterien den Weg zu bahnen.

Vor dem zweiten Schützengraben liegt noch eine Sturmlinie von uns, unbeweglich, knapp zwanzig Schritt vor dem Graben. — Ja, das ist die, die nicht weiter kam. Doch was macht die jetzt noch hier? Sind es Erschöpfte, Liegengebliebene?!

Ich komme langsam näher. Ein Gedanke blitzt durchs Hirn. — Nein, nein, das ist doch nicht möglich! — Neben den Ausgestreckten macht sich ein Krankenträger zu schaffen. Ich frage ihn. Er schaut mich erstaunt an. Und nun sehe ich selbst. In der Hecke zur Linken stand ein Maschinengewehr. Das hat sie in die Flanke gefaßt und hingestreckt, Mann für Mann, wie sie nebeneinander vorgingen, ohne einen zu verschonen.

Uns allen, die wir in der Front stehen, bringt jeder neue Tag die Möglichkeit des nahen Todes. Die aber, die diesen Berg stürmten, stiegen mit der Gewißheit des Todes aus ihren sicheren Gräben. Nur eine fast törichte Hoffnung blieb dem einzelnen, daß er, gerade er verschont bleiben möge. — Laßt uns unsere Schulbücher zuklappen und die Geschichten von Leonidas und den Termopylen vergessen. Mitten unter uns sind ihre Schemen lebendige Wirklichkeit geworden. Ihrem Andenken lebt, aus deren Blute der siegreiche Frieden blühen wird!!!

Die Kämpfe im Mecinatal

Am Morgen nach dem Sturm auf den Zamecziško hatten die Verfolgungsbatterien auf den Höhen jenseits des Sekowatales bereits kein Ziel mehr. Auf den Waldbergen östlich des Zamecziško wurde zwar noch russische Infanterie bemerkt, aber es war doch zu weit, um mit Feldkanonen noch rechte Wirkung zu haben. Unsere Infanterielinie lag quer über dem Mecinatal, sein oberer Teil war noch in russischen Händen. Zur Linken wurde heftig gekämpft, allein es war nicht zu sehen, wie weit die Unsrigen schon vorgedrungen waren. Der dichte Wald deckte alles mit grünem Schleier zu. Das lebhafte Geknatter des Kleingewehrfeuers, das ab und zu von dem scharfen Rasseln der Maschinengewehre übertönt wurde, gab keinen Anhalt über den Stand der Kämpfe.

Die planmäßig angelegte und bis in alle Einzelheiten vom obersten Führer voraus bestimmte Schlacht hatte sich in Verfolgungskämpfe einzelner Detachements von Infanterie und Artillerie aufgelöst. Als wir daher hörten, daß die Infanterie vor uns sich zum Angriff bereitstellte, ging

die Abteilung mit zwei Batterien das Tal hinauf vor, während die dritte das Vorgehen deckte.

Die Batterien kamen nicht sehr weit. Die Infanterie lag noch in ihren alten Stellungen. Allein den Reserven hinter dem Zameczisko war man doch immerhin um dreitausend Meter näher gekommen. Von hier aus konnte man deutlich die Kerle in ihren braunen Mänteln zwischen dem lichten Unterholz sehen. Es schienen starke Kräfte zu sein, die den Munitionseinsatz schon lohnten. Die vorderste Batterie nahm den Waldhügel mit Brennzündern und Aufschlag unter Feuer und bald war er gesäubert.

In unserer linken Flanke schien es jetzt auch vorwärts zu gehen. Starke deutsche Reserven gingen in Sprüngen gegen den Waldrand vor, der Gefechtslärm zog sich immer mehr nach Osten.

Die Russen zur Linken waren vertrieben, nach rechts vorwärts aber sperrte eine breite Höhenkuppe den Ausblick. Nirgends ein erhöhter Beobachtungspunkt in der Nähe, da blieb nichts anderes übrig, als über die Infanterie vor auf die Kuppe hinauf.

Auf der baum- und strauchlosen glatten Kuppe ist jedes gedeckte Herankommen ausgeschlossen, also in langen Sprüngen vorwärts. Da, mitten auf der Höhe ein mehr als mannstiefer Mörsertrichter. Da hat uns die schwere Artillerie einen herrlichen Beobachtungsstand geschossen.

Eine Infanteriepatrouille hat sich bereits darin eingenistet. — „Was habt ihr vom Feind gesehen?" — „Do, ein Ruß in der Hecken, Herr Leutnant." — Etwa einhundert Meter gegenüber liegt eine dichte Hecke. — „Schießt einmal drauf, vielleicht ist noch mehr drin." — Auf die ersten Schüsse hin läuft gebückt ein Russe aus der Hecke nach rückwärts. Das belebt den Eifer. Die beiden anderen feuern jetzt mit. Und nun läuft ein Mann hinter dem anderen hinter der Hecke

hervor. In einer langen dünnen Linie laufen sie rückwärts und verschwinden hinter dem Horizont. Die ganze Patrouille gibt jetzt Schnellfeuer ab. Drüben laufen sie, was sie können. Mindestens ein Zug steckte in der Hecke.

So, die unbequeme Nachbarschaft wären wir los. Vorne schienen die Russen nur Sicherungen zu haben. Das Mecinatal stößt senkrecht gegen das Tal von Rozdziele. Auf den jenseitigen Höhen, die mächtig und gewaltig den weiteren Vormarsch hemmen, haben sich die Russen eingegraben. Im Grund, wo die beiden Täler zusammenstoßen, liegt Schwefelbad. Dahinter sieht man zwischen den Hecken der Berglehnen Schützengräben: ein, zwei, drei Linien. Das bedeutet eine Aufnahmestellung, das letzte Bollwerk gegen unseren Durchbruch.

Die Infanterie geht jetzt vor. Der Chef der zweiten Batterie kann gleich eingewiesen werden und die drüben unter Feuer nehmen. Die vorderste Batterie folgt der Infanterie, sobald diese genügend weit gesichert hat. Die dritte Batterie wird nachgezogen.

Bevor sich die Straße über dem Buckel wieder in das Tal von Rozdziele hinab senkt, führt ein sumpfiger Grund gegen den Zameczisko hinauf. Er ist gerade noch gedeckt gegen den Feind und gerade noch fest genug, um von Feldartillerie befahren zu werden. Hier gehen die Batterien hinauf und hinter dem abgeholzten Bergrücken in Stellung, um dem Feind näher auf den Leib zu rücken.

Die Schützenketten haben sich wieder gelegt und fünfzig Schritt vor den Batterien einen verlassenen russischen Schützengraben bezogen, der nach der feindwärts gekehrten Seite eingerichtet ist. Wie durchschnitten ist ja hier das ganze Gelände mit Schützengräben.

Unten knattert es lebhaft. Es singt und zischt in der Luft und schlägt hart auf. Die Batterien können gerade noch

gedeckt auffahren, die Beobachtungsstellen müssen am vorderen Hang zwischen den niederen Kieferständen gesucht werden.

Die Infanteriegeschosse pfeifen tüchtig herüber. Wie ich aus dem Schützengraben zurückkomme, liegt hinter einem Geschütz bereits der erste Verwundete. Der Sanitätsunteroffizier kniet neben ihm. Aber die Batterien kommen jetzt auch zum Feuern. Zwischen den Hecken kracht es, im Dorf schlägt es ein. Häuser lohen rot auf. Aus einzelnen Gräben, in denen die Schüsse richtig saßen, beginnen die Russen herauszulaufen. Verzweifelt rennen sie die steilen Bergwände hinauf.

Russische Batterien erwidern das Feuer. Sie funken zu unserer Infanterie hinüber, streuen hinter den Bergrücken, auf dem wir stehen, kommen unseren Protzen im Wiesengrund unangenehm nahe und feuern dann weiter nach rückwärts, wo eine andere Abteilung in Stellung geht.

Wir mühen uns vergeblich, sie zu entdecken. Kein Rauch ist zu sehen, kein durch den Luftdruck vor den Rohrmündungen aufgewirbelter Staub, das einzige, was eine verdeckt aufgestellte Batterie überhaupt verraten kann.

Nun, einstweilen tun sie uns nicht weh; wir haben auch genug mit der Infanterie vor uns zu tun. Im Grund setzen sie sich fest. Dahin können wir nicht wirken. Also werden die Geschütze vorsichtig vorgebracht. Das Infanteriefeuer stört die Bedienungen hinter ihren Schilden wenig. Der Chef einer Batterie bekommt eine Kugel ans Bein, allein die Gamasche lenkt sie ab, so daß es nur eine Fleischwunde gibt.

Nach Norden öffnet sich das Tal zu einem weiten Kessel; hier führt die große russische Rückzugsstraße. Auf einmal ist dort Bewegung zu sehen. Zwischen Hecken und Häusern marschieren Kolonnen und Fahrzeuge. Da ziehen die Russen ab, in hellen Haufen.

„Batterie vor!" — Offen auf die Höhen werden die Geschütze gefahren, um die russische Kolonne direkt anvisieren

zu können. Alle im Frieden sorglich eingedrillte Vorsicht und Rücksicht auf Deckung wird vergessen. Der weichende Feind macht leichtsinnig. Der Batterieführer tritt hinter seinem Schild hervor, die Mannschaft springt auf und bedient im Stehen.

Die ersten Schüsse krepieren über der feindlichen Kolonne. Im Eifer der Verfolgung hat niemand darauf geachtet, daß inzwischen die Sprengwolken der russischen Schrapnells vor und hinter unseren Batterien uns immer näher gekommen sind.

Und jetzt haben sie uns. Wir sind ja auch ein nicht zu verfehlendes Ziel. Als schleudere ein Gott aus den Wolken zornig und mit aller Kraft einen Steinhagel hernieder, so saust es wütend und zischend ringsum in die Erde. Und noch eine Salve und noch eine.

Aber die russische Kolonne müssen wir haben. Ruhig gibt der Batteriechef sein Kommando: „Viertausendsechshundert! Eine Gruppe!" — Sssss — kreck! kreck! kreck! — Donnerwetter! Das war gut gemeint. Der Blei- und Eisenhagel prasselt gegen die Schilde, als wolle er sie in tausend Fetzen reißen, aber der gute Stahl hält stand.

„Viertausendsiebenhundert!" — Die Kolonne drüben beginnt auseinander zu laufen. — Huiii, huiii, huiii — Ich habe gerade noch Zeit, mich hinter dem schmalen Beobachtungsschild zu Boden zu werfen, dann regnet es Erdschollen. Als jage ein Reiterregiment durch lockeren Acker, so fallen wie vom Hufschlag der Pferde die Schollen.

Eine schwere Batterie beschießt uns mit Granaten. Wir müssen den ungleichen Kampf aufgeben. — „Batterie austreten!" — Die Geschützbedienung läuft zurück über den Hang und von da nach der Seite in eine Mulde.

Der Gegner feuert auf die stehengebliebenen Geschütze. Während einer Pause springen Freiwillige vor und holen sie zurück. Kaum sind sie in Deckung, so saust ein neuer Eisen-

regen nieder. Inzwischen hat die andere Batterie ihre Geschütze seitwärts gegen den Wald zu hinausgezogen und von neuem gedeckt in Stellung gebracht. Nach einer Weile folgt die erste Batterie, und das Feuer kann wieder aufgenommen werden. Die russischen Batterien streuen noch um die alte Stellung herum, aber da sie nichts mehr sehen und uns nicht finden können, geben sie es bald auf.

Der hereinbrechende Abend nimmt uns die Wirkungsmöglichkeit. In den letzten dämmerigen Minuten wird noch ein Haus zusammengeschossen, in dem die Infanterie ein Maschinengewehr gemeldet hat.

Es ist Nacht. Morgen in der Früh will die Infanterie stürmen. Wir lagern uns hinter den Geschützen. Von der Feldküche kommt das Essen herauf. Schon halb schlafend, löffelt man es ein. Es ist der erste Bissen seit gestern.

Im Tal glastet die Glut der in Brand geschossenen Häuser. Vom Wiesenbach kriechen milchweiße Nebel zu uns herauf. Wie nasser Schwamm so feucht ist der moosige Boden. Dicht hinter den Schilden liegen nebeneinander Offizier und Mann. Die Feuchtigkeit dringt durch Decken und Mäntel. Der Körper erschauert unter der nassen Kälte. Die übermächtigen Eindrücke der letzten Tage wollen ein verwirrendes Spiel beginnen, allein Körper und Geist entziehen sich Kälte und Nervenreiz und retten sich in tiefen traumlosen Schlaf.

Verfolgungskämpfe bis an den San

Die Schlacht von Wola Cieklinska

In der Nacht zogen die Russen ab. Als die deutschen Patrouillen vorfühlten, fanden sie die gegnerischen Stellungen leer. In breiter Front setzten die Deutschen nach. Die Artillerie aber, die der Infanterie auf den schmalen Bergpfaden nicht folgen konnte, drängte sich auf der großen Landstraße nach Zmigrod.

Flüchtende Landeseinwohner kamen uns entgegen. Mit Weib und Kind zogen sie daher, den spärlichen Hausrat auf ärmlichen Karren verladen. Ein Polnisch sprechender Major fragte sie aus. Bei Wola Cieklinska sollten die Russen schanzen. Es schien zu stimmen. Vor Bednarka krepierten bereits die ersten russischen Schrapnells über unserer Kolonne. Gott sei Dank, zu hoch.

Bednarka liegt in einer tiefen Mulde. Die Straße nach Osten zwängt sich hinter dem Ort zwischen zwei spitzen Bergkegeln paßartig ein. Die Russen hätten uns hier wunderbar abfangen können. Augenscheinlich hat ihnen die Zeit nicht gereicht. Jetzt haben sie sich weiter östlich auf den flachen Hügelketten gesetzt. Unsere Infanterie hat die Berge vor uns bereits besetzt. Zur Linken gehen preußische Batterien der anschließenden Division in Stellung. Alles deutet auf einen großen Zusammenstoß hin.

Das Wichtigste ist jedenfalls zunächst einmal die Batterie ausfindig zu machen und zum Schweigen zu bringen. Der spitze Bergkegel links der Paßstraße, der Cieklinska, bietet die beste Übersicht. Verflucht steil geht es hinauf. Die Sonne

glutet auf dem Fels. Oben aber ist ein herrlicher Fernblick: hinter dem Paß eine weite flache Talmulde, dann ein Dorf; dahinter ziehen sich wieder Hügelketten hin. Darauf schanzen die Russen. In langen Linien stehen sie und graben. Die Lust dazu wird ihnen bald vergehen.

Das Wichtigste ist die Batterie. Da, wieder ein Schrapnell seitwärts der Straße. Sie können uns nicht sehen, sondern streuen nur aufs Geratewohl in die Mulde. Der Sprengkegel des krepierenden Geschosses gibt ungefähr die Richtung an. Die Batterie muß ziemlich weit links stehen. Da sind Schützengräben vor und hinter dem Dorf; die interessieren augenblicklich nicht. Weiter rückwärts sind wieder Hügel, da können eventuell Batterien stehen. Ein Haus mit einem Strohdach. Dahinter ein lichtes Gehölz. — Halt! Darin ist Bewegung. Ein Reiter galoppiert darauf zu. Jetzt ein Schuß. Über die Hügelkuppe wirbelt Staub ... Dahinter steht die Batterie.

Die unserer Abteilung zugeteilte österreichische Gebirgsbatterie hat bereits Befehl, hier auf dem Cieklinska in Stellung zu gehen. Ihre braven Saumtiere, die auf dem Rücken die zerlegten Geschütze tragen, klettern schon in langer Schlangenlinie den Berg hinan. Das trifft sich gut; die Österreicher können gleich die entdeckte Batterie unter Feuer nehmen.

Unsere anderen Batterien stehen im Paß und weiter nach rechts und verleiden den Russen das Schanzen. — Den Berg hinunter und wieder hinauf! Man wird selber halb und halb Gebirgsartillerie in diesem Gelände.

Oben auf dem Cieklinska ist es jetzt recht belebt. Da liegen noch die Infanteriesicherungen.

Ein Stückchen weiter leuchtet aus den niederen dunkelgrünen Kieferbüschen das Blaugrau der Österreicher. Wie Spielzeugkanonen sehen ihre kleinen zierlichen Gebirgs-

geschütze aus. Allein sie beißen und die russische Batterie schweigt.

Ein Stückchen weiter abwärts weiden die Tragtiere. Telephontrupps sind unterwegs. Neben den bayerischen Pickelhauben liegen preußische Kugelhelme, die Stäbe von einem halben Dutzend Batterien. Das ist schwere Artillerie des Korps oder der Armee, Haubitzen und Mörser. Also ist doch etwas Großes im Gange.

Die Herren „Fußer“ interessieren sich für die entfernteren Gegenden, wo die Feldartillerie mit ihren schwachen Kalibern nicht hinlangen kann. Große Kolonnen verschieben sich von Zmigrod nach Nord und Nordwest: Abzugs- oder Umgehungsbewegungen.

Es ist ein Vergnügen, die schwere Artillerie an der Arbeit zu sehen. In aller Ruhe wird Entfernung und Richtung gemessen, dann das Kommando „Rollsalve“. Ein hohles Pfeifen, vier Erdfontänen, und drüben beginnt ein wildes Galoppieren. Hinter einem Hügel wähnen sie sich in Sicherheit, allein die Entfernung dorthin ist längst festgelegt, und kaum sind sie verschwunden, so steigen dort die schwarzen Rauchwolken auf. Dann kommt die nächste Kolonne an die Reihe. Dies Entsenden des Todes, des hundertfachen Todes aus dem Verborgenen auf weiteste Entfernungen, auf sieben, acht und mehr Kilometer, hat etwas unheimlich Grauenvolles. Die Beschossenen trifft der Tod wie Blitzschlag aus heiterem Himmel. Sie wissen nicht, woher die Gefahr kommt, sie wissen nicht, wohin sich retten. Denn der den Tod schleudert, steht im Verborgenen, und keiner weiß, wie weit sein Blick und sein Arm reicht.

Russische Artillerie versucht verschiedentlich in Stellung zu gehen. Allein wenn sie auch glücklich hinter einen Hang kommt, so ist doch ihre Stellung verraten und eine schwere Granate nach der anderen saust hinter den Hügelrücken, der

Deckung gewähren sollte. Das ganze Feld beherrscht der Blick von der Höhe des Berges, und die Bewegungen der russischen Truppen muten an wie das mühsam verzweifelte Krabbeln und Klettern kleiner Käfer, die eines mutwilligen Kindes flüchtige Handbewegung die genommene Höhe wieder hinunter scheucht.

Gewaltige Truppenmassen haben sich in der Mulde von Bednarka gesammelt. Alle Straßen stehen voll Fahrzeugen. Kavallerie zieht über den Weg. Man sieht Autos und höhere Stäbe. Auf den Äckern und Wiesen lagert die Infanterie. Überall dampfen Feldküchen. Lange Reihen Hungriger stauen sich davor, den Eßnapf in Händen.

Mittag, lastende Mittagsglut. Ein Napf warmes Essen täte dem hungrigen Magen gut. In der Feuerstellung der ersten Batterie ist die Feldküche aufgefahren. Es langt gerade noch zu einem Teller.

Die erste Batterie liegt im Paß, idyllisch im Bergschatten. Der Wiesengrund zwischen Bach und Straße gewährte gerade Platz für die vier Geschütze. Infanterie zieht vorbei. Bevor sie die Paßhöhe überschreitet, biegt sie an der Straße ab, den Bachlauf hinunter schlängelt sie sich im Gänsemarsch und ist verschwunden. Bataillon auf Bataillon zieht vorbei, allein nicht eine Helmspitze ist draußen zu sehen. Es ist, als hätte die Erde sie verschluckt.

Die Batterie beginnt wieder zu feuern, allgemein hebt das Schießen an. — Auf der Bergspitze sind jetzt alle Stäbe versammelt. — Unsere Infanterie geht vor. Die Erde speit die Massen, die sie vorhin verschluckt, wieder aus. Aus den Hecken hervor, aus den Mulden heraus entwickeln sich die Schützenketten.

Rechts begrenzt eine steile Bergkette das Gesichtsfeld. Nach Norden aber ist die Ebene frei. Und hier geht es in breiter Front vorwärts. Die dünnen Schützenlinien mar=

schieren im ruhigen Schritt. Aus Wola Cieklinska, dem langgestreckten Dorf im Grunde, erhalten sie Feuer. Sie beginnen zu laufen und werfen sich hinter der nächsten Deckung nieder. Neue Linien folgen. Überall schiebt sich die Infanterie vor; starke Reserven folgen. Wie konnten sich solche Mengen so spurlos im Gelände verbergen?

Ein Schrapnell- und Granatregen setzt das Dorf in Brand. Die Fachwerkhütten mit den tief herabgezogenen Strohdächern brennen wie Zunder. Breite rote Flammen steigen gen Himmel und biegen in schwarze Rauchfahnen um.

Russische Batterien schießen auf unsere Schützen. Rings um sie spritzt der Staub der einschlagenden Bleikugeln auf. Das saß! Wie die armen Kerle rennen. Ein paar bleiben liegen. Eine neue Salve. Wieder stürzt der eine oder andere. Gott sei Dank, jetzt sind sie hinter dem Hang!

Rechts der Straße gruppiert sich um ein festes steinernes Haus noch ziemlicher Widerstand. Das muß erst niedergeteufelt werden. Auf einmal läuft durch die ganze Artillerielinie der Ruf: „Feuer einstellen!" Eine Batterie brüllt es der anderen zu. Und das Feuer verstummt. — Was kann das bedeuten? Unglückseligerweise versagt im gleichen Augenblick die Leitung zum Artilleriekommandeur. Allein das Vorgehen unserer Infanterie stockt; das feindliche Feuer wird wieder stärker. Es ist ein aufregender Moment. Ein rascher Entschluß, das Feuer wird wieder aufgenommen.

Es ist nicht ganz klar geworden, woher die Weisung kam, die so großes Unheil hätte anrichten können. Es scheint, daß es eine Kriegslist des Gegners war; denn gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, die Russen seien in unserem Rücken. Tatsächlich war ihnen auch ein Flankenstoß gelungen, der

erst unter dem Kartätschfeuer der Haubitzbatterien zusammenbrach.

Wir haben nichts davon gemerkt und uns auch nicht darum gekümmert. Zu irgendwelcher Panikstimmung waren die letzten Tage bei uns nicht angetan.

Die Unseren sind jetzt in dem brennenden Dorfe. Die grauen Gestalten, die durch die Hecken und Gräben sich vorarbeiten, sind glutrot beleuchtet. An den Hängen leisten die Russen noch einen verzweifelten Widerstand. In kurzen Schlägen krachen die Geschütze. Zäh geht das Gewehrfeuer, Maschinengewehre knattern.

Aber es geht hinauf. Hier und da flüchten die Russen schon aus den Gräben. Ein Eisenhagel jagt hinter ihnen her. Wir machen uns zum Stellungswechsel fertig.

Im Galopp rast der Stab die harte Landstraße hinunter, den Batterien voraus. Gleichzeitig mit der Infanterie kommen wir in die eroberten Stellungen. Die braven Kerle sind jetzt seit drei Tagen bei Tag und Nacht im Kampf. Ihre Tornister liegen am Fuß des Zameczisko; nur den Mantel haben sie bei sich. An Verpflegung ist, seit der Sturm begann, nicht viel nachgekommen. Sie sind schwarz vor Schmutz, zerrissen und verdreckt. Man merkt ihnen die Erschöpfung an, aber sie geben das Letzte her.

Die Russen sind rechtzeitig abgeschoben und haben einen großen Vorsprung. Wie Jagdhunde mit lechzender Zunge sind die Unsrigen hinter ihnen her. Unter Mißbrauch der weißen Flagge haben die Russen eine Kompagnie unter das Feuer ihrer Maschinengewehre gelockt und nahezu vernichtet. Die Kunde davon fliegt durch die Reihen. In aufgelösten Linien hasten die Erschöpften die Höhe hinauf. Ein heiseres Brüllen pflanzt sich nach rückwärts fort: „Maschinengewehre, Maschinengewehre!“ Wie ein ersticktes Racheschnauben klingt es.

Weite Ebene vor uns, aber die Russen sind schon weit. Es dämmert. Im Osten stehen blauschwarz die Hänge von Zmigrod. Eine Abteilung fährt rechts und links der Straße auf. In vier harten, sich unmittelbar folgenden Schlägen rollt die erste Salve hinaus.

Ihnen nach, so weit es noch geht, solange ein Schimmer von Licht noch am Firmament. Die nächste Abteilung trabt an der bereits feuernden vorbei, um möglichst weit vorzukommen.

„Heute noch bis an die Osthänge von Zmigrod." — Ich weiß nicht, hat der Brigadegeneral, der eben vorbeireitet, das Wort in die Verfolgung geworfen, oder ist es Befehl von oben. Am Horizont verdämmern die Berge, es wird bald Nacht, aber es ist wie ein Rausch. Es ist ein stürmisches, leichtsinniges Vorwärtsstürmen, das alle Vorsicht vergißt.

Die Infanterie bleibt weit zurück. Eine Batterie geht noch ein paar tausend Meter weiter vor in Stellung, auf dem Hügel, hinter dem die russische schwere Artillerie stand. Hier ist der Boden umgeackert von unseren Mörsern.

Schließlich jagen nur mehr zwei Reiter die Landstraße gen Osten. Noch halber Weg bis zu den Bergen von Zmigrod! Die Straße senkt sich, ein sumpfiger Grund, dann ein finsterer Wald. Dahinter ist keine Artilleriestellung mehr. Hier auf dem Feld ist noch eine Batterie in Stellung zu bringen. — Wenn sie nur bald nachkäme!

Der Tag schwindet. Es geht um Minuten. Gerade noch hell genug ist es, um einen Richtungspunkt festzulegen und die Entfernungen zu messen. Vor den blauen Bergen schimmert ein großes Haus, gespensterhaft weiß. Mit Hilfe des Holzkreuzes auf einem russischen Soldatengrab und dem Säbel wird die Richtung ausgesteckt.

Mitten an der großen russischen Rückzugsstraße liegt das weißschimmernde Haus. Das muß als erstes in Trümmer

geschossen werden. Es ist sicher noch voll Russen, vielleicht sind höhere Stäbe darinnen. Und dann die Straße hinunter gestreut, immer um hundert Meter weiter, die Straße, auf der sich die flüchtenden Massen und Fahrzeuge in dichten Knäueln ostwärts drängen müssen.

Es wird dunkler und dunkler. Noch schimmert das Haus gespenstisch weiß, noch kämpft das Licht einen letzten zähen Kampf. — Wenn nur die Batterie käme!

Die Verfolgung scheint aufgehört zu haben. Das Feuer der Artillerie verstummt. Die Nacht ist da. — Allein auf weitem Feld. Unruhig schnauben die Pferde.

Endlich traben ein paar Reiter die Straße hinunter — eine Kavalleriepatrouille. Vor dem Walde kehrt sie wieder um. Hinterher marschiert eine Kompagnie, um die Sicherung für die Nacht zu übernehmen.

Die Batterie kommt nicht mehr. Ganz langsam reite ich zurück. —

Am folgenden Tage war ich in dem weißen Haus. Der Krieg war daran vorbeigezogen ohne es zu verletzen. Es war ein großes, schönes Pfarrhaus. Der Pfarrer, ein deutschfreundlicher Pole, bewirtete uns mit dem, was ihm die Russen gelassen. Ich erzählte ihm von meiner Absicht, und daß nur ein Zufall ihn und sein Haus vor der Vernichtung bewahrte.

Ein Zufall? — Als die Infanterie gegen den Grund vorging, knatterte das Gewehrfeuer los. Die Kugeln pfiffen herüber. Eine Leuchtrakete stieg schwankend, zitternd in die Höhe. — Der Wald, vor dem ich in unbewußter Eingebung gehalten, steckte noch voll Russen.

Die Sterne stehen am Himmel, hell und klar. Das Feld schläft, wie in grenzenloser Einsamkeit versunken. Leichen liegen am Wege. Ruhig und stark aber schlägt das Herz, als ruhe es sicher in des Schöpfers Hand.

Als Flankendetachement in den Bergen

Am 4. Mai war der westgalizische Durchbruch in der Hauptsache gelungen. Wenn der Gegner auch noch die Widerstandskraft besaß, sich den Verfolgern an geeigneten Geländeabschnitten entgegenzustellen — der Rückzug war in musterhafter Weise durchgeführt; man sah kaum ein liegengebliebenes Fahrzeug —, so waren doch die Russen aus ihren vorbereiteten Stellungen erster, zweiter und dritter Linie geworfen und in vollem Rückzuge nach Osten. Damit war die russische Beskiden-Armee von ihren rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten und der Vernichtung preisgegeben. Jeden Ausweg aus den Bergen sperrte ein deutsches Detachement, während von Süden und Osten die Österreicher immer schärfer nachdrängten.

Damit hatte der Krieg wieder etwas von dem Frisch-Fröhlichen früherer Zeiten bekommen. Aus den riesigen Verbänden und den kilometerlangen Schlachtfronten war man glücklich heraus; die Schlacht löste sich in einzelne voneinander unabhängige Detailkämpfe kleiner Detachements auf.

Die breite, staubige Landstraße entlang wälzte sich die Heeresmasse. Wie lachte uns das Herz im Leibe, als wir ins enge Bergtal abbogen; ein Infanterieregiment, eine Feldkanonenabteilung, eine schwere Batterie und ein paar Reiter. Die Straße, die von hier nach Norden führte, sollten wir sperren.

Ein schlechter Landweg mit tief ausgefahrenen Geleisen führt steil bergan. Ein langgestrecktes Dorf zieht sich zu beiden Seiten hin; ärmliche Hütten mit tief herabhängenden Strohdächern; dahinter Tannenwald. Ein klarer Bergbach kreuzt den Weg, wir lassen die Pferde saufen, es wird ein heißer Tag.

Hinter der Infanteriespitze geht es in die Berge. In unserer linken Flanke ist es nicht ganz geheuer, rechts sichert uns ein schwaches österreichisches Detachement. Allein wir sehen nichts davon, es marschiert irgendwo hinter den dunklen Tannenwäldern.

Unsere Kavallerie ist voraus. Ein Meldereiter kommt in schärfster Gangart zurück. Russische Patrouillen gehen bereits auf den Höhen vor, auf denen wir in Stellung gehen sollen. Es sind die, die die Paßstraße sperren. Jetzt eilt es. Eine starke Infanterie-Offizierspatrouille wird vorgeschickt. Wir haben nicht soviel Zeit, teilen uns und reiten zu zwei und zwei auf die Höhen zur Erkundung voraus.

In raschem Tempo geht's den steilen Berg hinauf, ein Chevauleger-Unteroffizier kommt mir entgegen, abgesessen, den Karabiner in der Hand, das kurze Seitengewehr umgeschnallt. Seine Leute schießen sich oben auf der Höhe mit russischen Patrouillen herum.

Die nach der Karte als Artilleriestellung bestimmte Höhe ist in früheren Kämpfen zu einem wahren Stützpunkt ausgebaut worden. Kreisförmig umziehen sie Schützengräben mit starken Unterständen. Es eilt wirklich. Wer hier zuerst oben ist, beherrscht den Weg. Aber als Artilleriestellung ist die Höhe unbrauchbar; die Batterien müssen weiter vor bis auf die vorderste Höhe, die steil gegen das Tal zu abfällt.

Dort sind schon unsere braven Chevaulegers, die die Russen vertrieben haben.

Unten im Tal liegt ein einsames Dorf. In scharfen Kurven windet sich die Paßstraße von den jenseitigen Höhen herunter. Sie liegt direkt unter unserem Feuer. Allein, noch sind wir nicht mehr als ein paar Mann. Das Dorf im Grunde ist noch vom Feinde frei, doch in den einmündenden Bergtälern ist Bewegung zu sehen. Von den

jenseitigen Höhen herab setzt die Vorhut der abziehenden Russen zum Angriff ein.

Jetzt kommt es auf die schnelleren Beine an. Es ist der reinste Wettlauf. Die ersten Infanteriepatrouillen sind auf der Höhe eingetroffen. Mit lebhaftem Winken mahnen sie die Nachrückenden zur Eile. Unsere Infanterie ist rechtzeitig zur Stelle; in Massen, Linie auf Linie, klimmen sie den Berg heran. Das ist ein beruhigender Anblick.

Ein Meldereiter jagt zurück, die vorderste Batterie hier herauf zu führen. Es ist die höchste Zeit. Die Russen haben schon Artillerie in Stellung; ihre Schrapnelle krepieren über unseren Köpfen.

Auch diese Höhe krönt ein alter verlassener Schützengraben. Die Infanterie setzt sich darin fest, wie sie gerade eintrifft, und gräbt sich tiefer ein. Jetzt ist keine Gefahr mehr; sie werden uns von hier nicht wieder vertreiben.

Geschützweise in großen Abständen jagt die Batterie über die eingesehenen Stellen den steilen Berg hinauf. Weiße Sprengwölkchen zeigen sich über ihr am Himmel. Inzwischen knattert das Gewehrfeuer los. In breiten Linien setzen die Russen zum Angriff an. Aus dem Walde heraus wimmelt es von braunen Mänteln. Vier mächtige Erdfontänen steigen geiserartig mitten unter den Anstürmenden auf. Nach einer Weile erst folgt das dumpfe vierfache Krachen. Unsere schwere Batterie ist im Grunde in Stellung gegangen und hemmt über unsere Köpfe hinweg den feindlichen Angriff.

Die schweren Haubitzgranaten müssen furchtbar gewirkt haben. Drüben läuft es wie in einem Ameisenhaufen durcheinander. Was noch laufen kann, rennt zurück, aber zahlreiche bleiben liegen. Die Infanterie schießt wie auf flüchtendes Wild.

Nochmals versuchen die Russen vorzugehen. Allein eine zweite und dritte Salve halten die drüben nicht aus. Ein heftiges Gewedel mit weißen Tüchern beginnt. „Feuer einstellen!“ ruft es die Infanterielinie entlang.

Das Feuer verstummt. Vorsichtig kommen die ersten Russen waffenlos heran. Vorsichtig erwarten wir sie; alles ist auf eine Kriegslist gefaßt. Kein Kopf zeigt sich über dem Grabenrand; die Maschinengewehre lauern bereit mit gestelltem Visier. Allein, was sich da unten jetzt in Haufen sammelt, hat keine kriegerischen Absichten mehr. Seit zwei Tagen hatten die Russen, wie die Gefangenen später aussagten, keine Nahrung mehr; sie sehen sich von allen Seiten umzingelt und strecken die Waffen. Patrouillen steigen in den Grund hinunter und führen die Gefangenen kolonnenweise zu uns herauf. Sie sind durchweg tadellos gekleidet und ausgerüstet, in ihren praktischen graugrünen Uniformen und erdbraunen Mänteln. Statt der Tellermützen tragen sie vielfach tatarische Lammfellkappen. Sie grüßen sehr unterwürfig. „Wir können nichts dafür, Herr Offizier,“ sagt einer, der Deutsch spricht, im Vorbeigehen.

Hier oben ist kein Mann überflüssig; die geringste Bedeckung muß für den Abtransport genügen. Zwei Bewaffnete für je hundert Gefangene, das reicht.

Unsere Lage ist keineswegs allzu rosig. Die große Paßstraße zwar wird kein Russe mehr herunterkommen, allein niemand weiß, was noch in den Bergen steckt und was aus den Seitentälern vorbrechen kann.

Die Höhe, auf der wir stehen, springt im Halbkreis nach Süden vor. Von rechts und links überhöhen sie steile Berge, und unter Umständen werden wir von drei Seiten gepackt. Die Batterie ist ohne Verluste heraufgekommen und in Stellung gegangen. Gegen den Feind im Süden und gegen die gefährlichen Höhen zur Linken ist sie glücklich gedeckt.

Aber nach rechts steht sie ungeschützt da. Drohend schaut da der Kolanin, ein tannenschwarzer steiler Berg, in unsere Stellung hinein. Russische Kolonnen sind gegen ihn in Anmarsch gemeldet. Von den Österreichern, die uns decken sollen, fehlt jede Nachricht. Unbemerkt kann ein geschickter Gegner hinter dem undurchdringlichen Tannenschleier Maschinengewehre in Stellung bringen, die uns in der Flanke und im Rücken fassen. Ein Blick auf die Karte. Es ist ihre günstigste Kampfentfernung. Bei einem wohlvorbereiteten plötzlichen Feuerüberfall entkommt keiner. Das ist, wenn man die Verantwortung für ein paar Dutzend Menschenleben hat, kein angenehmes Gefühl.

Doch was hilft's; es ist die einzig mögliche Stellung, und auf den Höhen im Osten gehen die Russen vor und versuchen sich dort festzusetzen. Gelingt es ihnen, so erzwingen sie nicht nur den Durchbruch, sondern gefährden auch unsere nach Osten weitermarschierenden Kolonnen.

Ein heftiges Granatbrennzünderfeuer vertreibt die Russen wieder aus den Gräben, in denen sie sich schon sicher wähnten. Die Batterie hat eine glänzende Wirkung, allein ab und zu gleitet doch ein sorgenvoller Blick der Wissenden zu dem Tannengipfel hinüber, der unheimlich und tückisch über den sicheren Hang hinüber uns in den Rücken schaut.

Wo nur die Österreicher bleiben; wenn doch Nachricht von ihnen käme! Auch die Infanterie ist in keiner beneidenswerten Lage, wenn sie sich auch in den Gräben besser decken kann als die Kanoniere, die schutzlos an ihren Geschützen sitzen.

Von denen hat freilich keiner eine Ahnung; augenblicklich gibt's nichts zu tun. Die Feldküchen sind da. Wieder ein paar hundert Gefangene gemacht. Es ist ein strahlend schöner Tag; von den Bergen sieht sich's als Sieger so frei und stolz ins Tal.

Da kommt ein Reiter in Blaugrau und meldet sich beim General. Gott sei Dank, die Österreicher sind da. In Schützenlinie gehen sie gegen den Kolanin vor. Jetzt mögen neue Massen kommen. Hier werden sie nicht durchbrechen.

Vor dem Duklapaß

Den Russen gelang es nun doch, sich auf den Höhen östlich des Wislok im Süden unserer Vormarschstraße festzusetzen; sogar Artillerie haben sie in Stellung gebracht. Ein Verfolgungsdetachement unserer Division, aus ein paar Batterien und zwei Eskadrons bestehend, erhielt von dort Feuer und erlitt schwere Verluste.

Wir saßen im Pfarrhaus von Samokleski zu einer kurzen Rast, als die Nachricht von der Division kam. Schwere Artillerie war uns zur Verfügung gestellt, um die Russen zu vertreiben. Eine Fünfzehn-Zentimeter-Haubitz-Batterie konnte sogleich aus dem Marsch heraus gegen die Höhe in Stellung gebracht werden. Die steilen Felskuppen lagen im Abendrot, ein Bild, das in früheren Tagen dem Herzen so oft Ruhe und Frieden gegeben hatte. Jetzt zerrissen die schweren Granaten den rosigen Bergleib und schwarz und grausig spritzten die Eingeweide heraus. Allein das Herz bebte nicht, sondern empfand nur tiefe Befriedigung und Freude, denn das da drüben ist der Feind.

Auch Einundzwanzig-Zentimeter-Mörser keuchen das steile Bergtal hinauf. Das Unmöglichscheinende ist Ereignis geworden. Anfangs glaubten wir — die durch die glänzenden Straßen Frankreichs Verwöhnten —, daß wir nicht einmal mit unseren Feldgeschützen auf solchen Wegen vorwärts kommen würden, und nun folgen uns nicht nur Haubitzen, sondern Mörser fast überall hin.

Die Straße ist ein steiler, hundsmiserabler Gebirgsweg, voll Steingeröll. Alle Augenblick kreuzt sie den Bergbach, aber die Mörser kommen voran. Fast aufgeschlossen folgen die drei Wagen, die zu jedem Geschütz gehören — Rohr-, Lafetten-, Munitionswagen — einander. Hart liegen die Pferde im Zug. Es sind prächtige schwere Brauerpferde. Prächtig ziehen sie die schweren Fahrzeuge durch das Wasser, dann geht es wieder hart den steilen Bachrand entlang; alle Augenblicke könnte man meinen, daß eines dieser Ungetüme abrutschen und den Hang hinunterstürzen müsse.

Die Mörser werden die Russen von ihren Felskuppen bald vertrieben haben. Wie die Infanterie nach Feldbatterien ruft, wenn sie nicht vorwärts kommt, so rufen wir nach den schwereren Brüdern, wenn die feindliche Artillerie uns allzuviel zu schaffen macht oder starke Feldbefestigungen unserem Feuer Hohn sprechen. Welch weitgehenden Gebrauch man von diesen schweren Kalibern im Feldkriege machen würde, hat man selbst in Offizierskreisen vor Kriegsbeginn nicht geahnt. Seitdem bei Saarburg die Geschosse der Einundzwanzig-Zentimeter-Mörser die anrückenden französischen Bataillone in panischem Schrecken auseinanderstieben ließen, hat man in der Feldschlacht so weitgehenden Gebrauch von ihnen gemacht, daß der Name „Festungsgeschütze" fast wie eine Reminiszenz an längst vergangene Zeiten klingt. Und hier im Osten möchten wir sie erst recht nicht missen...

Für die Nacht hatten wir zum erstenmal wieder ein Dach über dem Kopf. Eine uralte Greisin mit schmutzig-weißen Haarsträhnen und einer Haut wie Pergament starrte uns in der niederen ruthenischen Bauernstube entgegen. Ein Dutzend Weiber und Kinder drängte sich neugierig um die Fremden. Alle schmutzig und zerlumpt, aber sie brachten uns Milch und Brot.

Der riesige, aus Lehmziegeln gebaute Ofen nahm fast ein Viertel des Raumes ein. Er schien ein Universalmöbel: Herd, Wärmestelle, Backofen und Lagerstatt zugleich. Das einzige Bett, das heißt ein mit Stroh gefülltes Bettgestell, teilten Kommandeur und Adjutant. Die Versuchung, wieder einmal weicher als auf dem harten Boden zu schlafen, war zu groß; allein sie wurde teuer bezahlt. Selbst aus dem bleischweren Schlaf des Übermüdeten weckte die Ungezieferplage auf. — Aus dem offenen Feuerloch des Herdes fiel ein breiter, blutroter Glutschein auf die lehmgestampfte Diele. Die Greisin hockte noch immer gespenstisch unbeweglich in ihrer Ecke, die übrigen Bewohner waren auf die flache breite Decke des Ofens geklettert und lagen da ineinander verwickelt und verschlungen, gleich einem Haufen Schlangen. Ein sechsjähriger Bub, den meine Unruhe geweckt haben mochte, schaute mit großen Augen über den Rand des Ofens herunter, neugierig erstaunt wie ein junges Tier. Traumhaft unwirklich sah das alles aus, nur die Insektenstiche und Bisse waren sehr fühlbare Wirklichkeit. Ich stand auf, wusch die schmerzenden und juckenden Glieder mit kaltem Wasser und legte mich auf den Tisch ...

Die Russen sind abgeschoben. Das Flankendetachement, das seine Aufgabe erfüllt hat, eilt der vorausmarschierenden Division nach. Die Batterien müssen einen weiten Umweg machen, um aus dem engen Bergtal wieder herauszukommen. Die Stäbe dagegen schließen sich der Infanterie an, die auf schmalem Saumpfad direkt zum Wislok hinunterklettert.

Blau liegt der Fluß zwischen steilen Hängen. Am andern Ufer führt die breite Landstraße, die wir den Russen sperrten, das Tal hinunter. Durch eine Furt können die Pferde übersetzen. Für die Infanterie haben die Pioniere einen Laufsteg gebaut. Die Kompagnien stauen sich vor dem

schmalen Übergang: feldgrau und hechtgrau. Das österreichische Detachement ist zu uns gestoßen; auch seine Aufgabe ist erfüllt. Von der großen österreichischen Armee auf der Südseite der Karpathen sind heute Nachrichten eingetroffen. Im Süden wie im Osten dringen die Österreicher umfassend vor.

Die Paßstraße führt nach Zmigrod, wo wir wieder auf die große Vormarschstraße kommen. Zmigrod ist die typische galizische Landstadt. Auf dem weiten viereckigen Marktplatz stehen die polnischen, ruthenischen und jüdischen Bewohner und starren die fremden Krieger neugierig an. Sie scheinen ihnen wohl fremdartiger als die Russen, die ihnen durch Abstammung und Lebensart näher verwandt und mit denen sie sich wenigstens verständigen konnten. Die Juden als gute Geschäftsleute haben aber doch in aller Eile von heute auf morgen fliegende Verkaufsstände errichtet, auf denen sie Schokolade, Zigarren und Orangen den durchziehenden Truppen zum Verkauf anbieten. Weiß der Teufel, woher in aller Welt sie die Sachen beschafft haben mochten. Die Russen haben ihnen sicher nichts übriggelassen.

Mit Ausnahme der Juden scheinen jedoch die Russen die Bevölkerung gut behandelt zu haben. Im Gegensatz zu Ostpreußen betrachteten sie Galizien wohl schon als eigenes Land. Die Felder sind wohlbestellt, die Städte und Dörfer unversehrt. Daß allerdings die Brücke über den Wislok vor Zmigrod unversehrt ist, war wohl mehr Mangel an Zeit als gute Absicht

In der Stadt hat sich die deutsche Etappe schon mit der ihr eigenen Selbstverständlichkeit eingerichtet. Die Straßen stehen voll von allen möglichen Kolonnen, Fahrzeugen und Kraftwagen. Überhaupt, mit den Straßen ist es schlimm. Auf den wenigen guten Wegen staut sich ein unheimlicher Verkehr. Drei- und vierfach stehen stellenweise die endlosen

Kolonnen: Proviant- und Fuhrparkkolonnen, Munitionskolonnen, Feldbäckereien, Sanitätskompagnien. Die Kutschen der Feldgeistlichen sind festgefahren und stecken hilflos in dem Fahrzeugwirrwarr. Zurückgebliebene Truppen wollen vormarschieren. Führer versuchen durch reichlichen Aufwand von Kraftausdrücken sich einen Weg zu bahnen. Am besten hat es noch die österreichische Gebirgsbatterie. Mag die Straße noch so verstopft sein, sie biegen einfach in den Straßengraben ab und schlängeln sich darin, Saumtier hinter Saumtier vorwärts.

In Siedliska stoßen wir wieder auf unsere Division. Zusammen mit einer preußischen Division hat sie den Auftrag, die von dem Duklapaß herunterführenden Straßen zu sperren. Es bleibt genügend Zeit, eine Stellung vorzubereiten, die auch einem verzweifelten Durchbruchsversuch standhält. Ein halber Tag geht mit dem Aussuchen der Artilleriestellungen darauf. Sie sind nicht leicht zu finden, da die hohen Berge im Süden jede Stellung überhöhen. Die Infanterie gräbt sich am vorderen Hang ein. Mit Einbruch der Dunkelheit werden Flankierungsgeschütze und Züge vorgebracht und in Hecken und Gärten versteckt aufgestellt.

In einer Weißdornhecke ist unsere Beobachtungsstelle. Die weißen Blüten nicken über unsern Köpfen; wir schmücken Helm und Knopfloch damit. Von den Russen noch nichts zu sehen und zu hören. Im Gegenteil, Bagagefahrzeuge gondeln auf der vor unserer Stellung entlang führenden Landstraße mit einer verblüffenden Harmlosigkeit dahin.

Fliegermeldungen künden, daß die Paßstraßen schwarz sind von sich stauenden russischen Kolonnen, die den Austritt aus den Bergen versperrt finden. Die Erwartung wächst. Werden sie durchzubrechen versuchen?

Wir warten Stunde auf Stunde. Es verlautet, daß die Division den Russen einen Parlamentär entgegengeschickt

hat, um sie zur Übergabe aufzufordern. Ehe noch die Verhandlungen abgeschlossen, kommt russische Infanterie schon in Scharen aus den Bergen heraus und ergibt sich. Auf der Straße hinter unserer Stellung werden die Gefangenen abgeführt. Ein paar Reiter und dann ein endloser Haufen. Es will gar nicht abreißen, ein zweiter, ein dritter. Auch hier ist der Feind abgeschnitten. Weiter geht es gen Osten.

Auf der russischen Rückzugsstraße

Gefangene, Gefangene! Graugrüne Massen wälzen sich der marschierenden Division entgegen, stauen sich am Wege. Die Lanzenreiter treiben sie aufs Feld hinaus, um den vormarschierenden Truppen Platz zu machen. Da ziehen sie an uns vorüber, Trupp auf Trupp! Ihr Anblick hat etwas Verwirrendes. Die phantastischen Ziffern: fünfzigtausend, hunderttausend, zweihunderttausend, bekommen vorstellbare Form; das sind Armeen, die sich ergeben; Zehntausende, Hunderttausende von wehrfähigen Männern. Keine abgezehrten, elenden Gestalten. Es sind durchaus gesunde, kräftige Burschen. Französische Gefangene sehen anders aus. Nur wenige haben einen verbitterten, trotzigen Ausdruck; die meisten blicken gutmütig heiter, ja glücklich zufrieden drein. Sie sind eine folgsame Herde. Es bedürfte gar nicht der drohenden Lanzen, um sie zu lenken.

Ja, wie eine Herde Vieh trotten sie vorbei. Die Hinteren sind zurückgeblieben und traben nach, um den Anschluß wiederzubekommen. Ganz zum Schluß kommt ein armer Alter, den zwei Kameraden stützen und der mühsam humpelt, um mitzukommen.

Armer alter Kerl. Er hat einen fast weißen Bart, aber er bleibt die einzige Ausnahme. Alle anderen sind junge

kräftige Burschen, tadellos ausgerüstet, neue Uniformen, dauerhafte Mäntel, haltbare Stiefel. Väterchen Zar hat nicht gekargt.

Verwundete kommen entgegen, Preußen, die die Höhen bei Dukla erstürmten. Sie waren nur um eine kleine Weile zu spät daran und mußten die beherrschende Höhe sich erst blutig erkaufen, ehe die Russen sich ergaben. Manche hat es böse erwischt: einer ist darunter, den aus einem Unterstande noch im letzten Augenblicke nach schon gewonnenem Sturm eine Handgranate entgegengeschleudert traf, die ihn an beiden Augen verletzte.

Im Staube der Landstraße wird man gleichgültig gegen beides, gegen das jauchzende Glück des Siegers, gegen den Jammer und die Not des dafür bezahlten Preises. Auch auf die Flügel der Seele legt sich der Staub, den die Kolonne aufwirbelt. Der Befehl zur Rast und zum Abkochen interessiert mehr und erscheint wichtiger als alle Ereignisse, die sich gleichzeitig auf dem Welttheater abspielen mögen.

Gegen Abend kommt Befehl, Quartier zu beziehen. Es geht heute nicht mehr gegen den Feind. Hier östlich der Jasiolka ist der russische Rückzug nicht so glatt gegangen; hier müssen sie bös ins Laufen gekommen sein. Umgestürzte Fahrzeuge liegen zu beiden Seiten der Straße. Man hat sie kurzerhand den Abhang hinuntergeworfen, damit sie den Verkehr nicht sperren.

Und dann kommt die Strecke, wo die Russen im deutschen Artilleriefeuer zurückliefen. Alles voll Gewehre, Tornister, Mäntel. Über ungedecktes Hochplateau führt die Straße. Tote, Verwundete zu beiden Seiten, gerade daß die Straße selbst so weit frei ist, daß die Hufe unserer Pferde die am Boden Liegenden nicht zertreten. Wer mag, wer kann da helfen.

Ein russischer Kapitän liegt im Straßengraben, halb zerschmettert, halb verschüttet. Er macht eine verzweifelte Anstrengung, sich herauszuarbeiten, und sinkt wieder zurück. Die Krankenträger sind noch weit; es kann nur einer nach dem andern daran kommen.

Ein Kapitän, ein Offizier, vielleicht bisher ein Auserwählter auf der Menschheit Höhen, ein Liebling des Glücks, und jetzt blutend im Staub. Das Herz empfindet nicht Glück und Freude ... Es ist hart und steinern geworden. Wir wollen ein Ende machen.

Gefangene ergeben sich noch im Dorf, die sich bisher in den Häusern und Hecken versteckt hielten. Verwundete und Unverwundete, kaum daß man sich um sie kümmert. Das Bedürfnis nach Schlaf übertäubt alles andere, allein die Nacht kommt nicht zu Ruhe. Immer noch kommen neue Truppen, die Unterkunft suchen. Das Quartier ist auf freier Wiese. Die schmutzigen Hütten starren vor Ungeziefer. Zehntausendmal besser ist der feuchte Wiesengrund.

Immer noch ziehen Truppen durchs Dorf. In früher Morgenstunde treffen die Verpflegungsfahrzeuge ein. Sie sind die ganze Nacht gefahren, um Lebensmittel und Hafer noch rechtzeitig nachzubringen. Mit lauter Stimme rufen die Führer nach ihren Truppenteilen.

Ein paar Pferde haben sich losgerissen, galoppieren über die Wiese. Riesengroß stürmen sie durch das fahle Morgendämmern. Sie setzen fast über den am Boden Liegenden. Ihr Schnauben und Hufschlag verklingt. — Stimmen in der Nacht! Schreien nicht gellend die Verwundeten auf den Feldern? Der blutende bleiche Kapitän erhebt sich aus dem Schmutzgraben.

Wirre Traumbilder! Der Tod ging in der kalten Nacht über das Blachfeld und machte ganze Arbeit. — Frisch und strahlend kommt ein neuer Tag, der von dem vergangenen

nichts weiß. — Marschieren, marschieren. Die Division zieht über die Landstraße. Wir wissen nicht, wohin es geht, was der heutige Tag bringen wird. Voraus marschieren die Feldküchen eines Bataillons. Sie sind hoch bepackt mit allerlei Kisten und Säcken; die Schornsteine rauchen, aus den Kesseln zischt der Dampf. Ein paar Packtiere mit österreichischen Tragsätteln führt die Infanteriebagage mit. Stumpfsinnig dreinblickende ruthenische Bauern führen sie; ein zigeunerhaftes Bild.

Die Kolonne stockt und hält, fährt wieder an und stockt wieder. Die steilen Höhen geht es nur mühsam hinauf. Wir marschieren neben den müden Pferden. Voraus trotten stumpfsinnig die ruthenischen Bauern. Stunde auf Stunde ermüdenden Marsches, und die aufwirbelnden Staubmassen ziehen neben uns her, gleich der Rauchwolke Jehovas.

Die Forcierung der Sanlinie

Übergang über den oberen San

Das Herrenhaus von Niebołko lag auf der Höhe zwischen den Wirtschaftsgebäuden, stattlich, unversehrt. Eine breite Allee mit alten Bäumen mündete auf dem weiten Hof vor der offenen Veranda. Allein die Aussicht auf ein fürstliches Quartier schwand bald dahin. Die Russen hatten die gesamte Einrichtung ausgeräumt und mitgenommen. Nicht ein Stückchen haben sie zurückgelassen. Nach langem Suchen fanden sich in den Wirtschaftsgebäuden ein paar wackelige Stühle und ein wurmstichiger Tisch. Darauf wurde in dem weiten kahlen Raum das Abendessen gerichtet.

Nachdem die Russen bei Brzozow geworfen, erwarteten wir den nächsten Widerstand am San. Als wir heute früh von Grabownica-Starzenska abritten, machten wir uns auf einen harten Tag gefaßt. Um so größer war die Überraschung, auch bei den zu unserer Abteilung gehörenden österreichischen Offizieren, als die Kunde kam, daß die Russen die Flußlinie geräumt und der Übergang frei sei. Vor unserer Front fließt der West- und Ostgalizien scheidende Fluß von Süden nach Norden, wendet sich dann jedoch bis Przemysl gen Osten, um erst hinter der Festung wieder nach Norden abzubiegen. Augenscheinlich haben die Russen nach den letzten vernichtenden Schlägen das ganze Gelände westlich Przemysl preisgegeben, um erst die untere Sanlinie mit der Festung als stärksten Stützpunkt zu halten. Ohne Schwertstreich sollten wir über den Fluß ziehen, dessen Erreichung wir in den ersten Tagen dieses Monats kaum zu erhoffen wagten. Morgen schon werden wir den Fluß, der den stärksten russischen Widerstand sehen sollte, in unserem

Rücken haben. Die Pioniere sind bereits an der Arbeit, eine Kriegsbrücke zu schlagen.

Heute ist der erste Tag, seitdem vor Gorlice die Geschütze zu donnern begannen, an dem wir nicht im Feuer standen. Die ungewohnte Stille tut den Nerven wunderbar gut. Wir kamen so ungewöhnlich früh ins Quartier, daß man alles ein wenig gemütlicher herrichten konnte, so gut es eben die Verhältnisse erlauben. Milch, Mehl und Eier waren aufzutreiben, und ein Kochkünstler hatte sogar eine Omelette fertiggebracht. Allein für einen langen Plauderabend ist die allgemeine Müdigkeit doch zu groß. Das Gespräch verstummt bald und ein jeder sucht sein Lager auf; auf dem Fußboden, auf einer Strohschütte oder draußen auf dem grünen Rasen unter alten Bäumen...

Vor der Kriegsbrücke gegenüber Jablonica-Ruska staut sich die Division. In der befohlenen Reihenfolge halten die einzelnen Truppenteile wartend neben der Landstraße. Nur in gemessenen Abständen, Fahrzeug hinter Fahrzeug, darf die Kriegsbrücke überschritten werden. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich die ganze, wunderbare Präzision der großen Kriegsmaschine.

Die Zeit, zu der ein jeder Truppenteil an einem ganz bestimmten Platz zu stehen hat, muß auf die Minute genau errechnet sein, damit eine jede Truppe zur festgesetzten Zeit über die Brücke kommt, um Stockungen der Kolonnen, die unabsehbar hintereinander folgen, zu verhüten.

Eine sumpfige Niederung zieht sich an den Flußufern entlang, daran schließen sich steil ansteigende Höhenkuppen. Das hätte einen bösen, blutigen Sturm gekostet. Wenige entschlossene Truppen mit ein paar Geschützen hätten uns zum mindesten tagelang aufhalten können.

Der Weg biegt in das enge Bergtal ab. Steil und steinig führt er neben dem Bach, die Bergwände schieben sich von

beiden Seiten dicht heran, die Zweige der Tannen hängen über den Weg. Eine kurze Rast im Waldschatten. Frühlingsblumen stehen unter dem Tannengrün. Auf die staubige, steinige Straße brennt die Sonne herunter. Mit langgestreckten Hälsen, in durstigen Zügen saufen die Pferde das klare Bachwasser. Uns verbietet die Seuchengefahr seinen Genuß. Der schale, laue Teeaufguß, der in seiner Einförmigkeit der Zunge schon widerwärtig ist, bleibt unser einziges Getränk.

Immer steiler wird der Weg, der Wald hört auf. Durch die dörrende Sonnenglut der letzten Wochen und durch die mahlenden Räder der unzähligen Fahrzeuge, die hier vorbeizogen, ist die Straßendecke viele Zentimeter tief in feinen Staub verwandelt. In grauen Wolken marschiert die Infanterie dahin, gebückt unter der Last des Tornisters, den Helm im Nacken, mit offener Brust, schmutzstarrend und schweißtriefend. Die Pferde lassen die Köpfe hängen. An einzelnen besonders steilen Stellen gibt es Stockungen. Eine schwer bepackte Feldküche oder ein Sanitätswagen bleibt stecken und kann nur mit größter Anstrengung vorwärts gebracht werden. Endlos zieht sich die Kolonne auseinander.

Nach der Mittagsrast auf der Höhe aber senkt sich der Weg und führt durch sanft abfallende schattige Täler. Langgestreckte Dörfer schmiegen sich an die Landstraße, ein Kranz von Obstbäumen umgibt sie, und ihre Dächer verschwinden fast unter der Fülle der Blüten. Noch blühen die Kirschen und schon knospen die ersten Äpfel- und Birnblüten. Ein weiß und rosig schimmerndes Meer. Gleich Schneeflocken fallen im Vorbeireiten die weißen Blütentropfen auf den Hals der Pferde, und mit frischen Blütenzweigen schmücken wir die Helme.

„Und kommt aus lindem Süden der Frühling übers Land, so webt er dir aus Blüten ein schimmernd Brautgewand." Das Lied aus Heidelberger Studententagen summt im Ohr.

Schöner als am Neckarstrand dünkt hier der Blütenflor im Frühlingswind, der befreiend über das Land streicht, das so viel deutsches Blut trank.

In überstürzter Flucht haben die Russen die Dörfer, in denen sie durch Monate gelegen, geräumt. Vorgestern, gestern sind sie hier noch durchgekommen, aber in eiligem Laufen. „Die Deutschen hinter uns." So riefen sie, wie die Juden erzählen. Die sind die einzigen, mit denen wir uns verständigen können; denn Polnisch und Ruthenisch versteht keiner mehr als ein paar Brocken.

Wie fremd ist uns doch dieses Land, d. h. das Land selbst spricht zu uns in einer vertrauten Sprache, und wir lernten es lieben, seit wir von den Wällen der Karpathen, auf denen noch der Schnee lag, in sein Hügelland herabstiegen und von da in die weite Ebene streben, die in die Unermeßlichkeit des russischen Reiches übergeht. Aber die Bewohner sind uns fremd, fremd ihre Sprache, fremd ihre Art. Die Franzosen in Lothringen und in der Picardie waren uns verwandter und vertrauter als diese wortkargen finstern Bauern mit dem langen, schwarzen Haar und den russischen Kitteln, in deren Zügen wir nicht lesen können, ob sie uns als Retter begrüßen oder als feindliche Eindringlinge verfluchen.

In dem langgestreckten, uns als Quartier bestimmten Dorf liegt auf einer Anhöhe am Bach die ruthenische Kirche. Wie eine Versinnbildlichung der Seele dieses Volkes erscheint sie, ein seltsames, hoch aufgetürmtes Bauwerk aus verwittertem Holz. Dächer, Kuppeln und Zinnen schieben sich übereinander, türmen sich auf zu einem unverständlich gegliederten Ganzen. Fremd erscheint uns dieser Bau, dunkel bleibt er uns und geheimnisvoll.

Fast gegenüber der Kirche steht das jüdische Bethaus. Die Russen haben den Schrein mit der Thora unzerstört gelassen und auch den Glasschrank mit den alten, uralten Fo-

lianten in Schweinsleder, mit hebräischen Lettern auf den vergilbten Blättern. Juden im Kaftan und langen Bärten. — „Haus von Rabbiner," erklärt die alte Jüdin in ihrem etwas keifenden Jiddisch=Deutsch. — „Sohn von Rabbiner" — der weißbärtige Alte hält sich würdig, unbewegt im Hintergrund. — „Viele große Rabbiner in Familie." Die Alte muß einst sehr schön gewesen sein. Ihre Schönheit ist neu erblüht in der Tochter, die jetzt, wo die Russen fort sind, aus den Wäldern in den Bergen zurückgekehrt ist. Sie ist kaum fünfzehnjährig, weich und lockend und schon voll ahnungsvollem Wissen um ihr Weibtum.

Als wir am nächsten Morgen abritten, stand sie an die Tür gelehnt und schaute uns nach, den schlanken Körper in den Hüften abgebogen.

Die Marschkolonne formiert sich. Wir reiten zu neuem Kampf.

Ein kleines Judenmädel. Was weiter? Ein neuer Film rollt ab. In beängstigender Fülle drängen und überstürzen sich die Bilder, jeden Tag neue. Herz und Hirn können sie kaum fassen, allein Filmband um Filmband rollt ab.

Im Vorgelände der Festung Przemysl

Wir gingen die Festung an wie ein sprungbereit vor seiner Höhle liegendes Raubtier, schlichen uns heran wie Indianer auf dem Kriegspfad. Unendlich vorsichtig schoben sich die Abteilungen vor, immer wieder ging die Artillerie in Aufnahmestellungen und grub sich die Infanterie gegen einen unerwarteten Vorstoß aus der Festung heraus ein, obwohl weit und breit vom Feinde nichts zu sehen war. Aber gerade diese Ruhe, die jede Überraschung in sich bergen konnte, wirkte unheimlich.

Nachdem wir zwei Tage auf den Höhen östlich Skopow

gelegen und diese zu einer starken Verteidigungsstellung ausgebaut hatten, ging es mit einem Male energisch gleich viele Kilometer weit vorwärts. Wir marschierten allerdings nicht auf der großen Landstraße auf Przemysl zu, sondern schlängelten uns auf dem Höhenweg, der durch die großen Wälder von Helusz nach Kaluza führt, vor.

Landschaftlich war es ein wundervoller Marsch. Beim Abmarsch schüttete es zwar, allein das kühlte nur die Hitze der letzten Tage und löschte den Staub der Straße. Um so frischer schien nach dem Regen der grüne Wald.

Laubwald wechselte mit Tannen, Jungholz mit alten Stämmen. Immer die Höhe entlang ging es, immer unter grünem Blattwerk, zwischen Farn und Weißdorn. Freilich der Weg war hundsmiserabel, ein Waldweg, der für einen landesüblichen Karren gerade noch fahrbar war.

In kleinen gemischten Detachements von Infanterie und Artillerie wurden wir vorgezogen. Wir waren bei einem der vordersten und so nützten uns die Arbeiten der Pioniere wenig, die gerade angefangen hatten, den Weg auszubessern. Überall knirschten ihre Sägen und klangen ihre Beile, Stämme wurden gefällt, über den Weg gelegt und mit Erde beworfen und so eine feste, tragfähige Straßendecke hergestellt. Aber es gab noch genug tiefe Löcher, so daß es der ganzen Geschicklichkeit der Fahrer bedurfte, die Geschütze glücklich durchzubringen.

Beim Hegerhaus von Kaluza, das jetzt freilich auch nur noch aus den leeren Mauern besteht, hört der Wald auf. Hier teilt sich die Straße. Die eine führt über Mackowice über den Nordfrontgürtel, die andere in nordöstlicher Richtung daran vorbei. Bis Kaluza deckt der Wald, dann wird das Gelände frei und liegt offen unter den Festungskanonen. Doch wir waren leichtsinnig geworden durch den ungestörten Vormarsch der letzten Tage.

Nach allen eingegangenen Meldungen sollte die Festung nur schwach besetzt sein, der Fortsgürtel mit einzelnen Geschützen bestückt. Das österreichische 10. Korps, das von Süden heranrückte, wollte versuchen, die Festung mittels Handstreichs zu nehmen.

Wir traben auf der Straße vor, auf der wir zu unserer Rechten in einer Entfernung von knapp fünftausend Meter die Forts liegen sahen. Als flache hellgrüne Kuppen hoben sie sich von den dahinter liegenden dunklen Waldungen ab. An ehemaligen russischen Batteriestellungen führte der Weg vorbei. Sie waren in stärkster Weise ausgebaut, und die tiefen Granatlöcher, die ringsherum lagen, und in denen das Wasser von dem morgendlichen Regenguß wie in kleinen kreisrunden Tümpeln stand, zeugten davon, daß die Straße völlig unter dem Feuer der Festungsgeschütze lag und die Österreicher seinerzeit kräftigst herübergewirkt hatten.

Es war uns nicht ganz geheuer zumute, allein wir vertrauten doch auf die eingegangenen Meldungen und zogen die Abteilungen nach. Allein noch war die lange Linie der in Kolonne hintereinander marschierenden Geschütze nicht völlig aus dem Walde herausgekommen, als sich von einem der Forts der erste Schuß löste und ein Schrapnell hoch über der Kolonne in weißer Wolke zersprang. Zum Glück führt links der Straße ein Hohlweg in eine tiefe Mulde. In rasendem Galopp karrierte der Ordonnanzoffizier zurück und führte die Abteilung da hinunter. Ehe die Russen mit ihrem Feuer noch zur Wirkung kamen, war der letzte Pferdeschwanz verschwunden. Wir waren allerdings zunächst auch zur Untätigkeit verdammt. Die ausgesuchten Stellungen waren unbeziehbar, da sie vom Fort her flankiert wurden, wir mußten froh sein, daß das russische Streufeuer in die Mulde schließlich wieder aufhörte, ohne Schaden angerichtet zu haben.

Unsere Division schiebt sich von Westen gegen Nordost um die Festung herum, um diese von Norden einzuschließen und gleichzeitig den linken Flügel der elften Armee, die sich zum Angriff auf die untere Sanlinie anschickte, gegen einen flankierenden Angriff aus der Festung heraus zu schützen. Keine angenehme Aufgabe! Mit der schwachen Besatzung scheint es doch nicht so schlimm zu sein. Auch aus dem Handstreich ist nichts geworden. Und so haben wir den Fortsgürtel in der Flanke und stehen seinen Geschützen, solange keine schweren Batterien da sind, völlig wehrlos gegenüber.

Allein, was hilft's. Die nördlich des Befestigungsringes liegenden Dörfer, die noch von den Russen besetzt sind, müssen erstürmt werden. Die Infanterie geht schon im Olszyna-Grunde vor, im Gänsemarsch, einer hinter dem andern. Für Artillerie führt da kein Weg, aber wir müssen mit, um den Angriff zu unterstützen. Und die Russen selber haben uns aus dieser Klemme geholfen. Sie haben seinerzeit bei ihrer Belagerung ebenso nötig wie wir jetzt einen gedeckten Weg gebraucht, und so haben sie in der sumpfigen Niederung einen guten, festen Kolonnenweg angelegt, der jetzt gute Dienste leistet, ja der unentbehrlich ist.

Wohl an zehn Tage lagen wir so vor der Festung herum, ohne daß etwas Ernstliches gegen sie unternommen wurde. Verschiedene Patrouillen wurden abgeschossen, darunter eine, die der Divisionsadjutant selber gegen die Fortslinie ritt. Am Tage vorher hatte er seine Beförderung zum Stabsoffizier erfahren.

Große Verschiebungen mußten im Gange sein. Wir lösten verschiedene Truppenteile ab und wurden von anderen abgelöst. Mehrmals wechselten wir die Stellungen. Am angenehmsten war es noch gegenüber dem Fort Usokra. Zwar waren da die Russen natürlich auch auf jeden Punkt eingeschossen, und auf unserer Befehlsstelle, auf der von der

früheren Belagerung her eine ganze Mustersammlung der verschiedensten Sprengstücke, Geschoßböden, Zünder und Blindgänger aller Kaliber lagen, brauchte sich nur eine Nasenspitze zu zeigen, um uns sofort einen ausgiebigen, gutsitzenden Eisenhagel einzutragen. Allein, wir hatten wenigstens kein Flankenfeuer und im Walde hinter der Befehlsstelle ein hübsches Blockhäuschen für die Abende und Nächte.

Leider blieben wir nicht lange. Wir wurden wieder nach Norden verschoben, wo wir den Angriff unserer Infanterie auf das Dorf Trojczyce unterstützen sollten. Im Flankenfeuer der Fortslinie mußte das Dorf gestürmt werden und im Flankenfeuer mußten unsere Batterien in Stellung gehen, in einem Gelände, wo dem Feind von seiner eigenen Belagerung her jeder Quadratmeter bekannt war.

Zwei Tage lang lagen wir in alten verlassenen Schützengräben vor dem Dorf. Die Grabenwände waren halb eingestürzt und die lehmige Erde durch die Sonnenhitze zu einem feinen Staub gebrannt. Von dem ersten Lichten der Dämmerung, bis die Schatten sich in dunklem Violett senkten, lagen wir durch Tage in dem engen Graben. Die Sonne brannte herab, und die gedörrten, ausgegluteten Erdwände strahlten die herabsengende Wärme doppelt zurück. Kein Baum spendet Schatten, kein Lüftchen Kühlung. Von dem anstrengenden Beobachten durch das Scherenfernrohr in der flimmernden Hitze brannten die Augen, und das qualvolle todmüde Hocken in dem heißen Graben, ohne daß der erlösende Schlaf kam, brachte keine Erquickung.

Und draußen vor den flimmernden Okularen blieb alles ruhig, zeigte sich nichts. Die schanzenden Russen waren auf unsere ersten Schüsse hin verschwunden. Nun streuen wir gegen die versteckt im Grund liegenden Dörfer. Keine Antwort kommt, alles bleibt ruhig. Allein als unsere In=

fanterie in langen Schützenlinien vorging, brach das Schrapnellfeuer in ihre Flanke. Über unsere Köpfe sauste es hinweg, und von den Batteriestellungen meldete der Draht, daß sie beschossen wurden, und die ersten Verluste. Vor uns und hinter uns wütete der Tod. Und daß wir selber unbeschossen blieben, erhöhte nur das Qualvolle des Anblicks. Grauenvoll schlagen die Schrapnellsalven in die vorrückenden Infanterielinien ein. Der Körper war zu geschwächt von der glutenden Hitze, als daß die Nerven noch die nötige Spannkraft hätten. Die Batterien feuerten ein rasendes Feuer gegen den unsichtbaren Feind, aber wir waren erschöpft, ohne Hoffnung, ohne Glauben.

Das Ringen um die untere Sanlinie

Vom Dorf steht nur mehr die Hälfte. Die andere Hälfte ist niedergebrannt, und zwar so gründlich, daß man nur mehr die Plätze sieht, wo die einzelnen Häuser gestanden. Eigentlich ist es ein Wunder, daß trotz der vielfachen Beschießungen, denen das Dorf bei einer jeden Belagerung der Festung ausgesetzt war, überhaupt noch ein Stein auf dem anderen steht. Und nur dadurch ist dies erklärlich, daß für Vernichtung eines jeden Hauses ein Volltreffer erforderlich wäre, denn jedes Haus liegt abgesondert und vom nächsten durch weite baumbestandene Wiesenflächen getrennt.

Die Russen schießen jeden Tag hinein. Manchmal fangen sie schon um drei Uhr in der Früh an. Noch halb im Schlaf hört man dann das Sausen ihrer Granaten. Allein wenn sie nicht allzu nahe kommen, dreht man sich auf die andere Seite und schläft weiter.

Die Einwohnerschaft hielt bisher im Dorf aus, sehr zum Mißvergnügen ihrer deutschen Einquartierung; denn infolge

der zahlreichen zerstörten Häuser ist die Belegung in den stehengebliebenen eine doppelt starke. In der aus zwei Räumen bestehenden Hütte, die als Stabsquartier dient, hausen außer einer Kuh und einem Kalb mindestens ein Dutzend Personen. Dazu noch drei Offiziere, Telephonisten und Ordonnanzen, das ist selbst für „Raumkünstler" ein wenig viel.

Schließlich haben die Russen Platz geschaffen. Bei der letzten Beschießung wurden zwei Frauen tödlich getroffen und ein armer Bub scheußlich verstümmelt. Es gab ein jämmerliches Wehgeheul und das ganze Dorf zog mit Sack und Pack aus. Auch unsere Quartierwirte rückten mit ihrer Kuh und ihrem Kalb ab. Und seitdem hausen wir allein in unserem Palast. Nur die junge, ruthenische Bäuerin kommt jeden Tag zurück mit einem Krug Milch. Der Zweimarkschein, den sie beim erstenmal, in Ermanglung eines kleinen Geldstückes, erhalten, hat ihr augenscheinlich einen solchen Eindruck gemacht.

Wir liegen in Dubrovice. Nach der Erstürmung von Trojczyce sind wir, Gott sei Dank, aus den letzten Stellungen herausgekommen und weiter nach Nordosten gezogen. Das Dorf, vor dem wir jetzt stehen, und das als nächstes genommen werden soll, ist Drohojow. Gewiß ist auch unsere gegenwärtige Lage keine sonderlich angenehme, allein wir liegen doch nicht mehr so direkt im Flankenfeuer der Forts. Die Russen bombardieren zwar täglich unsere Unterkunft und streuen die dahinterliegenden Mulden und Täler mit Aufschlag und Brennzündern ab, allein bisher ist noch keine Batterie erwischt worden. Unsere Beobachtungsstellen am Südausgang des Dorfes sind zwar schon verschiedentlich mit gutliegenden Schrapnellsalven belegt worden, wir haben uns jedoch in einem Hohlweg eingegraben, in dem wir verhältnismäßig sicher sind, solange

die gegnerische Artillerie nicht mehr Munition für uns aufwendet als bisher. Augenscheinlich haben sie doch nichts Sicheres erkannt, sondern streuen nur alle verdächtigen Geländepunkte ab.

So haben wir es augenblicklich ganz bequem und behaglich. Ein nächtlicher russischer Angriffsversuch wurde unschwer abgewiesen. Seitdem rührt sich die feindliche Infanterie nicht mehr. Es ist so wenig los und das Quartier ist so nahebei, daß es vollauf genügt, wenn ein Offizier in der Beobachtungsstelle ist. Etwas Besonderes ist das Quartier ja allerdings nicht, allein man wird hier im Osten so bescheiden und ist vollauf zufrieden, wenn man einen Raum hat, in dem man seine Sachen ablegen und kochen kann, und der einem bei schlechtem Wetter einen Unterschlupf bietet.

Des Abends sitzen wir ganz gemütlich bei der Kerze, um den brüchigen Tisch, während die Burschen sich auf die Wanzenjagd machen und der ruthenische Heilige uns von der Wand herab giftig und neidisch zuschaut. Von einem Hintergrund von Türmen mit rot und goldenen Zwiebelkuppeln hebt sich die asketische Gestalt ab. Aus der Kutte ragt aus magerem Hals ein Kopf, der dem einer Goyaschen Spukgestalt ähnelt, nur ohne jeden künstlerischen Ausdruck, verkitscht und vergrößert, ein unangenehmes Bild; allein es stört uns so wenig wie das Ungeziefer. Als es neulich im Dorfe brannte, rannten die Weiber mit den Heiligenbildern beschwörend um das Feuer herum. Unsere Soldaten staunten erst, dann lachten sie aus vollem Halse und schließlich griffen sie zu und löschten. Seitdem haben die russischen Heiligen entschieden an Autorität verloren. Vielleicht blickt darum der unsrige so bös und giftig. — — Seit ein paar Tagen ist Jaroslau gefallen und damit Bresche in die russische Sanlinie geschlagen. Allein noch hält die stark befestigte und ausgebaute Stellung bis hinunter nach Prze-

myſl, und ehe nicht die übrigen Brückenköpfe auf dem weſtlichen Sanufer, vor allem Oſtrow und Radymno, genommen ſind, kann die Armee ohne Gefährdung ihrer Flanke nicht weiter.

Bei dem Angriff auf Oſtrow und Radymno, der in der Früh vier Uhr mit einem ſchweren Artilleriefeuer beginnt, ſind wir eigentlich nur Zuſchauer! Wir haben nur den Feind vor unſerer Front zu binden und durch Demonſtrationsfeuer und Vortäuſchung eines Angriffes am Abziehen von Kräften zu verhindern.

Wir haben Zeit und Muße, dem in unſerer Flanke vorbrechenden Angriff zuzuſchauen. Es iſt ein trüber, nebliger Morgen, und die Rauchwolken der krepierenden Geſchoſſe machen die Sicht noch ſchlechter, bis die Flammenſäulen der brennenden Dörfer Rauch und Nebel in die Höhe wirbeln.

Das Geſchützfeuer brauſt gleich einer gewaltigen Orgel. Sie müſſen ganz ſchwere Kaliber in Arbeit haben, denn ab und zu ſteigen aus den beſchoſſenen Stellungen ſteile, ſchwarze Rauchwolken ſenkrecht in die Höhe, von einer furchtbaren Größe, wie man ſie bisher nie geſehen.

In Dunſt und Rauch und Feuer ſieht man die Ruſſen in Maſſen fliehen. Hinter ihnen in langen Linien die Stürmenden. Gleich Teufeln ſpringen ſie in mächtigen Sätzen vor, oft nur wenige hinter hellen Haufen von Fliehenden. Die langen Bajonette blitzen bis zu uns herüber. In dem nebligen Dunſt, der alles einhüllt, wirkt das Ganze unheimlich und ſchauerlich, wie ein wilder Traum. — —

Der Nachdruck des Angriffes lag auf dem linken Flügel. Mit dem guten Voranſchreiten des Angriffes gingen die ſüdlich anſchließenden Truppen vor, bis am Nachmittag an uns die Reihe war, Drohojow zu nehmen. Allein die Ruſſen ſaßen feſt. Die Truppen, die hier hielten, gehörten nicht zu denen, die bei den erſten gutſitzenden Lagen aus den

Gräben laufen und weiße Tücher schwenken. Sie hielten aus und hinderten mit ihren Maschinengewehren jeden Vorstoß. Wir sind machtlos, solange wir keine schwere Artillerie haben. Mit unseren Feldgeschützen können wir den Russen in ihrer augenscheinlich gut ausgebauten Stellung nichts anhaben, solange es sich um moralisch unerschütterte Truppen handelt, während wir unsererseits durch die Festungsgeschütze der Fortslinie niedergehalten werden. Sie konnten uns bisher nicht zum Schweigen bringen, obwohl sie zwei Tage hintereinander Schuß um Schuß, in und hinter das Dorf schossen. Allein sie verhinderten dann doch das Vorbrechen unserer Infanterie.

Die Nachbardivision war so weit vorgekommen, daß sie den Russen schon teilweise im Rücken stand. Ein Teil lief auch aus den Gräben. Es gab ein lustiges Hasenschießen und eine ganze Menge wurde gefangen. Allein der Rest hielt so zäh im Südteil von Drohojow, und jeden Versuch, daran vorbei oder weiter vor zu gehen, verhinderte das Feuer der Forts.

Ein wahrer Ingrimm hat sich in uns gesammelt. Seit wir in den Bannkreis der Festung gekommen, haben wir uns anfunken lassen müssen, ohne uns dagegen wehren zu können. Unsere schweren Brummer hatten erst bei Jaroslau und dann bei Ostrow und Radymno zu tun, allein sie müssen bereits auf dem Weg hierher sein, und dann haben die übermütigen Kerle da drüben ihr letztes Wort gesprochen, mögen auch die Panzerkuppeln, die sie decken, noch so stark, und die Betonmauern, hinter denen sie stehen, noch so dick sein.

Eines Nachts, als ich friedlich unter den Obstbäumen schlief, weckte mich ein schauderhafter Lärm. Ein dröhnendes Rasseln und Poltern, ein Klappern wie von Mühlrädern und ein lautes Rufen und Schreien. Es war dunkel, und ich viel zu müde, der Ursache dieser nächtlichen Störung nachzugehen. Als dann die Sonne hell vom Himmel schien, da

standen gleich einer Nikoloüberraschung vier mächtige Mörser dicht hinter unserem Haus. Breit und massig standen sie da. Mit den riesigen Mäulern und den Schilden, die sich schwer und mächtig buckelten gleich dem Panzer eines vorsintflutlichen Gürteltieres.

Gott sei Dank! Das heißt, die Sanlinie ist überwunden. Jetzt gilt es Przemysl. Als wir beim Frühstück saßen, donnerte es und die erste Granate heulte über unser Haus hinweg. Die Fenster brachen klirrend, der Kalk bröckelte von der Decke. Es war Zeit für uns; es hieß ausziehen. Wir gingen gern und schauten noch liebevoll nach den großen Mörsern. Als wir unter der Tür standen, donnerte es zum zweitenmal. Das Haus zitterte in allen Fugen. Klirrend stürzte das Heiligenbild von der Wand. Mit zerbrochenem Glas und Rahmen lag es auf dem Boden. Ein breiter Riß zog sich durch die unheimlich drohende Larve des russischen Heiligen. Wir nahmen es als gutes Omen, daß es im gleichen Augenblick fiel, in dem die erste Rollsalve der Mörser den Tod in die Reihen der Russen trug.

Die Erstürmung von Przemysl

Die Beschießung

Je näher wir der Festung kommen, desto zerstörter und verwüsteter werden die Dörfer. Wir sahen viele, viele zerstörte Dörfer in diesem Krieg, viele, die wir selbst in Brand geschossen, selbst verwüstet haben. In all ihrer Zerstörung bewahrten sie einen Rest ihrer alten Schönheit. Ja, die Zerstörung selbst war schön, diese lohenden Flammen, die blutenden Wunden glichen.

Hier aber ist die Zerstörung nicht einmal, sondern zehnmal über den gleichen Boden geschritten, den Boden, der getränkt ist mit Blut und Unrat, durchseucht mit Leichen und Kadavern, durchpflügt und aufgerissen von Geschossen. Die vielfache Zerstörung gibt den Dörfern das Aussehen grauenhaften Verfalls. Sie wurden zerstört und mit den Trümmern wieder aufgebaut und wieder zerstört und wieder notdürftig geflickt. Jetzt liegen zwischen zertretenen Feldern und verkohlten Bäumen die leeren Brandstätten; in der Mitte die schwarzgebrannten Lehmziegel des ehemaligen Herdes. Das war einmal ein Haus. Von einzelnen stehen noch die Kamine, die einsam, sinnlos, gleich geborstenen Säulen trübselig sich vom Himmel abheben. Und doch sind die Bewohner nicht geflohen oder nach kurzer Flucht wieder zurückgekehrt und kämpfen einen verzweifelten Kampf gegen Tod und Zerstörung. Aus den verkohlten Balken bauen sie sich Hütten, in die Erde graben sie sich ein. Reste geretteten Hausrates stehen auf freiem Felde. Es ist etwas Unheimliches, dieser Kampf mit dem Tode, und etwas Grauenhaftes, denn die armseligen Bemühungen können die verdorrten Dörfer nicht dem Leben zurückgewinnen. Sie

gleichen geschminkten Leichen; der nächste Regen wäscht die Schminke wieder ab, und der Tod grinst von den faulenden Wangen.

In solchen Dörfern haben die Russen einen zähen, verzweifelten Widerstand geleistet, seit der San bei Jaroslau überschritten wurde und Ostrow und Radymno fielen. Nun haben sie auch Drohojow, das letzte Dorf, das die Nordfront Przemysls in der Flanke schützt, geräumt. Heimlich in der Nacht sind sie fort. Ein wütendes Feuergefecht der Nachhut täuschte unsere Vorposten bis zum Morgen.

Der vorsichtig vorfühlenden Infanterie wird die Kanonenabteilung nachgezogen. Wir ziehen an der Front der Festung entlang. Der Weg führt im Grunde; aber an einzelnen Stellen geht er über die Höhe, offen gegen den Feind. Es ist ein Marsch wie vorbei an einem schlafenden Raubtier, im ruhigen Schritt, um unentdeckt zu bleiben, denn die auf dem trockenen Boden beim Traben sich entwickelnden Staubwolken würden die Abteilung den Augen des Feindes erst recht verraten.

Die Brücke über den Radagrund haben die Russen zerstört, das heißt, sie haben nur die Zeit gehabt, den Belag abzudecken. Pioniere reparieren sie schnell. Neben ihr liegt ein Mühle, verbrannt bis auf die Teile, die das Wasser schützte. Eine Maschine mit ausgerenkten Kurbeln und Pleuelstangen liegt zwischen den Trümmern, wie ein verwundetes lebendes Wesen.

Vor dem Eingang von Drohojow müssen die Pioniere eine Reihe von hintereinanderliegenden Schützengräben ausfüllen, ehe die Batterien folgen können. Jetzt versteht man erst, warum unsere Infanterie all die Tage über so gar nicht vorwärtskommen konnte. Die Russen haben den Ort zu einer starken, raffinierten Festung ausgebaut. Von allen Seiten umgeben und durchziehen ihn Schützengräben,

Unterstände und Flankierungsanlagen. So konnten die Verteidiger die mehrtägige Beschießung durch Feldgeschütze ganz gut aushalten.

Der Ort und die Gräben bieten das gewohnte Bild: Blut, Tote, Gewehre, Bajonette, Zeltbahnen und Ausrüstungsgegenstände in wirrem Durcheinander. Die Einwohner kriechen aus den Höhlen und Unterständen, in die sie sich geflüchtet. Bleich und verängstigt: ein paar alte Männer, Frauen mit Kindern. Die armen Kinder, was haben die durchgemacht.

Die Batterien gehen in den Obstgärten am Ortsrand in Stellung. Die Beobachtungsstellen müssen auf die im Süden liegende Höhe Na-Gorach verlegt werden, die letzte Höhe, die gerade gegenüber dem Fortsgürtel liegt. Die Russen haben sie geräumt. Wir gehen mit den vordersten Patrouillen vor. Die Infanterie folgt in dichten Schützenschwärmen und gräbt sich noch diesseits des Höhenrandes ein, um das feindliche Feuer nicht herauszulocken. Erst in der Nacht werden sie die Stellungen am vorderen Hang beziehen.

Die Geschichte von Na-Gorach ist der Erde in den Gräben eingeschnitten, die die Höhenkuppe in wirrem Liniennetz durchziehen. Bei der ersten Belagerung war Na-Gorach ein Hauptstützpunkt der vorgeschobenen österreichischen Stellung. Frei und offen fällt von hier das Gelände nach Norden und Osten ab. Noch erkennt man deutlich die österreichischen Stellungen mit den Hindernissen davor und der Verbindungsstraße und der Schmalspurbahn dahinter. Dann haben sich die Russen hier oben eingenistet mit Front gegen die Festung. Es ist ein Labyrinth von Gräben, teilweise freilich verschüttet und voll Unrat und voll Blindgängern, Geschoßteilen und Sprengstücken.

Die ehemals russischen Laufgräben führen weiter vor, über den Hang hinunter zu den Zwischen- und Sturm-

stellungen. Vorsichtig schieben sich die Gläser über den Rand der Böschung. Allein die Russen wissen ja von ihren eigenen Belagerungen ganz genau, daß hier, und nur hier, die Beobachtungsstellen sein müssen, und schicken ihren ersten Eisengruß herüber.

Tot und verlassen liegt das Gelände bis zu der Fortslinie da, die im Süden den Horizont begrenzt. Zur Linken, auf der Höhe, die sich noch näher gegen die Festung vorschiebt, liegt eine starke Stellung. Ist sie besetzt? Ist sie verlassen? Nichts verrät Leben in ihr. Doch da — da regt sich etwas! Drei Mann laufen von rückwärts auf sie zu, verschwinden im Graben; es müssen Russen sein.

Es ist von größter Wichtigkeit, zu wissen, wo und wie stark die Stellung, die so in unserer nächsten Nachbarschaft liegt, besetzt ist. Mit einer Infanteriepatrouille geht es darauf zu, immer in den Gräben weiter sich vorsichtig vorarbeitend. Die Gräben gehen alle einer in den anderen über und führen bis in die Stellung hinein. Sie ist leer. Es war wohl nur eine russische Patrouille, die sich bereits wieder zurückgezogen.

Von verschiedenen Seiten kommen jetzt deutsche Infanteriepatrouillen und nisten sich in den Gräben ein. Von hier ist der Blick nach Osten in die flach sich auftuende Ebene unbegrenzt. Und gerade in dem Augenblick, in dem wir die Gläser ansetzen, sehen wir, wie sich aus den Ortschaften im Grunde dichte Schützenketten entwickeln, die nach Nord und Nordwest ausschwärmen. Wir kamen gerade im rechten Augenblick. Im Laufschritt geht es zurück. Eine Batterie hat ihr Telephon schon oben. Nur eine kurze Strecke braucht es noch weiterverlegt zu werden, dann geht der Feuerbefehl durch die beinahe zwei Kilometer lange Leitung ins Dorf hinunter und ein aus weißen Wölkchen vom blauen Himmel heruntersausender Eisenschauer bringt das Vorgehen zum Stehen.

Am nächsten Vormittag um elf Uhr beginnt die Beschießung. Die gesamte Angriffsartillerie ist aufgefahren und bereit. An einigen Einundzwanzig-Zentimeter-Mörser-Batterien sind wir vorbeigefahren. Sie stehen schon bereit hinter Hängen und Dörfern, die ungefügen, plumpen Gesellen mit den breiten Mäulern. Allein wir wissen, auch die anderen sind alle da, ihre größeren Schwestern, die Achtundzwanzig-Zentimeter-Mörser-, die österreichischen Motor-Batterien und endlich die Zweiundvierziger. Weit hinten liegen sie, versteckt und so weit zurück, daß feindliches Feuer sie nicht erreichen kann, und lauern, bis die Stunde gekommen ist, wo sie ihr Wort, das die Entscheidung bringen soll, mitsprechen können.

Stundenlanges Beobachten der feindlichen Stellungen durch die scharfen Gläser gibt ein immer deutlicheres Bild von ihnen. Immer neue Einzelheiten entdeckt das Scherenfernrohr: ganz links liegt das mächtige Massiv von Fort XI. Die Batteriestellung oben auf dem Fort, deren Traversen sich in viereckigen Zacken vom Himmel abheben, ist natürlich unbesetzt. Die Batterien stecken irgendwo verdeckt hinter den Hängen. Allein das Fort ist zu einer gewaltigen Infanteriestellung ausgebaut mit mehreren stockwerkartig übereinanderliegenden Reihen von Schießscharten und gewaltigen Drahthindernissen davor.

Nach längerem Suchen werden auch mehrere Panzerkuppeln bemerkbar, die sicher noch Geschütze bergen. Dann geht die Linie weiter nach links über Fort XIa, Xa und X bis zu den Forts, die im Westen hinter den großen Wäldern verschwinden. Zwischen je zwei Forts sind wieder eine Reihe von Schanzen und Zwischenwerken, die untereinander wiederum durch Reihen von ausgebauten Schützengräben verbunden sind. Und davor, unabsehbar wie Schilfröhricht, undurchdringlich wie Dorndickicht — die Drahthindernisse.

So erwartet uns der Feind. Punkt elf Uhr fliegt die erste

Granate hinüber. Heute sprechen nur die schweren Kaliber, denn schwere Erdwälle, Beton und Panzer schützen den Gegner.

Die ersten Granaten heulen über unsere Köpfe. Sie heulen auf ihrem minutenlangen Flug ein seltsam schauerliches Klagelied wie Schwanengesang. Unheimlich tönen die unsichtbaren Stimmen aus den Lüften. Unermeßlich scheint die Zeit, bis den heulenden Flug die gewaltige Staub- und Rauchwolke des einschlagenden Geschosses endet.

Die Einschläge der Einundzwanzig-Zentimeter-Mörser sind uns wohlvertraut; wir sahen sie oft in Lothringen, in Nordfrankreich und hier in Galizien. Nun lernen wir auch die anderen kennen. Die riesigen kugligen Rauchwolken gehören den Dreißig-Zentimeter-Mörsern. Plötzlich sprießen sie mitten in der feindlichen Linie auf und streichen dann die Gräben und Schanzen entlang, gleich dem Sandsturm der Wüste ...

Wir leben in überkommenen Anschauungen und Werten. Für das Neue, Ungewöhnte, bisher nicht Erlebte fehlt das Bild und das Ausdrucksmittel. Bis nicht das Wort, das Symbol dafür gefunden ist, stehen wir hilflos stammelnd und staunend. So geht es mit dem Erleben und der Schilderung der Schlacht und des Krieges von heute. Die überkommenen, klischeehaften Ausdrucksmittel vom Donnern der Geschütze und brausenden Lärm der Schlacht sind so schwächlich und andererseits wieder so übertrieben und unzutreffend, daß man nach vollkommen neuen Worten suchen muß, um nur einigermaßen ein Bild des Erlebten zu geben.

Dem Heulen und Krachen folgen wieder Zeiten absoluter Stille. Man hört nichts und sieht nichts. Wer harmlos fremd plötzlich auf das Schlachtfeld kommt, könnte meinen, in friedlicher Gegend zu wandern. Zwischen den beiden feindlichen Linien, die nur das geschulte Auge des Beob-

achters durch ein scharfes Glas erkennt, weiden Kühe. Man erkennt Frauen und Kinder, die die abrasierten, dem Erdboden gleichgemachten Dörfer vor der Fortslinie auch jetzt bei der dritten Belagerung noch nicht verlassen haben. Menschen, die so zäh an ihrem Heim hängen, daß sie sich zwischen Geschoßtrichtern an der Stelle, wo einst ihr Heim stand, lieber in die Erde graben und aus verkohlten Balken und Zweigen sich armselige Hütten bauen, als daß sie die Scholle, auf der sie aufgewachsen, verließen.

Über die friedlichen Dörfler hinweg heulen die Granaten. Dreimalige Belagerung hat ihnen wohl so viel Kriegserfahrung gegeben, daß sie wissen, daß es jetzt nicht ihnen gilt, daß sie wissen, mit welcher Präzision die gewaltigen Geschosse ihren Weg nehmen und auf einen Meter genau drüben einschlagen.

Das Heulen schwillt an, und das Krachen verdichtet sich zeitweise zu einem einzigen donnernden Rollen. Die Staub- und Rauchwolken der einzelnen Aufschläge verwischen sich, und hinter einer grauen Rauchwand verschwinden die Werke.

Wir Feldartilleristen haben nicht viel zu tun. Fast überflüssig kommen wir uns vor. Der heutige Tag gehört der schweren Artillerie. Wir schauen ihr zu und warten auf den Einschlag des einen Geschützes, dem eines ganzen Volkes staunend-dankbare Bewunderung gilt, auf den Einschlag des Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörsers.

Es ist wieder klar geworden. Die Staubwolken haben sich verzogen. Da fährt drüben auf dem Fort XI eine schwarze Rauchwolke in die Höhe. Schmal, senkrecht, geiserartig. Wie der Blutstrahl aus der getroffenen Herzschlagader trifft, so schnellt die Rauchwolke in die Höhe. Und unter ihr bricht die Erde vulkanartig auf. Dichte Rauch- und Staubwolken folgen. Deutlich sieht man, wie die Erde aufbricht; Blöcke und Balken fliegen durch die Luft.

Der Eindruck zittert noch im Herzen, als der Rauch sich bereits verzogen. Wir wissen: das war sie, die dicke Berta. Und nun legt sie los. Über unsere Köpfe saust es und fährt drüben in die Erde.

Schuß auf Schuß, Rauchwolke auf Rauchwolke. Trümmer fliegen. Es wühlt Trichter in die Drahthindernisse und bricht hinter dem Fort, wo die Eindeckungen für die Reserven liegen müssen. Ein Treffer im Fort und wieder einer.

Die sorgfältig ausgebaute Infanteriestellung ist an einzelnen Stellen in sich zusammengestürzt und verschüttet. Die Ecke, wo die Panzerkuppeln blinkten, ist verschwunden. Der große Brummer hat sein Wort gesprochen.

Den ganzen Tag hindurch mit bemessenen Pausen ging das Feuer, wurde in der Nacht schwächer, um sich Punkt vier Uhr morgens wieder auf die alte Stärke zu steigern.

In der Nacht hat sich die Infanterie vorgeschoben. Über den ganzen Grund bis dicht an die Fortslinie heran, auf achthundert Meter, stellenweise bis auf zweihundert Meter. Ganz nahe an den Drahthindernissen liegt sie da, sprungbereit.

Wieder schwillt das Feuer an und wieder schwillt es ab. Der Befehl kommt, daß der angesetzte Sturm verschoben ist. Die artilleristische Vorbereitung scheint noch nicht genügend. Im abgekürzten Verfahren soll die Festung genommen werden. Aber eine ungeheuere Verantwortung lastet auf dem verantwortlichen Führer, der einen Sturm etwa zu früh befiehlt und Tausende von Leben vergeblich opfert. Und die drüben scheinen wirklich noch nicht genügend erschüttert. In dem Moment, wo das Feuer verstummt und sie wohl meinen, jetzt beginnt der Sturm, feuern drüben die Sturmabwehrgeschütze. Dicht vor unserer Infanterielinie schlagen die Schrapnelle ein. Die Russen haben noch unzerstörte Panzertürme und Flankierungsbatterien. Vor allem

aber sind die Drahthindernisse noch nicht genügend zerstört. So beginnt die Arbeit von neuem, bis die Stellung so bearbeitet und der Gegner so zermürbt ist, daß die Infanterie den Sturm wagen kann.

Die Durchbrechung der Fortslinie

Wir lagen den ganzen Tag, es war der letzte Mai, auf der Höhe von Na-Gorach. Am frühen Nachmittag hatte die schwere Artillerie die Beschießung wieder aufgenommen. Die Feldbatterien streuten nur ab und zu einige Gruppen hinter die Fortslinie, um etwaige Bewegungen des Gegners dort zu stören. Einer stand immer am Scherenfernrohr, die anderen lagerten hinter der Höhe vor dem Unterstande, der noch von der russischen Belagerung stammte. Weiter abwärts war eine Reihe von preußischen Batterien aufgefahren. Unsere Batterien standen am Ortsrande, ganz verdeckt, kaum daß ein schwacher Rauch den Abschuß verriet.

Weit nach Norden sieht man von Na-Gorach ins Land. Das überreiche Frühlingsgrün der Bäume verdeckt mitleidig all die Wunden, die der Krieg dem Lande geschlagen. Gleich unten neben unseren Batterien liegt zwischen den Bäumen Schloß Drohojow, einst ein wundervoller Besitz, jetzt ausgebrannte kahle Mauern und ein verwüsteter Park. Der um und um gegrabene Lehmboden der Höhe ist ausgedorrt von der glutenden Sonne. So müde macht die Hitze des Tages! Man achtet kaum mehr auf das Schießen der schweren Geschütze. Hoch in der stahlblauen Luft schwirrt ein Flieger. Er zieht gegen Przemysl, um zu erkunden, welche Wirkung die schweren Mörser gehabt haben.

Die Post wird vom Grunde heraufgebracht. Für einen Augenblick ist aller Krieg vergessen. Da ruft es vom Tele-

phon-Unterstand: „Infanterie geht zum Sturm vor.“ Unglaublich klingt das! In langen Sprüngen geht es zum Scherenfernrohr. Wahrhaftig, da wimmelt unsere Infanterie vor den Drahthindernissen. Der Feuerbefehl geht an die Batterien: „Kräftig hinter die feindlichen Linien streuen!“ Auch die schweren Batterien verlegen jetzt ihr Feuer weiter vor. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft uns selber dieser unangesetzte, zu dieser Stunde unbeabsichtigte Angriff der Infanterie. Allein sie hat den günstigen Moment erfaßt. Fast unbeschossen dringt sie an einzelnen Stellen vor; erst jetzt knattert vor den Werken zur Rechten heftiges Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Allein jetzt sind sie schon an den Gräben, jetzt sind sie darüber hinaus; die feindliche Linie ist durchbrochen. Auf den Schanzen stehen unsere eigenen Leute und winken heftig, um die Artillerie darauf aufmerksam zu machen, wie weit sie vorgedrungen.

Mit kalten, nüchternen Worten schreibt sich dies hin, und kalt und nüchtern liest sich das. Aber was uns alle da erfaßte, das läßt sich nicht sagen und schildern, wie das Herz jubelte, jauchzte und zitterte in dankbarer Freude, wenn auch noch manch harter Kampf bevorsteht, bis die Festung ganz in unserer Hand. Das wichtigste und härteste Stück Arbeit ist getan. Die Fortslinie ist durchbrochen, und unsere Infanterie wird sich den Erfolg nicht nehmen lassen. An der Stelle wo die ersten durch sind, kommt Linie auf Linie nach, um sich zähe festzusetzen. Gegen das anschließende Werk stürmen sie den Weg, den ihnen die Geschoßtrichter vorgezeichnet haben. Schon sind sie den von den schweren Granaten halbverschütteten Wall hinauf. Der Tag ist gewonnen. —

Später erfuhr ich, wie das alles gekommen: In einem Werk konnten die Russen die Beschießung nicht mehr ertragen

und fingen an herauszulaufen. Diesen Moment benutzte mit rascher Entschlossenheit die gegenüberliegende Infanterie und ging vor, und ehe die Reserven aus den bombensicheren Unterständen heran waren, waren die Stürmenden bereits in der russischen Stellung.

Jetzt sieht man schon an zahlreichen Punkten die Russen heraus- und die Wälle herunterlaufen. Schon sammeln sich Kolonnen von Gefangenen. Schon kommt der Befehl: Feldbatterien vor in die eroberte Linie. Aber noch schießt der Gegner von Ost und West mit schweren und leichten Geschützen herein. Ein möglichst gedeckter Weg muß gefunden werden, damit nicht die Batterien, ehe sie noch zur Wirkung kommen, zusammengeschossen werden.

Die Erkundungspatrouille jagt über den Hügel und durch den Grund. Es ist nicht leicht, hier Artillerie vorzubringen; überall sind Gräben, Stacheldraht- und Baumverhaue. Von einer halbwegs fahrbaren Straße ist keine Rede. Der Russe hat uns die Annäherung nicht leicht gemacht. Die Brücke über den Bach, der am Fuße der Fortslinie entlang fließt, ist glücklicherweise unzerstört. Vorn und zur Rechten ist heftiges Infanteriegefecht; die Kugeln pfeifen herüber. Die schwere feindliche Artillerie schießt andauernd in den Grund, glücklicherweise ohne etwas zu treffen. Sie können wohl nicht mehr recht beobachten. Unsere schweren Batterien setzen ihnen allzusehr zu.

Jetzt heißt es so rasch wie möglich einen guten Beobachtungspunkt in der Fortslinie finden. Allein es ist gar nicht so leicht da hinaufzukommen. Die Infanterie hat nur schmale Gassen durch die Drahthindernisse geschnitten, die erst gefunden sein wollen.

Furchtbar sind diese Drahtverhaue. Zuerst kommen kurz über dem Boden gespannte Stolperdrähte in mehreren Reihen hintereinander. Leere Konservenbüchsen hängen in

Büscheln daran, die bei der geringsten Berührung so laut schäppern, daß die Posten aufmerksam werden. Sie haben heute nacht unseren Pionieren die Arbeit sehr erschwert. Dann kommen die Minenleitungen, dann erst die eigentlichen Drahthindernisse. Eine unendliche Arbeit steckt da drin. So sorgfältig, so stark und raffiniert sind nur russische Hindernisse. Die Russen haben ihre Zeit wohl genützt. In dichtem Spinnennetz ist der Stacheldraht zwischen einbetonierten Eisenpfählen gespannt. Dicht über den Boden ragen spitze Eisen, die die Stürmenden und Fallenden aufspießen sollen. Wie ein breites Kornfeld sieht solch ein Drahthindernis mit seinen dreißig bis vierzig und fünfzig Meter Tiefe aus. Dann kommt vielfach nach freiem Zwischenraum noch ein Hindernis und noch eins. An manchen Stellen biegt das Hindernis scheinbar zurück und wird schwächer, um dann in noch dichterem Gewirre die hier Vorstürmenden zu fangen und mittels eines versteckten Maschinengewehrs niederzumähen.

In Mannesbreite haben die Drahtscheren der Pioniertrupps einen Weg durch das Stachelgewirr geschnitten. Jetzt stehe ich oben auf dem kleinen Werk. Ein Volltreffer ist hier eingeschlagen, das Betongewölbe ist niedergebrochen, die riesigen Zementblöcke liegen im Hofe zerstreut. Eine Panzerkuppel ist abgehoben und fortgeschleudert, wie ein Ball, den ein spielendes Kind geworfen. Das Schnellfeuergeschütz, das darunter gestanden, ist zertrümmert. Man sieht keine Leichen, nur tote Materie ist hier zerstört. Aber dennoch ist der Anblick überwältigend und grauenvoll. Grauenvoll in der Vorstellung, daß ein einziges, aus kilometerweiter Entfernung geschleudertes Geschoß solch naturgewaltige Wirkung zu vollbringen vermag.

Nach rückwärts ist kein Weg, da ist alles verschüttet und mit Draht versperrt. Zurück geht es über die Straße, die schluchtartig zwischen zwei Werken die hochgelegene Fortslinie

gewinnt. Gräben, Spanische Reiter und Flankierungsanlagen sichern hier den Anstieg.

Wieder geht es durch das Drahthindernis über den Schützengraben. Die üblichen viereckigen Schußlöcher der russischen Gräben sind mit Stahlplatten ausgefüllt, nur durch das winzige Loch in der Stahlblende, durch das der Schütze sein Gewehr schiebt, zeigt sich der Verteidiger dem Feind. Gegen von oben einschlagende Geschosse schützt ihn ein mit Erde beworfener starker Bohlenbelag. Überall sind starke Schulterwehren und sichere Untertritträume.

Nichts ist unterlassen worden, die Stellung so auszubauen, daß kein Feind sich ihr nahen, daß ein schwacher Verteidiger eine überwältigende Übermacht abwehren kann.

Dicht hinter der gewonnenen Stellung hat sich unsere Infanterie gesetzt. Durcheinandergekommene Verbände müssen erst geordnet, die Reserven erst herangeführt werden, ehe weiter vorgegangen werden kann. Auch hier ist bis zur inneren Fortslinie das ganze Gelände mit Gräben durchzogen. Sie sollten eine zähe abschnittweise Verteidigung ermöglichen, dem Angreifer von hundert zu hundert Meter immer neuen Widerstand leisten. Allein die Russen halten sich nicht darin und so erleichtern sie lediglich unserer Infanterie die Arbeit.

Inmitten der Schützenlinie hält der Bataillonsführer. In kurzen Worten informiert er mich. Durch eine Lichtung in den Bäumen sieht man wie durch einen leeren Rahmen hinunter in den Grund.

Auf einmal zeigt sich dort Bewegung. Pferde, Fahrzeuge! Sie halten. Eins, zwei, drei Pferdepaare. Sie biegen ab. „Auffahrende russische Artillerie!“ Ich weiß selbst nicht, wie laut ich es schreie. Die Infanteristen springen aus dem Graben, aus dem sie nicht sehen können, heraus, feuern stehend von der Böschung. Schon sind die Bespan-

nungen verschwunden. Klein und drohend stehen uns die Geschütze gegenüber; jeden Augenblick muß der erste Schuß fallen. Es ist ein aufregender Moment.

Maschinengewehre liegen vor uns. Von hier können sie nicht wirken. „Maschinengewehre vor!" Der Major übernimmt selber das Kommando: „Visier Achthundert!" Tak, tak, tak! Die kleinen Staubfontänen der einschlagenden Kugeln spritzen vor den feindlichen Geschützen auf, — „Tausend!" — und dann geht es: tak, tak, tak, tak, tak! Die russische Batterie kam nicht mehr zum Feuern.

Der Kampf um Fort XI

Der Seewind, der über die Dünen streicht, schafft oft spielerisch seltsame Gebilde im Sand, schichtet die losen Körner wellenförmig oder höhlt Trichter in den lockern Boden. So, als hätte der Wind im losen Dünensand sein Spiel getrieben, sieht das Gelände unter dem Fort aus. Alles, was hier an Verteidigungsanlagen, an Wällen, Gräben und Drahthindernissen war, ist hinweggeweht. Trichter liegt neben Trichter. Kaum daß ein schmaler Weg zwischen den spitzen Granatlöchern bleibt. Nach der Durchbrechung der Fortslinie sollte Fort XI von der Kehle aus genommen werden, und die schweren Geschütze haben hier gründliche Arbeit getan.

Mächtige Betonblöcke, die die Wucht der Detonation herabgeschleudert hat, liegen im äußeren Hof, dazwischen Leichen, die mehlweiß sind von dem feinen Zementstaub. Die Eingänge in das Innere des Forts scheinen in ein Labyrinth voller Abgründe zu führen. Schutt hemmt den Weg, tiefe Löcher tun sich auf, der Fuß stockt und zaudert und sucht lieber außen einen Weg.

Ohne Schwierigkeit geht es vom Hof in den Graben. Die viele Meter breiten Drahthindernisse davor sind noch ziemlich unversehrt. Nach ihrer Durchbrechung hätten die Stürmenden erst noch den Graben zu überwinden gehabt. Die Grabensohle ist gesichert mit Drahthindernissen und Minen. Dann kommt eine senkrechte Mauer und dann den steilen Wall hinauf wiederum Drahthindernisse. Der Graben selbst aber ist flankiert durch Schießscharten und durch Geschütze in den Grabenstrichen, die den ganzen Graben der Länge nach unter Feuer nehmen können.

Schwere Granaten haben den Graben getroffen. Die Wände sind eingestürzt, ein Weg von Schutt und Steinen führt hinunter. In der Sturmmauer klafft eine Bresche, die Drahthindernisse dahinter sind zerfetzt. An jener Stelle ist der Weg den Wall hinauf frei. Die beiden inneren Höfe sind halb verschüttet. Die Erdmassen der Wälle, die sie nach rückwärts begrenzen, sind heruntergerutscht. Wie nach einem Bergrutsch sieht es aus. Die Schützenstände an der Brustwehr sind an zahlreichen Stellen niedergebrochen, die Betonmauern zeigen Risse und Sprünge, die eisernen Stiegen, die an ihnen hinausführen, sind abgerissen und in den Hof geschleudert.

Die Batteriestellung auf dem rückwärtigen Wall ist unbesetzt, die offen über Bank feuernden Geschütze wären ein zu lohnendes Ziel für die Angriffsartillerie. Zu beiden Flanken jedoch stehen Panzergeschütze in mächtige Betongewölbe eingelassen.

Beide wurden von Volltreffern vernichtet. Das südöstliche ist vollkommen zerstört. Was ehemals ein festgefügter Bau von Panzerstahl und eisenhartem Beton war, der für die Ewigkeit errichtet schien, ist jetzt ein wirrer Haufen von Bruchstein und Alteisen. Wie ein Krater sieht es aus, wie ein Kamin im Felsgebirge. Riesige zerbrochene Zement-

blöcke formen ihn. Daraus ragen verbogene Eisenschienen und Stahlplatten. Ganz im Grunde liegen verschüttet und vernichtet die Geschütze.

Die Panzergruppe im nordwestlichen Teil des Forts ist weniger schwer getroffen. Von außen sieht man noch die Rohrmündungen durch die engen Schlitze. Nur die eine Seitenwand ist getroffen und aufgebrochen. Zwischen den spitzen Blöcken und verbogenen Eisen ist gerade noch so viel Platz, daß man in den Geschützstand hineinkriechen kann. Ein dämmeriges Halbdunkel herrscht darin. Langsam gewöhnt sich das Auge daran und erkennt, daß die Decke zum Teil niedergebrochen ist. Die mannsstarken T-Träger und die anderthalb Meter Beton darüber sind auseinandergerissen wie schwanke Birkenstämme und lockeres Erdreich. Das Geschütz in Verschwindlafette steht unversehrt hinter seiner Panzerwölbung. Die Bedienung jedoch wurde zum Teil getroffen. Ein Kanonier liegt zerschmettert unter der schweren Eisentür, die zum Nebenraum führte. Der Luftdruck mag sie aus den Angeln gehoben und auf ihn herabgeschleudert haben. Der andere ist vom niederbrechenden Stein zerquetscht.

Die anstoßende Kasematte ist völlig unversehrt. Das Geschütz, das den größten Teil des Raumes ausfüllt, schimmert in dem ungewissen Licht. Höhen-, Seitenrichtmaschine, ein jeder Handgriff funktioniert. Dieses eine unversehrte Geschütz hätte trotz aller tödlichen Zerstörung der schweren Beschießung die Festung uneinnehmbar gemacht, allein nach dem Volltreffer im anstoßenden Raum floh wohl in panischem Schrecken der am Leben gebliebene Rest der Besatzung.

Eine Treppe aus Eisenblech führt hinter dem Geschütz steil hinauf zu dem Beobachtungsstand des feuerleitenden Offiziers. Unter der flachgewölbten Panzerkuppel ist ge-

rade für einen Mann Platz. Ein schmaler Schlitz gibt den Ausblick ins Gelände frei. Mittels Handrad läßt sich die Kuppel, an deren Ring die Gradeinstellung angebracht ist, leicht nach allen Richtungen drehen. Die Sonne brennt auf die Stahldecke. Es ist unerträglich schwül in dem niedrigen, stickigen Raum, schwül und unheimlich. Das Gefühl, daß es hier kein Entrinnen gibt, wenn etwas passiert, muß auch für starke Nerven bei einer Beschießung den Dienst am Ausguck zu einem kaum erträglichen machen. Wie mag dem Beobachtungsoffizier in der Panzerkuppel zumute gewesen sein, als die Zweiundvierzig-Zentimeter-Granate die Decke der Kasematte unter ihm durchschlug? — — —

In dem betonierten Verbindungsgang zwischen den beiden inneren Höfen steckt ein kostbares, aber unheimliches Andenken an die Beschießung, ein Blindgänger aus einem Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörser. Das Geschoß hat die Erdaufschüttung und die Betondecke durchschlagen und ist dann, ohne zu krepieren, steckengeblieben. Drohend unheimlich hängt es über unseren Köpfen. Bis zu einem Drittel seiner Länge ragt das Geschoß aus der Decke, eingeklemmt zwischen den wie Wachs verbogenen starken Eisenträgern. Der Kerl ist keine angenehme Nachbarschaft. Wenn er noch nachträglich explodierte! Pioniere sind im Fort, allein sie können ihn nicht sprengen; denn in mehr als kilometerweitem Umkreis müßte dafür die Umgebung des Forts geräumt werden.

Diese Granate und das Geschütz, das sie schleuderte, sind Kunstwerke. Welche Summe von Wissen, Erfahrung und Genialität gehört dazu, ein Geschütz zu konstruieren, das eine mehrere Zentner schwere Eisenmasse kilometerweit mit solcher Präzision schleudert. Welche Summe unermüdlicher geistiger Arbeit war allein nötig, ein Material herzustellen, das derartig enormer Beanspruchung gewachsen ist. Beton und Eisen hat das Geschoß durchschlagen, und seine Spitze

ragt durch die Decke, unbeschädigt, unversehrt, als käme es gerade aus der Werkstatt. Die Betoneisendecke hat das Stahlgeschoß durchbrochen, und sein spitzer Kopf zeigt keine Absplitterung, keine Abschürfung! — — In jahrzehntelangem, unermüdlichem Wirken sind unsere Techniker an der Arbeit gewesen, einer Arbeit, die die Öffentlichkeit wenig beachtet, wenig anerkannt hat. Hinter anderen äußerlich glänzenderen Berufen, hinter dem Staatsmann, dem Verwaltungsbeamten trat der Ingenieur bescheiden zurück, und nun ist er es, der uns die Mittel an die Hand gibt, den Krieg gegen zehnfache Übermacht siegreich durchzuhalten.

Wäre das Geschoß krepiert, so wäre der ganze Gang mit allen anstoßenden Kasematten verschüttet. Jetzt hat die Wucht des Einschlags nur Risse und Sprünge durch die Mauern gezogen und an einzelnen Stellen Teile der Wandung zentimeterweit herausgedrückt.

Zahlreiche Gewölbe und Kasematten im Fort sind unversehrt, wie ja auch nur verhältnismäßig wenig Tote gefunden wurden. Allein die meisten Räume zeigen jene unheimlichen Risse und Sprünge, die beim Einschlagen der schweren Granaten in der Nähe entstanden.

Wenn die Nerven nicht wären, müßte ein so starkes, modernes Fort uneinnehmbar sein, bis nicht die letzte Kasematte, der letzte bombensichere Unterstand zerstört ist. Denn nur ein paar Mann, ein Zug Infanterie könnte hinter solchen Hindernissen, selbst wenn sie teilweise zerstört sind, Regimenter abwehren. Allein nie wurde ein wahreres Wort gesprochen als das Hindenburg zugeschriebene, daß die Nerven es sind, die den Krieg entscheiden. Das Ertragen einer Beschießung mit den modernen schwersten Kalibern muß etwas über alle Begriffe Grauenvolles sein. Die Russen sind gewiß tapfere, schneidige Kerle — — alles gegenteilige Gerede in den Zeitungen stammt von Leuten, die nie

ihren zähen Widerstand erlebten, — — und ihre kaukasischen und sibirischen Truppen haben sicher bisher nie gewußt, was Nerven sind. Allein bei einer Beschießung mit Zweiundvierzig-Zentimetern müssen wohl die stärksten und besten Nerven versagen. Unnennbar grauenhaft muß es sein, zu sehen, mit welcher Präzision ein Schuß dem anderen folgt, wie gegen die Wucht der einschlagenden Geschosse Beton und Panzer nicht besser schützen als Holz und Lehmwände. Unvorstellbar furchtbar muß es sein, in den Kasematten zu hocken und unter ohrenbetäubendem Krachen das Fort in seinen Grundfesten erbeben zu fühlen. Die Sprünge und Risse in den verschont gebliebenen Gewölben schreiben eine unheimliche Schrift.

Die Besatzung von Fort XI hat die ersten vierundzwanzig Stunden wacker überstanden. Ja, sie feuerten danach mit ihren unversehrt gebliebenen Geschützen noch auf uns. Im Kommandantenzimmer fanden wir das Bodenstück und den Kopf einer Zweiundvierzig-Zentimeter-Granate, die die Besatzung ihrem Kommandanten wohl als wertvolles Fundstück herbeigeschleppt haben mochte. Vierundzwanzig Stunden hat die Besatzung ausgeharrt. Als dann jedoch die zweite Beschießung einsetzte und ein jeder sich ausrechnen konnte, wie lange es dauern würde, bis auch er das Todeslos zöge, da versagten wohl allgemein die Nerven. So kam es, daß unsere Infanterie kampflos in das Fort einziehen konnte. Einige zwanzig Mann waren noch darin, die sich widerstandslos gefangennehmen ließen. In einem anderen Fort kam die Besatzung den Stürmenden mit aufgehobenen Händen entgegen, zitternd und sich bekreuzigend, viele taub, dem Wahnsinn nahe. Die russischen Offiziere streckten den deutschen Führern Geld, Uhr und Zigarettenetui unter Stammeln um Gnade entgegen. Und dabei hatten die Russen frische Truppen aus der Lemberger Garnison in die Festung ge-

worfen, Truppen, die uns bei dem nun einsetzenden Kampf um die Zwischenstellungen noch hart zu schaffen machten und uns böse Verluste zufügten. Allein es muß Dinge geben — und dazu gehört die andauernde Beschießung mit schweren Mörsern —, die über menschliches Vermögen sind und denen gegenüber der Mutigste versagt.

Fort XI liegt am linken Flügel der Durchbruchslinie. Fort XII ist noch in russischen Händen, ja, in dem zwischen beiden Werken ganz dicht vor uns liegenden „S"-Fort halten sie sich noch. In der Ebene beiderseits der großen Straße von Przemysl nach Radymno liegen noch starke gegnerische Kräfte, direkt in unserer linken Flanke. Auch von rechts her können die noch nicht genommenen Forts bei Mokra uns in Flanke und Rücken schießen. Vor uns aber hält ein zäher Feind, der mit allen Mitteln danach trachtet, uns den gewonnenen Vorteil wieder zu entreißen. Es ist durchaus keine angenehme Lage, in der sich die eingedrungenen Sturmtruppen befinden. Allein sie gleichen Bulldoggen, die sich verbissen haben und eher zerfleischen lassen, ehe sie das einmal Gepackte wieder hergeben.

Unter dem Schutze des dunstigen Morgens sind die Batterien am ersten Juni vorgeholt worden. In einer Mulde dicht nördlich des Forts stehen sie, wo sie nach drei Seiten hin gedeckt sind, nach drei Seiten hin feuern können, denn vorne rechts und links steht der Feind.

Das Fort selbst hat für uns Artilleristen vor allem als Beobachtungsstelle Wert. Auf Kilometer hin gibt es die beste Aussicht. Allerdings die Russen wissen es auch, und es steht zu erwarten, daß sie uns gründlich unter Feuer nehmen werden. Doch wir sind früh aufgestanden — um ein Uhr sind wir von Na-Gorach aufgebrochen — und nützen die Zeit, die uns bleibt. Zwischen den Betontrümmern und Batterietraversen werden in aller Eile notdürf-

tige Deckungen hergestellt. Die noch erhaltenen Panzertürme sind leider nicht brauchbar, da sie nach Süden keine Aussicht gewähren. Wie unsere Infanterie gegen die Straße nach Radymno vorgeht, um uns in der Flanke zu sichern, beginnen die russischen Batterien das Feuer gegen das Fort. Vielleicht haben wir uns auch unvorsichtig gezeigt. Eine schwere Batterie schießt aus Südwest, eine leichte aus Südost. Die schwere schießt, Gott sei Dank, zu weit. Ihre Granaten sausen über unsere Köpfe und schlagen sämtlich hinter dem Fort ein, höchstens daß einmal eine auf dem jenseitigen Wall krepiert. Aber die leichte liegt gut. Sie streut die offenen Traversen gründlich mit Schrapnell- und Granatbrennzündern ab. Kein Wunder, daß sie gut liegen, die Entfernung müssen sie ja haben.

Jetzt kommt wieder eine Lage dahergesaust. Der vierfache, blanke, helle Knall der krepierenden Geschosse. Der Eisenhagel saust herunter und schlägt kurz und hart am Boden auf. Sssss — peng, der singende Ton verhallt mit vibrierendem Nachklang — — und pfitt, pfitt, pfitt. Die Batterieführer bleiben ruhig an ihren Scherenfernrohren. Es soll den Russen nicht gelingen, uns hier herauszuschießen. Allein sie geben den Versuch nicht so bald wieder auf. Wieder steigen die Erdfontänen der schweren Kaliber auf, und wieder saust es über unsere Köpfe. Ssssss—plump, das ging verdammt scharf über den Kopf hinweg. Ich drehe mich um, keine fünf Schritt hinter mir fuhr das Geschoß, ohne zu krepieren, in den Boden. Wieviel Menschenleben haben die Blindgänger schon vor sicherem Tod bewahrt, und wie furchtbar wären die Verluste, wenn es keine Versager bei der Artilleriemunition gäbe.

Die Abteilung schießt weiter gegen die Gräben, die die Russen trotz unseres heftigen Feuers nicht räumen wollen. Allein es nützt ihnen nichts. Von Norden setzt jetzt ein An-

griff des Nachbarkorps ein. Die Russen standen in unserer Flanke viel weiter nördlich, als wir je vermutet hätten. Jetzt erst erkennen wir die Gefahr, die darin für uns lag, wie wir die Russen aus ihren Gräben stürzen und nach Süden rennen sehen. Das Feuer der schweren Mörser trieb sie aus ihren Gräben. Die Flüchtenden reißen Unterstützung und Reserven mit sich fort. Über freies Feld auf deckungsloser Ebene rennen und laufen die Massen. Auf verhältnismäßig schmaler Bahn bewegt sich die Flucht nach Süden. Links liegt unsere Infanterie an der großen Straße, rechts läuft der Damm der Bahn nach Jaroslau von Süden nach Norden. Dazwischen rennen und laufen die Massen in besinnungsloser Flucht. Das deutsche Artilleriefeuer bleibt ihnen auf den Fersen, während die Infanterie unter seinem Schutz langsam nachrückt.

Jetzt kommt für uns der Moment des Eingreifens. Unsere Batterien fassen sie in der Flanke. Eine Wand von krepierenden Schrapnellen verlegt ihnen die Flucht nach Süden. In namenlosem Schreck stauen sie sich und fluten zurück. Sie versuchen nach links durchzubrechen; Infanteriefeuer empfängt sie. Gegen Osten versuchen sie den Bahndamm zu überklettern und sich unter den Durchlässen zu decken. Es ist ein erbärmliches Bild, diese nach allen Richtungen gehetzte Menschenherde, die doch nirgends entkommen kann. Nun zeigen sie auch die weißen Flaggen und laufen unter verzweifeltem Winken den langsam vorrückenden deutschen Schützenlinien entgegen.

Auf dieser Seite der Front ist der Kampf zu Ende. Aber das Schwerste steht uns noch bevor. Im Süden und Südosten sitzen uns die Russen noch direkt vor der Nase. Das nächste kleine Werk im Fortsgürtel, das mit seinem flachen, runden Wall einer Schildkröte gleicht, ist in unserem Besitz. Die Russen schießen gerade mit schwerer Artillerie

darauf, am jenseitigen Hang graben die Infanteristen eifrigst, um sich Deckung zu verschaffen. Die dann weiter zum „S“-Fort führenden Gräben sind noch in russischen Händen, und dieses selbst ist von ihnen stark besetzt. Schlimmer jedoch sind die Befestigungsanlagen im Norden von Zurawika, wo ein ganzes System von Gräben besteht, das jeden Angriff auf das „S“-Fort flankiert. Keine fünfhundert Meter sind da die Russen von uns entfernt, und ihre Kugeln pfeifen ständig um unsere Beobachtungsstellen.

Unentschieden geht der Kampf hin und her. Zu Mittag wird den Truppen etwas Ruhe gegönnt. Auch uns tut sie gut. Die kurze Nachtruhe und die harte Tagesarbeit unter der glutheißen galizischen Sonne macht sich auf die Dauer doch fühlbar. In der Kasematte ist es ganz schön kühl, wenn auch wie überall im ganzen Fort voll Staub und Dreck. Auf einer Munitionskiste hockend, löffelt man sein Essen.

Den ganzen Nachmittag über kommen die Angriffe nicht recht voran. Trotz des Granathagels, den die Batterien auf die Flankierungsanlagen unterhalten, empfängt die Sturmtruppen bei jedem neuen Vorstoß heftigstes Feuer, das sie wieder zurücktreibt.

Der Abend ist nicht mehr ferne, ein neuer Angriff wird angesetzt. Die Mörser helfen uns jetzt; neben uns haben sie ihre Beobachtungsstelle eingerichtet. Infanterie geht wieder vor. Die verlassenen Gräben geben ihr manche Hilfe. Allein es bleibt genug deckungsloses Gelände. Dicht vor uns laufen jetzt die Unterstützungen zum nächsten Graben vor, etwa hundert Schritt über das freie Feld. Ein rasendes Schnellfeuer knattert aus der russischen Flankierungsanlage. Unsere Granaten krepieren direkt über den feindlichen Gräben. Die Mörserfontänen steigen zwischen ihnen auf, aber das Feuer wird nicht schwächer; an unseren Köpfen pfeifen die Weitschüsse vorbei. Die Infanteristen laufen so rasch

sie können, geduckt, so schnell der Tornister und die schwere Ausrüstung es eben erlauben. Man meint, einem jeden das erleichterte Aufatmen anzumerken, mit dem sie in den sichern, schutzgewährenden Graben plumpsen.

Es ist ein grausiges Bild, das einem im Herzen weh tut, wie unsere Leute an dem rasenden russischen Feuer vorbeipassieren müssen, wie der „laufende Rehbock" auf dem Schießstand. Aber alle kommen sie glücklich vorbei. Da fällt der erste. Wie von einer Keule getroffen bricht er zusammen. Die Kameraden stürzen an ihm vorbei.

Der ganze Unterstützungszug hat jetzt passiert, nur der eine Getroffene liegt elend und verlassen auf freiem Feld, im Strichfeuer der feindlichen Infanterie.

Die Leitung des Feuers läßt uns keine Zeit, auf ihn zu achten, aber wie mit Gewalt zwingt es in jeder freien Sekunde den Blick zu ihm hinüber. Er bewegt sich, hebt den Kopf und macht vergebliche, verzweifelte Anstrengungen vorzukriechen. Es ist ein jammervoller Anblick. Zweimal bittet der junge Artillerieoffizier seinen Chef, den Verwundeten aus dem Feuer holen zu dürfen, zweimal wird es ihm abschlägig beschieden.

Nun kriecht aber doch einer der Kameraden des Getroffenen aus dem Graben heraus. Ganz platt auf dem Bauch schiebt er sich vor. Nun ist er bei ihm. Die Kugeln pfeifen stärker als je. Vorsichtig schiebt er den Verwundeten den Hang hinunter, wo sie wenigstens etwas geschützt sind. Im Liegen legt er den Notverband an. Dann versucht er, den schweren, hilflosen Körper in den sicheren Graben zu schleppen. Ein zweiter kommt ihm zu Hilfe. Ein erleichtertes Aufatmen, Gott sei Dank, nun sind sie im Graben. Unsere volle Aufmerksamkeit ist nötiger als je, denn unglaublich zäh nur kommen die Unseren vorwärts. Es ist ein Ringen um jeden Fußbreit Boden. Doch jetzt laufen die

Russen im Graben auf das „S“-Fort zurück. Schnell eine Salve darauf. Von der „Schildkröte“ her kommen die Unsrigen nach von Schulterwehr zu Schulterwehr.

Die Mörserfontänen steigen in gelben und schwarzen Rauchwolken hoch. Lämmerwölkchenherden von weißen Schrapnellwolken ziehen über den Himmel. Das Feuer aus der Flankierungsanlage will nicht schwächer werden. In verstärktem Maße schießen sie auf unsere Beobachtungsstellen. Sssss, pstt, pstt — Einer der Telephonisten fiel mit einem Schuß durch die Stirn lautlos zu Boden. Die russische Batterie feuert wieder. Der Eisenhagel saust zwischen uns herunter. Ein schwerer Schlag gegen den Leib. Von dem Griff der Pistole ist die Kugel abgeprallt; nur das Futteral ist durchlöchert. Wer achtet jetzt darauf. Sausende Kugeln und fiebernde Kampfesfreude, die alle Gefahr lächelnd mißachtet.

Wir sind schwach an Artillerie, aber unsere beiden braven Batterien feuern, was nur aus den Rohren geht. Die Infanterie kommt voran, das feindliche Feuer wird schwächer, und der sinkende Abend bringt die freudige Nachricht, daß das „S“-Fort genommen.

Die Tagesarbeit ist beendet. In der genommenen Stellung gräbt sich die Infanterie ein; sobald es dunkel geworden, lösen frische Truppen die erschöpften ab. Wir steigen von den Beobachtungsstellen in das Fort hinunter. Unheimlich heben sich von der Tiefe des halb verschütteten Hofes aus die zerrissenen Konturen der Batterietraversen und der zertrümmerten Panzertürme vom Abendhimmel ab. In dem lockeren, aufgerissenen Erdreich gleitet der Fuß. Vom Eingang in das Fort her glüht düster rotes Licht.

Schwelende Feuer und trüb flackernde Kerzen erfüllen mit mystischem Halbdunkel die Kasematten und Gänge. Gespenstische Schatten steigen auf und nieder, wachsen riesengroß und verschwinden.

Um die rauchenden Feuer und flackernden Kerzenstummel hocken die Mannschaften. Die Helme geben kriegerisch scharfe Silhouetten, die das auf und nieder tanzende Licht gegen die Wände wirft, deren Risse und Sprünge sich zu bewegen und verschieben scheinen. Die Uniformen der Leute sind zerrissen und verdreckt, Haar und Gewand ist verlaust, was macht es da, daß das ganze Fort von den Russen her voll Ungeziefer ist. Die Gesichter mit den wilden Bärten oder den stacheligen Bartstoppeln und die schwieligen, harten Fäuste starren vor Schmutz — wer hat in den letzten Tagen Zeit gehabt, sich zu waschen? — nicht einmal die Offiziere. Der Pumpbrunnen im Fort ist zerstört; mit an Stricken herabgelassenen Kübeln hat man das Wasser daraus geschöpft, allein es ist eine trübe, stinkige Jauche. Die verschmutzten, durchschwitzten Kleider kleben am Körper, die Füße sind wund. In einem winzigen Loch, vielleicht einem früheren Arrestlokal, das gerade für uns drei Platz gewährt, hocken wir auf der Pritsche und verzehren bei tropfender Kerze das notdürftig gewärmte Essen.

In den Kasematten, soweit sie erhalten geblieben, liegen die Reserven, dicht gedrängt, auf den Pritschen. Die Ventilationsschächte sind zum Teil verschüttet, die Luft ist stickig und verbraucht; durchdringend ist der Schweißgeruch der zusammengepferchten Menschenmassen. Im Kommandantenzimmer hat sich der Abschnittskommandeur eingerichtet. Der Schutt ist notdürftig weggeräumt, ein Bett steht darin, ein Tisch und ein paar Stühle. Im Vorzimmer ist die Telephonanlage; unaufhörlich geht das Summen, Tuten und Rufen. Die Drähte ziehen ein dichtes Spinnwebenetz unter der Decke, das im schwankenden Lichtschein gespenstisch zittert. Geisternde Lichter auf den Gängen. Gegen eine Leiche stößt der Fuß. Noch war nicht Zeit, sie alle zu begraben. In dichten Klumpen geballt hocken Haufen russischer Gefangenen; matt blinkt ein Bajonett daneben.

Auf Krankentragen und in Zeltbahnen werden Verwundete hereingebracht. Leises, qualvolles Stöhnen. Ein Offizier mit verbundenem Kopf geht vorbei. Ganz weiß schimmert das vollkommen mit Binden umwickelte Haupt.

Ein Gewölbe ist voll russischer Verwundeten. Fast aufeinander hocken sie. Die notdürftig angelegten Verbände sind durchblutet, die Uniformen rostrot vom geronnenen Blut. Ein qualvolles Wimmern füllt den Raum. Ab und zu stöhnt einer laut auf. Der Arzt, der sich durch all den Jammer durcharbeiten soll, steht erst am Eingang. Mühsam sucht er einem Verwundeten mittels Zeichen klarzumachen, daß er die durchschossene Hand hochhalten soll.

Vor der Kasematte, in der die gefangenen russischen Offiziere liegen, steht ein Doppelposten. Die Tür fehlt. An ihrer Stelle stehen die beiden Wachen in der leeren Öffnung. Das letzte Kerzenstümpfchen, dessen Licht in den Bajonetten glänzte, verlischt. Die Wachen bleiben ruhig stehen, sie brauchen kein Licht zur Bewachung der Feinde. Man sieht sie nicht, doch man fühlt, daß hier zwei Männer mit blankem Säbel stehen.

Noch immer droht im Zentrum des Forts der Blindgänger von der Decke herab. — Wer hierher käme mit unvorbereiteten Nerven, der würde erdrückt von der Fülle des Grauens, das dieser Ort ausatmet. Tod, Zerstörung und Verwesung strömt aus den Ritzen und Fugen, von den Schutthalden und aus den Abgründen. Von den Männern, die hier schlafen, empfindet keiner das Inferno, das ihnen Obdach gewährt. Der Tod hockt neben ihnen, das Grauen grinst ihnen entgegen, sie merken es nicht. Blind und stark gehen sie durch das Entsetzen. Alles ist abgefallen von ihnen, die Liebe zum Leben, die Sorge um Eltern, Geliebte, Weib und Kind. Das Grauen streicht die Wölbungen entlang. Sie fühlen es nicht; in ihrem harten Herzen ist nur Raum für die Lust am Kampf und den Willen zum Sieg.

Der letzte Widerstand bei Zurawika

Am Abend hat es zu regnen angefangen, aber das Nachtlager im Freien hoch oben auf den Batterietraversen war immer noch angenehmer als in den schmutzstarrenden ungezieferreichen Kasematten des Forts. Freilich dringt langsam die Feuchtigkeit durch den wasserdichten Stoff des Schlafsackes, und auf das Gesicht tröpfelt ein feiner Regen.

Eine unruhige Nacht. Immer wieder knattert das Gewehrfeuer durch die Träume. — Greifen die Russen an? Ein todmüdes Lauschen und ein halbwaches Blinzeln. Zerfetzte graue Wolken ziehen über den Himmel. Noch immer rieselt der staubfeine Regen...

Und wieder bleischwerer Schlaf. — Schrie da nicht einer? — Ein Infanterist steht neben dem Schlaftrunkenen: „Die Russen greifen an! Auf zehn Schritt sind sie schon an unsere Gräben!" — Ein Sprung vom Lager: „Da, die Kasematte gleich rechts am Eingang, schreien Sie: Artillerie! Die Russen greifen an!"

In wilden Sprüngen eilt der Mann zu der Kasematte, in der die Batteriechefs mit ihren Stäben friedlich schlafen. — Sss, sss, sss, hui, hui, da draußen knattert und rattert es. Da ein Maschinengewehr: Tak, tak, tak, tak.

Trüber Morgendunst. Aber das scharfe Glas zeigt doch deutlich unsere Linien. Deutlich sieht man unsere Infanteristen eng nebeneinander im Anschlag an der Brustwehr liegen. Und da, wahrhaftig, da stürmen die Russen heran, sind schon nahe heran, — in dichten Linien. Dahin können wir nicht mehr schießen, ohne unsere eigenen Leute zu gefährden; allein Sperrfeuer können wir abgeben, daß nicht ein einziger Mann Unterstützung mehr vorkommt.

Der Telephonist der zweiten Batterie keucht als erster den Wall hinauf: „Batterie feuerbereit machen! Höchste

Eile!" Alle Entfernungen und Richtungen, die für ein solches „Sperrfeuer" in Frage kommen, sind genau festgelegt, es bedarf nur der telephonischen Übermittlung des gewünschten Geländeabschnittes, und eine halbe Minute darauf kracht schon die Salve ganz genau über der gewünschten Stelle. Die Schüsse liegen gut. — „Zwei Gruppen!" Die Batterieführer mit ihren Stäben sind jetzt sämtlich oben. Ein Schrapnellschleier legt sich zwischen die Sturmlinie und die nachrückenden Reserven. Mit den ersteren wird unsere Infanterie leicht fertig. Noch ein heftiges Schnellfeuer. Dann verstummt der Lärm. Der Sturm ist abgeschlagen.

Jetzt erst bleibt Zeit, nach der Uhr zu sehen. Es ist noch nicht drei Uhr. Um zwei Uhr beginnt bereits das Dämmern in diesen Sommertagen.

Der Angriff ist abgeschlagen, allein zur Ruhe ist keine Zeit mehr. Gerade in diesen frühen Morgenstunden heißt es auf der Hut sein. Im Kornfeld zeigte sich eine russische Offizierspatrouille; eine ganze Reihe von Gläsern lugt da zu uns herüber. Die heißt es vertreiben. Truppen zeigen sich sorglos auf der entfernten Straße, die ein lohnendes Ziel abgeben.

So wird es im Handumdrehen acht Uhr. Dann kommen telephonische Anfragen, Meldungen und Anforderungen von Artillerieunterstützung. Im westlichen Nachbarabschnitt bereiten die Russen einen Angriff vor. Augenscheinlich wollen sie uns von zwei Seiten fassen, um uns aus dem genommenen Fortsektor wieder hinauszuwerfen.

Die Anforderungen des Nachbarregiments klingen sehr dringend. Die ihm zugeteilte Artillerie ist noch nicht heran. Unsere Batterien können, ohne einen Stellungswechsel vornehmen zu müssen, gerade noch dahin wirken. Allerdings müssen sie fast im rechten Winkel gedreht werden.

Auf dem Wege in die Batteriestellungen schlagen rechts und links Infanteriegeschosse ein. Die Weitschüsse gehen über die Höhenlinie hinweg. Die Batterien hatten gestern ziemliche Verluste. Denn außer dem Infanteriefeuer bekamen sie starkes Artilleriefeuer aus der Flanke.

Wir müssen selber gegen den Gegner vor unserer Front auf der Hut sein. So wird zunächst nur einmal ein Zug in eine neue Richtung gedreht. Ein Offizier mit ein paar Telephonisten begibt sich an die bedrohte Stelle, um sich dort einen Beobachtungsposten einzurichten. Sie gehen im Eilmarsch. Hinter ihnen rollt der Telephondraht ab.

Durch die indirekten Richtmittel und das Telephon bekommt der Krieg, speziell der Artilleriekampf, ein ganz eigenes Gesicht. Im gegebenen Falle beispielsweise wäre es gar nicht möglich, eine Batterie über das mit Hindernissen übersäte und vom Feinde vollkommen unter Feuer gehaltene Gelände vorzubringen. Allein es genügt ja auch, wenn der Führer, der sich leicht durch die Gräben vorschlängeln kann, vorn ist. Die Batterie wird lediglich mittels der Nordnadel in eine bestimmte Richtung gebracht. Der Richtkreis in der Beobachtungsstelle wird auf die gleiche Richtung eingestellt, dann der seitliche Abstand zum Ziel gemessen und mit der Batterie herübergeschwenkt.

Der Nachmittag kommt trüb und regnerisch. Heute soll noch angegriffen und der Gegner aus seinen Stellungen in Zurawika geworfen werden. Sind wir dort, so sehen wir in den Talkessel hinunter auf die heißumstrittene und heißbegehrte Stadt.

Es ist trübe und dunstig. Die Rauchwolken der Geschoßeinschläge machen die Sichtverhältnisse noch ungünstiger. Ein Höllenfeuer liegt auf Fort XII. Zurawika brennt. Die Flankierungsanlagen verschwinden unter den aufstiebenden Mörserfontänen. Die Infanterie kommt flott voran. Unsere

Batterien breiten vor ihnen einen Schrapnell- und Granatfächer aus, der den Gegner aus den sicheren Gräben treibt.

Von den Batteriestellungen wird heraufteléphoniert, daß die Batterien unter starkem flankierenden Artilleriefeuer stehen und bereits ziemliche Verluste haben. Wir können ihnen nicht helfen, wir werden selbst angeschossen. Es heißt durchhalten; alles kommt darauf an, jetzt die Infanterie zu unterstützen.

Die Mörser suchen die feindlichen Batterien. Die Infanterie geht in langen Linien vor. Es ist ein Angriff, bei dem einem das Herz lacht. Die Russen halten zähe. Kommen sie aber erst einmal ins Laufen, so gibt es auf der ganzen Linie kein Halten mehr. Wie eine ansteckende Krankheit wirkt es, sobald die ersten aus den Gräben laufen.

Die Flankierungsanlagen sind genommen. In Haufen laufen die Russen heraus. Man schickt sie einfach nach rückwärts, kaum daß man ihnen Bedeckung mitgibt. Im eigenen Infanterie- und Artilleriefeuer müssen sie zurück. Sie laufen gebückt, so rasch sie können. Beim Fort werden sie gesammelt. Herrgott, sind das Massen! Immer neue Züge treffen von allen Seiten ein. Sie gleichen einer folgsamen Herde. Die Zurückgebliebenen suchen eiligst Anschluß. Auch eine ganze Reihe von Offizieren ist darunter. — Zurawika ist genommen. Es wird Nacht. Das rasende Feuer verstummt allgemach. Die Infanterie stößt durch das Dorf vor und setzt sich auf den jenseitigen Höhen fest.

Immer mehr Gefangene sammeln sich beim Fort. Es sind bald über zweitausend. Kein Gedanke daran, sie alle in Kasematten unterzubringen. Man treibt sie in den Graben. Ein paar Mann vor den Ausgängen müssen als Bewachung genügen.

Vielleicht gehörten etliche zur Besatzung des Forts, und nun hocken sie als Gefangene im Graben. Zahlreiche spre-

chen Deutsch. Ein Student ist darunter, der mehrere Semester in München studierte. Er ist im Gegensatz zu manchem seiner Standesgenossen durchaus Patriot und von seinem Los sehr betroffen. Die große Gefangenenzahl will er nicht glauben, dagegen spricht er mit Befriedigung davon, daß das Brot bei uns so teuer wäre und wir bald nichts mehr zu essen hätten. Das scheint ihre letzte große Hoffnung zu sein.

Welch buntgemischte Gesellschaft sind doch die russischen Gefangenen. Wie viele verschiedene Typen habe ich schon getroffen. Äußerlich sind es fast durchweg tadellose Erscheinungen. Große, kräftige gutaussehende Männer, und auch die Ausrüstung hat noch nicht nachgelassen. Sie ist nach wie vor ausgezeichnet. Ja, man muß es sagen, daß sie augenblicklich, wo der Nachschub so schwierig, besser als die unsrige, und unsere Leute machen sich auch sogleich daran, ihr schon etwas defektes Schuhzeug gegen die geradezu brillanten russischen Stiefel auszutauschen.

So viele einzelne Intelligenzen auch in der Masse sind, als Ganzes ist sie doch ein blindes, willenloses Werkzeug in der Hand des Führers. Wie mutige entschlossene Führer sie zu einem verzweifelten Sturm vorführen können, ebenso leicht reißen ein paar Unentschlossene und Feige sie in panikartiger Flucht mit sich fort.

Stumpfsinnig und in ihr Schicksal ergeben, hocken die Reihen der Gefangenen zwischen den Mauern des Festungsgrabens. So riesig auch die Massen des heiligen Rußlands sein mögen, es sind eben doch nur Massen, die nie noch in der Geschichte den Sieg errangen über den Geist und den Willen einer entschlossenen Minderheit. Die dreiunddreißig deutschen Infanteristen, die auf Fort XI in der Nacht vom 2. zum 3. Juni zweitausend Russen bewachten, scheinen wie ein Symbol des gewissen Sieges über das Riesenreich.

Einzug in die Festung

Die Infanterie ist noch in den gestern eingenommenen Stellungen hinter Zurawika. Jeder Mann liegt in Mantel und Zeltbahn eingewickelt in dem rasch gegrabenen Loch. Manche haben die Zeltbahn über die Grube gespannt und liegen darunter zusammengerollt wie ein Maulwurf in seiner Höhle. Grauender Morgen. Der Nebel ballt sich in milchigen Wolken, hochaufgeschossen steht das grüne Korn. Auf den braunen Ackerschollen und an den schwankenden Grashalmen blitzen die Tautropfen.

Niemand weiß, wo der Gegner steht, weder das Regiment noch die Führer der Vorpostenkompagnien. Die ausgesandten Patrouillen sind noch nicht zurück. Die Artilleriepatrouille reitet über die Infanteriepostierungen hinaus. Es ist ein vorsichtiges Reiten ins Ungewisse. Sind die Russen abgezogen? Es ist ein friedlich stiller Morgen, kein Schuß zu hören, kein Feind zu sehen. Allein hinter jedem Busch, hinter jeder Geländewelle kann der Feind liegen und plötzlich, unerwartet das Verderben herübersenden.

Die Infanterie geht vor, die Batterien bleiben im Marsch. Ehe wir die nächste Höhe erreichen, kommt ein Reiter in Karriere angesprengt:

„Przemysl ist unser, die Russen sind abgezogen. In aller Morgenfrühe ist ein Bataillon einmarschiert und hält auf dem Marktplatz."

So strahlend schien noch an keinem Tag die Sonne. Und diese lautlose, andachtsvolle Stille! Kein Donnern, Krachen und Knattern mehr, kein Schreien und Stöhnen. Wie Gottesdienst wirkt die große Stille, wie andachtsvolles Beten zum Allmächtigen. Noch ist Frühling, noch schimmern seine letzten Blüten. Schon runden sich die reifenden Früchte an den Kirschbäumen, die uns vor wenigen Wochen noch mit

weißem Blütenregen überschütteten. Schon dufteten die ersten frühen Rosen.

Frühsommerzeit! Und Przemysl unser! Unten im Tal liegt die Stadt, Kirchen, Kuppeln und blanke Dächer. Wir alle wissen: unser Werk ist noch nicht halb getan, vielleicht steht das Schwerste uns noch bevor, vielleicht müssen wir heute noch weiter. Allein die gewonnene Stadt ist wie ein Symbol, ein Abschluß der Kämpfe, die am 1. Mai bei Gorlice und Tarnow begannen. Ein Monat hat uns in den Besitz von ganz Westgalizien gebracht.

Die Batterien stehen in Bereitschaft auf den Höhen, um noch etwaige Abzugsbewegungen des Gegners unter Feuer zu nehmen. Doch Straße und Bahn nach Lemberg liegen still und leer. Nichts rührt sich mehr. Die Russen sind fort.

Mag die Besatzung auch zum großen Teil entkommen sein! Wir wollen nicht kleinlich mäkeln, daß der Erfolg oder die Beute hätte größer sein können. So unendlich, schier unfaßlich ist das in wenig Wochen Erreichte. — Und wir im Felde wissen, was es gekostet hat.

Die Division marschiert in die Festung ein. Auf der großen Straße stauen sich Marschkolonnen, Geschütze und Fahrzeuge. Schon sind die Helme und die Halfter der Pferde mit Blumen und grünen Zweigen geschmückt.

Die Straße nach Przemysl hinein ist an verschiedenen Stellen von schweren Granaten getroffen. Pferdekadaver liegen am Wege. Die schwere Artillerie hat die Russen auf ihrem nächtlichen Abzug noch tüchtig heimgesucht. Die innere Fortslinie hat der Gegner kampflos geräumt. Werk Budy, das wir passieren, sperrte drohend die Straße. Doch die Spanischen Reiter und Drahtverhaue sind zur Seite gerissen, das Absperrgitter halb gesprengt. An der hinter der inneren Fortslinie entlang führenden Ringstraße stehen noch schwarzgelbe Pfähle. Die Straße senkt sich, dicht vor uns liegt das

blanke Dächer-Wirrwarr der Stadt. Doch wir halten wieder. Die Russen haben über Nacht alle Brücken über den San gesprengt. Zwar haben die Pioniere bereits eine Kriegsbrücke geschlagen, allein nur langsam geht da der Verkehr hinüber.

Am Wege steht ein Verwaltungsgebäude der k. u. k. militär-ärarischen Wasserleitung. Bis hierher sind unsere schweren Granaten geflogen. Die Fenster des Hauses sind zersprungen. Gerade gegenüber hat ein Volltreffer eine abziehende russische Batterie erwischt. Vor der zerschmetterten Protze liegen die Kadaver und Leichen der getroffenen Pferde und Fahrer. Schwärme von Schmeißfliegen summen schon darüber.

Ein polnisches Mädchen bringt uns Wasser aus dem Haus mit den zersprungenen Fensterscheiben. Sie spricht ganz geläufig Deutsch, allein sie steht noch so unter dem Eindruck der dicht um ihr Haus krepierten Granaten, daß sie auf unsere Fragen nur verwirrte Antwort weiß.

Langsam rücken wir vor. Einwohner kommen uns entgegen; dicht gedrängt stehen sie vor den Häusern. Die Mädchen sind in weißen Kleidern und winken uns zu mit glänzenden Augen. Sie und die Kinder reichen uns Blüten und Blumen. Das Infanteriebataillon vor uns schimmert wie ein grünes Meer. Kein Helm ist ungeschmückt. Die Fahnen sind entfaltet.

Ein Mädchen bringt Eichenlaub. Sie hat dunkle Augen und einen roten Mund. Sie schreitet neben dem Pferde und steckt ihm die grünen Zweige zwischen die Halfterschnallen. Eine andere bringt Iris, Flieder und Goldregen. Eine putzige, kleine Sechsjährige kommt mit Wiesenblumen angelaufen. Die Hände können gar nicht all die Blumen und Blüten fassen.

Die qualmenden, verkohlten Balken der von den Russen in Brand gesteckten Holzbrücke über den San ragen aus dem Wasser. Ein leichter Rauch streicht darüber hin. Die Eisen-

bahnbrücke scheint an beiden Enden abgesägt zu sein, das Gitterwerk der Eisenträger führt in grotesker Zickzacklinie durch den Fluß. Jetzt sind wir im Innern der Stadt. Die ganze Einwohnerschaft ist auf den Beinen, und Truppen über Truppen. Auch die Österreicher, die im Süden und Südwesten vor der Festung standen, sind im Einrücken. Es ist das 10. Korps, das in Przemysl beheimatet ist. Von mancher Wiedersehensszene wird man Zeuge. Eine junge Frau umarmt einen österreichischen Offizier. Ein anderer ist von einer ganzen Gruppe von Angehörigen und Freunden umringt. Ein Soldat küßt seine Mutter, eine Bäuerin im Kopftuch. Die Alte hat Tränen in den Augen. Ein Schimmer von Glück und Freude hängt über der unschönen und mitgenommenen Stadt.

Wir haben mit den Österreichern die Stadt zurückerobert, allein was bedeutet sie uns, im Grunde genommen? — Lediglich ein weiteres Pfand für den baldigen Frieden. — Heimat, Wiedersehen! Wann ist es uns beschieden? — Unsere Infanterie marschiert über die Lemberger Straße. Rechts steht eine österreichische Batterie, links ziehen Honvedhusaren vorüber. Der schwere Tritt dröhnt auf dem holperigen Pflaster, und aus den deutschen Reihen schallt das eine Lied, das Hunderttausende gleichzeitig singen: in Kurland, in Polen, in Frankreich, in Belgien, in Beßarabien und an der italienischen Grenze: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n."

Den ganzen Nachmittag marschieren am Hotel Truppen vorüber. Der größte Teil der Einschließungsarmee geht ohne Aufenthalt nach Osten weiter, dem Feind auf den Fersen. Die Geschütze rasseln über das Granitpflaster. Endlose Trains, dann Hufgeklapper, das nicht aufhören will. Die österreichische Kavallerietruppen-Division, Husaren, Ulanen, Dragoner. Ein buntes Bild. Vielfach tragen sie noch die

alten Uniformen, rot und blau, mit Pelzen über den Schultern. Allein die schweren, blanken Helme haben sie doch zu Hause gelassen und den für das Fußgefecht unnützen Säbel an den Sattel gehängt. Viele sind auch schon in Grau oder tragen wenigstens graue Kappen.

Das Hotel weist noch Spuren der Russenherrschaft auf, Schmutz und Zerstörung. Es hat nur russischen Offizieren als Quartier gedient, aber es zeigte sich doch als nötig, im Hof eine Latrine anlegen zu lassen. Denn die eigentlich für diesen Zweck bestimmten Örtlichkeiten erwiesen sich als nicht benutzbar.

Langsam paßt sich das Bild der Stadt den gewandelten Verhältnissen an. An den Straßenecken kleben vielfach noch Proklamationen der russischen Machthaber. In Russisch, Polnisch und einem herzhaft schlechten Deutsch wird da angezeigt, daß man sich den Posten nicht nähern dürfe, daß alle Pläne und Karten von Stadt und Umgebung einzuliefern sind und dergleichen. Wie wir einrückten, hing an einem Haus noch eine weiß-blau-rote Fahne. Das russische Warenhaus, das sich hier aufgetan, hatte augenscheinlich zu spät Wind vom Abzug der Landsleute bekommen. Sehr bedauerlich für den Besitzer, dessen Warenlager beschlagnahmt wurde. Jetzt zeigen sich allenthalben schwarz-gelbe und hie und da auch einzelne weiß-blaue Flaggen. Kaiserbilder werden aus Verstecken hervorgeholt. Vor einem Kaffee ist der Besitzer mit seinen Kellnern an der Arbeit, das Schild „Café Habsburg", das während der Russenherrschaft verschwinden mußte, wieder anzubringen.

Die Kaffeehäuser und die Friseure sind die ersten, die die Situation voll erfassen. Beide können den Andrang kaum bewältigen. In den ersteren gibt es einen ausgezeichneten Kaffee und guten Kuchen, abgezählt, für jeden Besucher ein bis zwei Stück. Nur durch Protektion oder energisches

Auftreten kann man mehr bekommen. Das ist allerdings auch das einzige, was es in der Stadt gibt, im übrigen sind wir restlos auf die Feldküche angewiesen.

Ein Gerücht raunt durch die Stadt, und eine leise Hoffnung zittert in allen, daß der Kaiser herkommen möge. Leider verwirklichte sie sich nicht, aber der österreichische Armeeoberkommandant und der junge Thronfolger kamen. Drei Bataillone, eine Eskadron und eine Batterie der siegreichen bayerischen Division zogen in Parade an ihnen vorüber.

Nie ist wohl eine Parade weniger vorbereitet gewesen, nie war aber auch in jedem das ehrgeizige Bestreben größer, daß alles klappt. Und nur deutsche Truppen können es wohl fertigbringen, von heute auf morgen die zerrissene und verschmutzte Ausrüstung so herzurichten, daß sie aussieht wie neu. Die Truppen, von denen ein großer Teil der Ersatzmannschaft nie einen Parademarsch mitgemacht hat, kommen vorbei, als wären es gedrillte Gardetruppen.

„Paradesoldaten", höhnten unsere Feinde und Neider, mit der leisen Hoffnung, daß sie im Gefecht versagen möchten — ja, Paradesoldaten, die sich den Paradeplatz mit dem Bajonett erkämpften.

Wie ein junger Leutnant, so marschiert der General im weißen Bart an der Spitze der Bataillone. In dröhnendem Gleichschritt ziehen sie vorbei, jedes Glied wie aus einem Guß. Dann flattern lustig im Wind die weiß-blauen Fähnchen der Chevaulegers. Die im Feld längst abgelegte Lanzenzier war für die Parade wieder angelegt. Gerade noch rechtzeitig waren die frisch bestellten Fähnchen eingetroffen. Hinter den Lanzenreitern rasselt die Batterie über das Pflaster. Die Geschütze, die so viel mitgemacht haben, sind so blank geputzt, als kämen sie frisch aus der Artilleriewerkstatt.

Ein künftiger Kaiser, zwei Erzherzöge, eine Menge Generale, die Spitzen von Geistlichkeit und Stadtbehörde waren

da, aber nichts kam dem Eindruck gleich, den die Gesichter der vorbeimarschierenden schlichten Feldgrauen auf das empfängliche Herz machen.

Der Ausdruck des Italieners aus dem Volk mag beweglicher, der des Franzosen geistvoller, der des Engländers wohlerzogener sein. Unser deutsches Volk erscheint dem Fremden vielleicht gutmütig-beschränkt. Vielleicht rührt daher all ihr Hochmut und ihre Überhebung. Allein die Gesichter, die vor dem jungen österreichischen Fürsten vorbeidefilierten, hatte der Krieg geschnitten. Unter den schwer dröhnenden Schritten auf dem holprigen Pflaster erzitterten leise die Züge, aber nichts steht in ihnen als blindkühner Mut und todentschlossener Wille.

Unter dem Schmettern der Fanfaren kam so Reihe um Reihe der Männer vorüber, die nach monatelangen Kämpfen in Frankreich den Zameczisko erstürmt haben, und dann Tag für Tag eine russische Stellung nach der anderen bis an den San, bis zu den Nordwerken der galizischen Festung.

Das ist das deutsche Volk — dein Volk, in dem du wurzelst, aus dem all deine Kraft, all dein Können kommt. Aus einem Kampf um Leben und Tod inmitten einer Welt von Feinden erwuchs uns als köstlichste Frucht die Gewißheit von der heiligen ewigen Kraft unseres Volkstums.

Hier, auf galizischem Boden, in der von den Russen befreiten Stadt ermaß sich zum erstenmal in seiner ganzen Größe, was es heißt: ein Deutscher zu sein.

Der Fall Lembergs

Marsch gen Lemberg

Östlich und nordöstlich von Przemysl ist das Gelände vollkommen flach. In breiten Windungen zieht sich der San durch erlen- und weidenbestandene, sumpfige Niederungen. Schnurgerade und bretteben führen Bahn und Straße nach Osten. Nach schwachem Widerstand bei Medyka hielten die Russen erst wieder bei Mosciska. Die Hügel im Süden und die Sümpfe im Norden machten ihre Stellung von Natur aus stark. In aller Eile war sie durch Gräben und Drahthindernisse noch verstärkt worden.

Unsere schönen Tage in Przemysl fanden ein plötzliches Ende. In der Nacht vom 7. auf den 8. Juni kam der Abmarschbefehl, und am nächsten Morgen zogen wir bereits wieder über die Landstraße. Vor der Stadt war neben der Straße ein ganzer Geschützpark aufgefahren, vielleicht hundert bis zweihundert Stück. Ein großer Teil allerdings Lafetten ohne Rohre, die übrigen alte Festungsgeschütze aus den siebziger Jahren. Einige waren gesprengt, augenscheinlich noch von den Österreichern vor der Übergabe der Festung, denn die Bruchflächen der Rohre waren rot vom Rost. Alles in allem keine sonderlich wertvolle Kriegsbeute.

Mit ihren modernen Geschützen waren die Russen leider zum größten Teil entkommen, und als die Division südlich Starzawa eingesetzt wurde, kamen wir unter ein tüchtiges Feuer. Das Angriffsgelände war vor allem für die Artillerie sehr ungünstig, da uns weit ausgedehnte, sumpfige Niederungen von den russischen Stellungen trennten. Für die Beobachtungsstellen kam nur ein einziger, vorgeschobener

Hügel in Frage, und da sich hier alles zusammendrängte, konnten sie natürlich den Russen nicht verborgen bleiben. Von zwei Seiten nahmen sie uns unter schweres Feuer. Allein der Feind hatte selber dafür gesorgt, daß die schwere Beschießung glimpflich ablief und wir nur ein paar Verwundete hatten. Die geradezu unheimliche Grab- und Schanztätigkeit der Russen hat für sie den Nachteil, daß jeder von ihnen verlassene Graben für uns zu Stützpunkt und Sturmstellung wird. Noch in jedem Gefecht konnte die Infanterie sich verhältnismäßig leicht von einer russischen Stellung zur anderen vorarbeiten, fanden wir in verlassenen Gräben und Unterständen Stützpunkte für unsere Beobachtungsstellen.

Die Russen hielten sich erstaunlich gut. In einen einzigen, vorgeschobenen Stützpunkt ihrer Stellung, den Meierhof von Jozefowka, wurden hundertundachtzig Mörsergranaten geworfen, ohne daß sich irgendwelche Wirkung zeigte. Unerschüttert hielten die russischen Schützen unter den vollkommen zusammengeschossenen Trümmern.

Die Russen hatten verhältnismäßig viel Artillerie da, aber augenscheinlich doch nicht genügend Munition. Andernfalls wäre der Wald hinter unserer Linie ein mehr als lohnendes Ziel gewesen, so sehr massierten sich da drinnen Batterien, Kolonnen und Reserven. Das Quartier war für alle gleich auf grünem Waldboden. Nur für den Brigadekommandeur stand im Hegerhäuschen ein Stübchen zur Verfügung, freilich auch nur ein Lager aus Laub und Zweigen. Schlimmer war, daß es fast gar kein Wasser gab. Der einzige Brunnen beim Forsthaus war bald erschöpft, daß er nur mehr eine trübe, lehmige Flüssigkeit lieferte.

So hatten wir gar nichts dagegen, als wir nach zweitägigem Gefecht herausgezogen und als Armeereserve hinter die Front genommen wurden. Ein paar recht bequeme

Tage folgten. Wir standen, tagsüber in kleinen Marschgruppen auf die Ortschaften verteilt, bereit, um gegen Abend der vorgerückten Armee zu folgen.

Wenn man ein paar Wochen harter Kämpfe hinter sich hat, kann man sich das schließlich schon leisten, und dann ist es auch ganz interessant, einmal zu verfolgen, wie denn eine große Schlacht, von rückwärts gesehen, sich abspielt: zwei Ströme fließen zwischen Front und Etappe. Der eine bringt Munition und Reserven an die Front, der andere Verwundete und Gefangene von dort zurück. Während des großen Angriffs der anschließenden Armeen am 13. Juni standen wir in Stubno in Bereitschaft. Wie immer begann der Tag mit einem überwältigenden Artilleriefeuer. In den frühen Vormittagsstunden schon kamen die ersten Verwundeten durch: Leichtverwundete, die sich mühsam fortschleppten, und Schwerverwundete auf Fahrzeugen. Wunderbar scheinen sich die großen Sanitätsautos zu bewähren. In rascher, stoßfreier Fahrt jagten sie in endloser Folge über die Landstraße, große, graue Kasten mit hellschimmernden roten Kreuzen auf beiden Seitenwänden. Die Verwundeten liegen auf weichen Bahren, geschützt vor Hitze und Staub, und im Gegensatz zu dem jämmerlichen Anblick, den ein Transport Schwerverwundeter auf stoßendem Leiterwagen bietet, wirkten diese schönen und bequemen Krankenautos tröstend und beruhigend.

Bald folgten Gefangene nach. Erst kleine Trupps, die immer größer wurden, dann Züge, Kompagnien, bis gegen Abend Scharen vorbeizogen, die nicht mehr abreißen wollten. Und hinter jedem größeren Trupp wurden ein paar Maschinengewehre nachgefahren, auf niederen, dreiräderigen Gestellen zogen die Gefangenen die unscheinbaren, mörderischen Waffen hinter sich her.

Wenn man im Vorwärtsdringen des Kampfes die Totenfelder passiert und die genommenen feindlichen Stellungen erreicht, so fehlen Zeit und Muße, um das Bild des Schlachtfeldes auf sich wirken zu lassen. Bei dem langsamen Tempo aber, in dem wir jetzt der siegreich vordringenden Armee als Reserve nachrückten, blieb reichlich Gelegenheit, sich das Schlachtfeld anzusehen.

Überwältigend wirkte wiederum der Ausbau der russischen Stellungen, und unfaßlich ist, wie sie es immer wieder fertigbringen, in so kurzer Zeit derartig starke Stellungen auszubauen. Oder haben sie bereits vor unserem Angriff in den Monaten der Okkupation eine Stellung hinter der anderen in Galizien vorbereitet? Unverständlich ist allein schon, wie die Russen diese gewaltigen Mengen Stacheldraht herbeischaffen konnten, mit denen auch das unwichtigste Verteidigungswerk in schier verschwenderischer Fülle ausgestattet ist. Doppelte, drei- und vierfache, nicht Reihen, sondern wahre Felder von Drahthindernissen ziehen sich vor den Stellungen hin. Unangenehm für uns ist, daß das Korn jetzt so hoch steht; hinter den Halmen verschwinden vollständig die feindlichen Erdarbeiten.

Die Chausseeränder sind in Festungswälle umgewandelt, Flankierungsanlagen mehrere hundert Meter weit vorgetrieben, jeder Hügel ist zu einem geschlossenen Stützpunkt ausgebaut. Die Ortschaften sind sämtlich zu Festungen ausgebaut worden, ein System von Gräben umschließt sie, durch Zwischenwerke sind sie in einzelne Verteidigungsabschnitte geteilt. Im Norden bildet die Hauptstärke der russischen Stellung der Wiszniakanal. Der Wasserlauf ist mehrere Meter breit, die Ufer zu beiden Seiten Sumpf. Die wenigen Übergänge sind leicht zu sperren, in jedem Erlenbusch war ein Flankierungsgraben oder eine Maschinengewehranlage vorbereitet. Doch dies alles hatte

nichts genützt. Die deutschen Batterien hatten reiche Ernte gehalten und der eigenen Infanterie den Weg gebahnt. Auffällig viele tote Russen lagen in und hinter den sumpfigen Gräben.

Es goß in Strömen, als wir über das Leichenfeld ritten. Die Leichen waren von der Nässe aufgeweicht, und der fahle, dunstige Himmel als Hintergrund über der morastigen Wiese, auf der die Leichen zu schwimmen schienen wie dem Sumpf entstiegene Giftblasen, machte das Bild noch grauenhafter. Einen werde ich nie vergessen. Er lag vornüber gestürzt, doch das Antlitz vorwärts gereckt. Schon trug es die ersten Zeichen der beginnenden Verwesung. Die Wangen waren eingefallen, die wächserne Haut straff über die Knochen gespannt, die Augenhöhlen unwahrscheinlich groß; man sah nur tiefe Schatten.

Wie die Verkörperung des „Todes in Galizien" sah er aus, des Todes, der seit dem 1. Mai vor dem russischen Heere schreitet im erdfarbenen, schlotternden Soldatenmantel, eine schmutzige, von der Sonne gebleichte, vom Regen verwaschene Mütze auf dem haarlosen Schädel. — Die Pferde scheuten, im Galopp ritten wir weiter...

In einem Geländestreifen von mehr als zwanzig Kilometer Breite führt nur eine einzige, gute Straße von West nach Ost. Auf ihr drängt sich der gesamte Nachschub und Etappendienst mehrerer Armeekorps zusammen. Kilometerweit stauen sich die Kolonnen, Fahrzeug hinter Fahrzeug.

Jetzt steht alles geordnet und ruhig hintereinander, allein Stunden dauert es mitunter, um nur wenige Kilometer voranzukommen. Die Russen haben getan, was sie konnten, unseren Vormarsch aufzuhalten, die Brücken abgebrannt oder gesprengt, die Straßen aufgerissen, die Telegraphenpfähle umgehauen. Die zerstörten Brücken sind bereits überall durch Kriegsbrücken ersetzt, allein da sie zurzeit

immer nur von einem Fahrzeug überschritten werden dürfen, verzögert sich doch der Verkehr ganz erheblich.

Für all die notwendigen Instandsetzungsarbeiten haben wir keine Leute zur Verfügung. So hat man vom täglich überreichlich eintreffenden Gefangenenmaterial jeder Truppe Arbeitskommandos zugeteilt. Den ganzen Weg entlang sieht man kleine Trupps von Gefangenen unter Aufsicht und Anleitung einiger deutscher oder österreichischer Soldaten beim Wege- oder Brückenbau. Sie stellen sich durchaus willig und geschickt an: da rammen sie einen Pfahl ein, dort stechen sie einen Weg ab oder bringen keuchend einen schweren Baumstamm herangeschleppt. Gelungen ist der Anblick der Gefangenen, die eine neue Telegraphenleitung bauen. Alle fünfzehn Meter sind drei Mann an der Arbeit, die von den Russen abgehauenen Telegraphenstangenstümpfe auszugraben und neue einzusetzen. Sie arbeiten ohne jede Aufsicht. Wohin sollten sie auch fliehen, wo die ganze Straße voll deutscher Truppen liegt. Und sie wollen ja auch gar nicht fliehen, sie scheinen ganz vergnügt und zufrieden.

Neben den ganzen Etappen- und Verpflegsfahrzeugen, den Munitionskolonnen, den Kraftfahrkolonnen, den Telegraphen- und Postautos müssen noch die ganzen Reserven auf dieser Straße vormarschieren. In Krakowiece treffen wir überdies noch die schwere Artillerie, die auf dem Marsch nach der Grodekstellung ist. Da stehen wartend hintereinander die mächtigen Motorzüge der österreichischen Dreißigeinhalb-Zentimeter-Mörser. Durch die umhüllenden Zeltplanen hindurch erkennt man die schwerfälligen plumpen Rohre. Noch ein anderer Autolastzug steht wartend auf der Straße. Mächtige Leinwandplanen hüllen alles so restlos ein, daß man nicht einmal Umrisse erkennen kann. „Küstenmörser“ steht an einem der Autos, „Küstenmörser!“ Was

sich schamhaft unter diesem Namen verbirgt, sind unsere dicken Bertas.

Wir bezogen in Krakowiece Quartier. Vor nicht allzu langer Zeit ist hier noch der Zar auf der Fahrt nach Przemysl durchgekommen. Die hübsche Tochter des pensionierten österreichischen Gendarmeriemeisters, bei dem wir in Quartier liegen, erzählt uns, daß sie ihn zufällig auf der Durchfahrt von der Kirche aus gesehen. Die Straßen waren vollkommen abgesperrt, das Militär stand ohne Waffen Spalier. Der Zarenbesuch in Przemysl hatte schon seine große symbolische Bedeutung. „Jetzt, wo der Zar seinen geheiligten Fuß auf den Boden von Przemysl gesetzt hat, ist Galizien für immer in sicherem russischen Besitz," sollen die Soldaten gesagt haben.

Die reinste Freude über unser Kommen haben wohl die Juden, die sich nun mit einem Schlag von allen Drangsalierungen der russischen „Befreier" befreit sehen, was sie jedoch nicht hindert, uns sogleich nach Möglichkeit zu übervorteilen. Auch die Polen sehen unseren Einzug nicht ungern, wenn auch unter all ihrer Deutschland- und Österreich-Freundlichkeit deutlich die nationalen Aspirationen durchschimmern. Unser polnischer Quartierwirt, der sich sicher auch mit den russischen Eroberern gut zu stellen gewußt, ist freilich viel zu alt und gerieben, um von seinen wahren Gefühlen etwas verlauten zu lassen. Allein seine drei hübschen Töchter zeigen sich weit offenherziger, nachdem wir nur ein wenig ihr Vertrauen errungen haben. Nach dem Abendessen setzt sich die Älteste auf unser Bitten an den Flügel und spielt das „Jesce Polsca nie zgienela". Bei den Klängen des nationalen Liedes überwinden die beiden andern ihre anfängliche Schüchternheit und fallen laut mit ein. Das Bildnis Koscziuskos blickt von der Wand herab, und durch das während zehn Monate von russischen Offizieren be-

wohnte Zimmer klingt hell aus begeisterten Mädchenkehlen das alte Sturmlied vom noch nicht verlorenen Polen.

Politik ist nicht Sache des Soldaten. Aber hier auf diesem heißumstrittenen Boden, wenige Kilometer vor Lemberg, drängt sich einem doch auf Schritt und Tritt die Frage auf: Wie wird sich dieser Wirrwarr innerpolitischer Fragen nach Friedensschluß lösen? Wie wird es möglich sein, den widerstrebenden Interessen der verschiedenen Nationalitäten gerecht zu werden, so daß uns nicht Hemmungen aus dem Gewinn dieses Krieges erwachsen, sondern eine Bereicherung unserer nationalen Entwicklung. Möge uns ein Staatsmann beschieden sein, der am grünen Tisch der Diplomaten das Werk fortsetzt, das unsere Feldherren auf den Schlachtfeldern der halben Welt begonnen.

In Zolkiew nach der Einnahme Lembergs

Vor dem Fenster blühten die Rosen: weiße, vollaufgebrochene, deren schneeige Fülle der schwanke Stil kaum noch zu tragen vermochte, brennend-rote junge Knospen, die Blutstropfen gleich aus der straffen grünen Hülle sickerten, gelbe, orangefarbene. — Jenseits des Gartens aber, über der Straße, lohten die Häuser. Vor ihrem Abzug hatten die Kosaken sie angezündet. Von den wehenden Rauchfahnen senkte sich langsam und lastend ein feiner Aschenregen auf die leuchtende Pracht, und mit dem milden Duft der blühenden Rosen zog scharf und beizend der Brandgeruch in das Zimmer.

Neben dem Flügel, das Cello zwischen den Knien, saß der weißhaarige Stadtbaumeister der befreiten Stadt. Zehn Monate hat das Instrument versteckt gelegen, zehn

Monate tot und stumm. Mit seinem Meister trauerte es, solange der Feind im Lande herrschte. Der deutsche Offizier am Flügel begann präludierend, und glückselig und noch ein wenig unsicher griffen die alten Finger die Saiten. Der Bogen strich zärtlich darüber hin, und „Ave Maria" sangen die Saiten nach zehn Monate langem Schweigen.

Vor zwei Monaten, fast auf den Tag genau, sang uns die Schloßherrin in Douai „Ave Maria" zum Abschied. Mit der Marseillaise hatte sie uns begrüßt und uns am ersten Abend verkündet, daß binnen vier Wochen wir alle aus dem geraubten Lande vertrieben sein würden. Nein, nicht vertrieben, keiner würde es mehr verlassen; denn wir alle würden hier sterben, wenn erst die große Offensive Joffres begonnen. Allein die wilde Katze wurde bald zahm, und als sie uns zum Abschied das „Ave Maria" sang, da war ein leises Zittern in ihrer Stimme.

Die Welt liegt zwischen den beiden „Ave Marias". Eine Lebensstrecke, übervoll und überreich an Ereignissen, überquellend wie eine zum Zerspringen gefüllte Samenkapsel. Eine Zeitspanne, die kein zeitliches Maß messen kann. Gorlice, die Beskiden, der San, Przemysl — wie weit, wie weit liegt das alles zurück! Unwirklich lebt die Erinnerung daran im Hirn, wie von wirren Träumen.

Kaum, daß die letzten Tage im Gedächtnis haften, — die Tage, die uns in eiligen Märschen, in mühevollem, zigeunerhaftem Wandern immer weiter nach Osten führten. Die Gegend wurde sandig gleich märkischer Heide. Melancholisch wie auf Leistikowschen Bildern standen die Strohdächer einsam unter den Kiefern. Kiefern und Sanddünen. Magere Felder. Schütter und durchsichtig steht das Korn darauf, gleich spärlichem Strandhafer auf den Dünen.

Und wieder Wälder. Weite alte Buchen- und Eichenwälder, mit stillen verlorenen Seen, die an Holstein er-

innern. Sanft geschwungene Hügelketten wie am Neckar, wie an der Saale, ziehen den Horizont entlang. Ein Kloster, das der Krieg auf seinem Wege übersehen, liegt weltverloren in dem dichten, dunklen Grün.

Dann wieder Sand, Sand, Sand — knöcheltief, knietief. Kolonne hinter Kolonne zieht den gleichen Weg und mahlt den Staub immer feiner. Grundlos wie nach wochenlangem Regen werden die Straßen. Ein Auto steckt hilflos bis an die Achsen im Sand. Vor den schweren Mörsern keuchen die Pferde in den straffen Tauen mit schlagenden Flanken. Wie heiserer Raubvogelschrei klingen die Rufe der Fahrer, die peitschenschwingend neben ihren erschöpften Tieren laufen.

Die Kolonnen biegen aus den nicht mehr fahrbaren Straßen ab und ziehen seitwärts durch das Korn. Sie legen die Halme um und vermahlen sie im Sande. Immer breiter wird so die sandige Straße. Wie ein im Regen schwellender Strom wächst sie und wälzt sich durch die Felder wie ein fressender Brand.

Der Sand verschlingt das Land. Wo Truppen marschieren, wo Kolonnen ziehen, da ziehen mit ihnen die Staubwolken. Die Infanterie ist ganz eingehüllt darin. Bis zu den Reitern hinauf reichen sie. In Mund und Nase dringen die feinen scharfen Körner, reizen die Kehle zum Husten und setzen sich in den Augenwinkeln fest. Über allen Straßen wehen die Rauchfahnen. Es ist ein feiner rötlicher Staub. Gleich Brandwolken zieht der aufgewirbelte Sandstaub dahin. Überall rötlich-trübe Wolken: die Straßen brennen, das Land brennt.

Heiße, qualvoll heiße Tage und Nächte, bald hier, bald dort. Kurze, unruhevolle Nächte im rastlosen Vormarsch. In Pirnolenko war es ein Schulhaus, das Quartier bot, einsam, verlassen lag Heideschulmeisters Haus unter den

Föhren. Wir hockten auf den Schulbänken und aßen an der schwarzen Tafel.

Die nächste Nacht waren wir beim Pfarrer zu Gast. Er selbst war freilich nicht zum Empfang da. Und mit ihm fehlte das ganze Dorf. Der russenfreundliche Pope hatte den ruthenischen Bauern erzählt, die Deutschen würden ihnen allen die Hälse abschneiden. Der Herr Pfarrer hatte sein ganzes Haus ausgeräumt, aber in der Kirche fanden wir noch die Möbel, die er bei seiner raschen Abreise nicht hatte mitnehmen können. Durch die bunten Fenster der Kuppel fiel dämmeriges Licht auf den aufgestapelten Hausrat, und die auf Holz gemalten Heiligen schauten verwundert herunter.

Unter den alten Bäumen zwischen der Kirche und dem wackeligen, wurmstichigen Glockenturm war das Nachtlager gerichtet. Von dem dunkelblauen Himmel hob sich der Kuppelbau phantastisch ab. Aus dem Garten wehte der schwere süße Duft von blühendem Jasmin, und die Amsel rief die ganze Nacht...

Dann wieder eine Nacht bei strömendem Regen unter tropfendem Zelt. Bei Stellmachi war es, in den Sümpfen vor der Grodekstellung, Sumpf und mooriger Wiesengrund. Dahinter kahle Dünen, auf denen nichts wächst als stachelige Drahtrosen, und unter den Föhren wohlversteckte Gräben und Schanzen. An den Stachelverhauen hängen noch zerfetzte Leiber, und in den halbverschütteten Unterständen stöhnen noch verwundete Russen.

Am Himmel steht ein schwefelgelber Streif. Gleichmäßig tropft der Regen auf die Zeltbahn. Im Sumpfe quaken tausend Frösche. Und mit ihrem Schreien trägt der Abendwind einen Hauch von Verwesung herüber. Bist ein treuer Gefährte, Tod! Verläßt uns nicht! Nicht im Gefecht, noch auf Marsch und Rast. —

Durch deckungslose Ebene führt die Straße durch Sumpf und Ried. Vom Regen sind die Wasserläufe geschwollen; gelb und reißend gurgeln sie unter den Stegen. Pferdekadaver liegen zu Dutzenden am Wege, aufgetrieben, mit herausgequollenen Därmen. Hinter kümmerlichem Buschwerk suchten die auffahrenden Batterien Deckung. Rasch aufgeworfene Erdwälle ziehen sich durch die Wiesen und Felder. Auf den Bergen saßen die Russen und leisteten den letzten verzweifelten Widerstand vor Lemberg.

Wieder hockt am Weg der Tod, die russische Soldatenmütze schief auf dem Schädel. Grüß dich, Tod! Antwortet er? Seine Lippen bewegen sich, die Augen winken. — Ach nein! Es sind nur die Fliegen, die die Linien der Lippen nachziehen und in den leeren Augenhöhlen wimmeln! —

Aschenregen fällt durch das Fenster, lastend, tötend. Ihr blüht vergeblich, ihr Rosen! — Das Cello schluchzt. Mit geschlossenen Augen spielt der Greis. Das Instrument stöhnt unter seinem Bogen: „Ave Maria — Maria — Maria!" Es ist das Herz, auf dem er geigt, das aufschreit im Schrei nach Erlösung. „Maria!" Bis zum Reißen, ist es gespannt! — Da kommt die Erlösung weich und lind, wie eine kühle, schmale Frauenhand, die sich auf fieberheiße Stirn senkt. — „Ora pro nobis." — Der Blutstrom ebbt zurück, der Erlösungsschrei verstummt. — „Ora pro nobis." Nun ist alles gut; ganz ruhig wird das Herz. —

In den alten katholischen Kirchen Zolkiews, der wiedereroberten Stadt vor Lembergs Toren, beten jetzt die fremden grauen Krieger. In der Pfarrkirche stehen über dem Grabe Johann Sobieskis, des Türkenbesiegers, der in schwarzem Marmorsarkophage unter dem Altare ruht, deutsche Soldaten. In der Sakristei hängen noch die golddurchwirkten Brokate des Paschazeltes, die der Polen-

König aus dem erbeuteten Türkenlager heimbrachte. Von den Kirchenwänden sehen die großen Gemälde auf die Feldgrauen herab, die das Heer der Polen und Lothringer vor dem entsetzten Wien zeigen. Die Orgel spielt. Ein Prediger in hohen Stiefeln und abgeschabtem grauen Feldrock steht vor dem Altar. Und Hunderte von rauhen Kehlen stimmen das alte lutherische Trutzlied an: „Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen." Seltsam genug klingt es inmitten des goldstrotzenden katholischen Gotteshauses, unter den bunten Kirchenfahnen und den sanften Marienbildnissen ...

Draußen aber jubelt die befreite Stadt. Fahnen wehen: schwarz-gelbe, schwarz-weiß-rote und weiß-blaue. Die Einwohner drängen sich auf den Straßen. Mörser und Haubitzen parkieren auf dem Marktplatz. Truppen ziehen durch. Die Mädchen winken und winken. Ein ganz kleines, kaum zweijähriges steht neben den großen und winkt mit der winzigen Patschhand, so fest es kann. Die Juden drängen sich vor den Türen ihrer Häuser und können ihr Glück kaum fassen; am liebsten möchten sie jedem vorübergehenden deutschen Offizier die Hand drücken und ihm persönlich danken ...

Die Glut vor dem Fenster flammt auf. Die Decke des brennenden Hauses ist eingestürzt. Funken sprühen. Der Cellospieler merkt es nicht; er führt seinen Bogen weiter, mit glückselig leuchtenden Augen. Weit, weit in die Ferne sehen sie: — „Nobis peccatoribus". — Alle Sünden sind ihm vergeben, alle Lasten von ihm genommen. Wir gaben ihm die Heimat wieder. Ihm blühen jetzt die Rosen. Mit uns zieht die schwelende Glut. Wohin? — Weiter, weiter! — Wer weiß den Weg? — Durch Galizien hindurch, nach Rußland hinein. Und wenn hier der Feind geworfen, wieder auf einen neuen Kriegsschauplatz. Fechten wir

auch für die Heimat, ziehen wir doch Landsknechten gleich durch halb Europa. Krieg unser Beruf, Kampf unser täglich Brot. Und das Ende?

„Draußen am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen,
Sterb' ich am Donaustrand,
Fall' ich in Polen?"

„Amen, Amen" — Den letzten Rest von Süße und Weichheit sucht der Bogen aus den Saiten zu locken. — Der Himmel hat sich bewölkt. Die brennende Glut ist in sich zusammengesunken. Aus den rauchenden Trümmern aber spannt sich, während das letzte Amen verhallt, ein Regenbogen. Sonne und Regen ringen miteinander. Blaß und kaum erkennbar ist der farbige Bogen, allein er führt doch aus der Vernichtung in ein fernes glückliches Land. — Heißt das der Friede?...

Nach Rußland hinein!

Die Waldgefechte zwischen Turynka und Mosty Wielkie

Die Stadt Zolkiew nimmt wieder ein österreichisches Gesicht an. Man sieht es nicht nur an den schwarzgelben Fahnen, die überall hängen, nein, man meint es jedem Haus anzusehen und jedem Menschen, der über die Straße geht, daß hier alles gut österreichisch ist. Am Parkplatz steht bereits wieder ein österreichischer Gendarmeriewachtmeister, elegant und liebenswürdig, und vor dem Rathaus gehen die österreichischen Magistratsdiener, die ihre Kappen wieder hervorgeholt haben, hin und her mit all der breitspurigen, unendlichen, aber doch liebenswürdig-behäbigen Wichtigkeit, wie sie nur österreichische Unterbeamte haben können. Ein reger Geschäftsverkehr entwickelt sich bereits, überall sind fliegende Geschäftsstände aufgerichtet, die die durchziehenden Truppen mit Weißbrot, Schokolade und Limonade versorgen. Der Krieg ist vergessen, obwohl die Trümmer der von den Russen angezündeten öffentlichen Gebäude noch rauchen und der Gefechtslärm aus gar nicht zu weiter Ferne herüberklingt. Aber so macht der Krieg die Menschen.

Da kommen die Straße von Turynka her österreichische Bagagewagen im Galopp in die Stadt hineingejagt.

„Die Russen kommen, sie sind schon in Turynka."

Wie in einem aufgescheuchten Ameisenhaufen lief's da durcheinander. So groß die Freude und Sorglosigkeit war, so groß ist jetzt die Bestürzung.

„Die Russen kommen!" Und gestern kam erst die Freudenbotschaft, daß der ehemalige russische Stadt-

kommandant in Zolkiew bei Turynka mitsamt seinem Stabe gefangen sei. Die halbe Stadt lief da zusammen und stand stundenlang wartend auf den Straßen, um zu sehen, wie der Mann als Gefangener eingebracht wurde, der ihnen eigenhändig die Hüte von den Köpfen geschlagen, wenn sie nicht rasch genug das Haupt vor dem Gewaltigen entblößten. „Die Russen kommen!" Mancher hastet eilig nach Hause, um die vielleicht allzu voreilig ausgesteckten österreichischen Farben wieder einzuziehen.

In dem Wirrwarr stand ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, neben seinen Bagagefahrzeugen ein bayerischer Wachtmeister. Eine alte Jüdin, der dieses Bild von Ruhe und Sicherheit imponierte, faßte Zutrauen und fragte, sich ängstlich an seinen Arm klammernd, ob die Russen wirklich kämen. — „Ach, woher denn, die Unsern sind ja da vorn." Wie ein Naturgesetz selbstverständlich und unzweifelhaft erschien ihm das, daß kein Russe kommen könne, solange heimische Truppen zwischen ihm und dem Feinde standen. —

Die bayerische Division war im Begriffe, die ungarische Infanterie- und Kavallerietruppen-Division bei Turynka abzulösen, als der russische Angriff erfolgte. Die Stäbe waren gerade zur Übergabe der Stellungen zusammengekommen und bei den auf der Straße wartenden Truppen nur die Unterführer, als der Gefechtslärm einsetzte und die Kunde kam, daß die Russen die Ungarn aus Turynka geworfen und wieder im Besitze des Ortes seien.

Zwischen Zolkiew und Turynka ist ebenes, unübersichtliches Wiesen- und Waldgelände. Sumpf und Grasfläche wechseln mit Buschgruppen und größeren Waldbeständen. Nirgends ist ein überhöhender, übersichtgewährender Punkt. Das ganze Gelände ist wie geschaffen zu Überfall und Buschkrieg. Und auf der einen, einzigen Straße steht

wartend, unvorbereitet eine ganze Division und ungezählte Bagagen.

Die Batterien gingen, als ihnen der Brigadeadjutant auf schweißtriefendem Pferd die Nachricht brachte, daß Turynka in Russenhänden sei, sogleich neben der Straße in Stellung. Es war keine Zeit, lange zu überlegen und eine gute Stellung und Beobachtungsstelle zu suchen. Über die Baumwipfel sah man gerade noch die Spitze des Kirchturmes von Turynka. Das genügte, um die Richtung festzulegen und durch ein mörderisches Feuer den Russen die Lust zu weiterem Vordringen einstweilen zu vertreiben.

Die Stäbe hasten zu ihren Truppen. Die Infanteriebrigade entwickelt sich beiderseits der Straße zum Angriff. Unsere Batterien feuern noch, als wir bei ihnen eintreffen. Eine preußische Zehn-Zentimeter-Batterie steht nebenan. Es ist eine Freude, direkt ein ästhetischer Genuß, die langen, schlanken und doch so gewaltigen Rohre nach dem Schuß zurückgleiten und wieder vorschnellen zu sehen. Die Russen schießen mit schweren Kalibern herüber, allein sie streuen augenscheinlich nur, denn ihre Schüsse, die in dem lockeren Moorboden mit mächtigen schwarzen Erdfontänen aufstieben, bleiben immer um hundert Meter hinter der Batterie. Wir sitzen ab und eilen durch den Wald vor. Surrend rollen die Telephonkabel ab.

Der große Wald rechts der Straße ist nur von ungarischer Kavallerie besetzt. Überall zwischen den Büschen und Bäumen stehen die Pferde der abgesessenen Husaren, die vorn am Waldrand in Schützenlinie liegen. In mehreren Linien hintereinander gegliedert liegen die Reserven. Auch sie haben sich eingegraben. Jeder Husar liegt in seinem Erdloch mit einem kleinen schützenden Wall davor, genau wie jeder Infanterist. Auch für die Kavallerie ist

der Spaten das wichtigste Ausrüstungsstück geworden, wichtiger als Säbel und Lanze, die als überflüssig und hinderlich ebensogut zu Hause bleiben könnten, wie die blanken, schweren Helme, die die österreichische Kavallerie längst abgelegt hat.

Gut haben sich übrigens diese ungarischen Honveds den modernen Gefechtsanforderungen angepaßt. Den Säbel haben sie ans Pferd gehängt und dafür Seitengewehr und Spaten umgeschnallt. Ihre blaugraue Uniform gleicht bis auf Einzelheiten der der Infanterie, nur am Tschako kennt man noch den Husar; doch auch diesen deckt ein blaugrauer Überzug. Nur von den Offizieren sieht man noch einzelne in der alten bunten Uniform. Sie haben sich wohl nicht von ihr trennen mögen. Schlank und elegant sehen sie allerdings darin aus. Säbel und Pistole haben sie am Pferde gelassen, aber den unentbehrlichen Spaten halten auch sie in der Hand, den praktischen österreichischen kurzen Spaten, der mit seiner scharfen Spitze zweckmäßiger scheint als der deutsche mit der flachen Schneide.

Vorn in den hohen Kornfeldern am Ausgange des Waldes liegen die Honvedhusaren in Schützenlinie. Nur um einige Hundert Meter sind sie zurückgegangen, nachdem die Russen die zu schwachen Sicherungen in Turynka überrumpelten. Auf einem flachen Sandhügel, der sich gerade über die Getreidefelder erhebt, haben sie die Kavallerie-Maschinengewehre in Stellung gebracht. Die bestreichen das ganze Vorgelände, und hier ist keine weitere Gefahr. Von der Aufregung, die bei den Bagagen herrschte, ist vorn nichts zu merken, wie man überhaupt anerkennen muß, daß die österreichischen Truppen, das Soldatenmaterial, gut sind, vor allem die Ungarn, die in Galizien oft uns zur Seite kämpften, dann die Tiroler natürlich, die

österreichische Sturmtruppe, überhaupt die Österreichisch-Deutschen und die Kroaten.

Inzwischen haben unsere Schützenschwärme die vorderste Linie der Österreicher erreicht, und diese gehen langsam in aufgelöster Ordnung zurück und sammeln weiter rückwärts. Es ist ein hübsches Bild, wie überall, zwischen dem frischen Grün, zwischen den Hecken und Büschen die kleinen Reitertrupps ziehen und sich zusammenschließen.

Wir liegen im Kornfeld neben einer Scheune. Dort waltet noch eine österreichische Ambulanz ihres Amtes. Die letzten russischen Verwundeten werden gerade auf einen Leiterwagen geladen, dann baut auch sie ab und folgt den vorausgerückten Reitern. Die Kavallerietruppen-Division wird herausgezogen und an irgendeiner anderen Stelle eingesetzt, wo sicher längst mit Schmerzen auf sie gewartet wird. Das ist ja die Aufgabe und der Wert der Kavallerie in diesem Kriege: an einem Punkt einzugreifen, wo man mit rasch hingeworfenen Truppen den Gegner aufhalten oder mit schwachen, leicht beweglichen Kräften eine ausgedehnte Linie halten will. Freilich tritt auch hier überall die Reitertruppe nur abgesessen im Feuergefecht zu Fuß auf. Die Zeit der Attacke, des Anreitens mit dem Säbel oder der Lanze in der Faust ist wohl endgültig und für immer vorbei.

Die Kavallerie ist nicht überflüssig geworden. In der Aufklärung, vor allem in der Nahaufklärung, ist und bleibt sie trotz aller Fliegerei unentbehrlich. Allein als „Kavallerie", als Reiterwaffe hat sie aufgehört zu existieren. Ihren Kriegsruhm findet sie darin, als Infanterie im Feuergefecht zu Fuß Gutes zu leisten. Der Jahrhunderte alte Wettstreit zwischen Fußvolk und Reiterei um die entscheidende Rolle in der Schlacht scheint definitiv und restlos zugunsten des ersteren entschieden. Unumstritten ist die

Infanterie heute die Königin der Waffen. Ihr sind alle anderen Waffen untergeordnet, und auch wir Artilleristen suchen unsern Ruhm und unsern Ehrgeiz darin, ihr zu helfen. Freilich schafft die Artillerie die Grundlage zu den Erfolgen der Infanterie, und ohne unsere übermächtige, gutgeführte und präzis schießende Artillerie — von dem entscheidenden Anteil unserer ganz schweren Kaliber an den Siegen brauchen wir gar nicht erst zu reden — wären unsere Erfolge vor allem im Osten nicht denkbar. Jedoch alle gute und opfermutige Arbeit der Artillerie ist doch nur Vorarbeit für den entscheidenden Stoß, den allein die Infanterie führen kann. Und noch eines: Eine gute Artillerie haben auch unsere Feinde. Die russische ist ausgezeichnet, und unser Glück ist es, daß sie gegenwärtig zu wenig Geschütze und nicht genügend Munition hat. Und über die Vorzüglichkeit der französischen braucht nicht erst debattiert zu werden. Aber was unseren Feinden fehlt und woran ihre Sturmangriffe, seien sie noch so gut vorbereitet, letzten Endes immer wieder scheitern, ist das Fehlen einer Infanterie, die so besinnungslos todesmutig stürmt wie die unsrige.

Als das Essen vorgebracht wird, setzt ein wolkenbruchartiger Regen ein und schüttet uns kaltes Wasser in die warme Suppe. Es ist ziemlich einerlei, denn es langt so nur zu ein paar Löffeln. Die Russen haben Turynka geräumt und wir gehen mit den Batterien gleich nach. Im Gegenteil, der Regen kommt uns ganz erwünscht, unter seinem schützenden Schleier kommen wir ungefährdet nach vorn. In der linken Flanke ist es noch nicht ganz geheuer, von da herein haben die Russen noch tüchtig auf die abrückenden Honveds gefunkt.

Turynka dampft wie ein Waschfaß. Den Brand der Häuser hat der Regen gelöscht, aber an der Glut der Trüm-

mer verdampft die vom Himmel stürzende Flut. Eine Wolke von Rauch, Dunst und Wasserdampf legt sich um den Ort. Unter ihrem Schutz richten wir uns notdürftig ein. Und kaum hat sie sich verzogen, so schlagen schon kreck, kreck, kreck die russischen Granaten ein. Es hat aufgehört zu regnen, aber die Luft bleibt trüb und grau. So voll Wasserdunst ist die Atmosphäre, als hätten die oben im Himmel großes Wäschewaschen. Die Infanterie greift an, schattenhaft, wie durch einen Schleier sieht man die vorlaufenden Linien. Die Russen schießen wieder herüber. Wir liegen in einem halb zerstörten Gutshof am Rand des Dorfes. Eine Beobachtungsstelle schmiegt sich an einen Baum, eine andere hat sich in einen halb vertrockneten Misthaufen eingegraben. Die Russen schießen auf die Scheune uns zur Seite. Eine Kompagnie Reserve liegt darin. Wie das Feuer näher kommt, rückt sie ab und deckt sich weiter hinten im Park.

Mit hereinbrechendem Abend sind die Russen geworfen. Wir senden ihnen als leuchtende Sterne noch ein paar Schrapnells nach. Die Nacht bleiben wir im Herrenhaus. Einst lag es weiß schimmernd im Grünen. Jetzt sieht es zertreten und mißhandelt aus: die Fenster und Türen herausgeschlagen, die Balustrade an der Freitreppe niedergebrochen, die Möbel ausgeräumt, blutiges Stroh deckt das Parkett in den Zimmern, wo die Verwundeten liegen. In anderen spannt sich ein Gewirr von Drähten und quäken die Anruftrompeten der Telephone die ganze Nacht. Für die Stäbe ist notdürftige Einrichtung zusammengetragen: ein wackeliger Tisch, eine Gartenbank und wieder ein seidenüberspannter Empiresessel, den die Plünderer vergessen. Und alles im trüben, ungewissen Kerzenlicht. Den Park durchziehen Schützengräben, in den Büschen faulen verwesende Pferdekadaver. Der Rasen ist zertreten, die

Blumenbeete niedergetrampelt. Pferde, Fahrzeuge und Menschen lagen in Haufen unter den alten, stillen Bäumen. Der Boden dampft von Feuchtigkeit. Aus zertrümmerten Tür- und Fensterrahmen glühen hier und da kleine, knisternde Feuerchen, gleich Augen in der Nacht. Aufgewühlt, um- und um- und umgekehrt ist der einst so friedliche Besitz. Nur in dem schilfbestandenen Teich sind wie jeden Tag die Frösche an die Oberfläche gekommen und quaken und quaken voll Selbstzufriedenheit und sattem Glück ihr Abendlied.

Am frühen Morgen, noch bei Dunkelheit, geht's weiter. Die Infanterie ist durch den Wald durchgestoßen und hat das nächste Dorf besetzt. Wir suchen Stellungen für die Batterien hinter dem Wald. Die russischen Gräben liegen verlassen zwischen dem hohen Korn. An den grünen Halmen hängt der Morgentau. Die Sonne steigt als großer, roter Ball auf, wie der Zeitball, der an der Küste gehißt wird.

Im Wald ist es still und kühl. Ein Tal führt mitten hindurch. Zwischen dem Wiesengrün murmelt ein Waldbach, blaue Vergißmeinnicht und gelbe Dotterblumen blühen an den Ufern. Und wo er sich zu kleinen Teichen verbreitert, steht Schilf und schwimmen weiße Wasserrosen. Die breiten Zweige der Eichen und Buchen hängen, Schatten und Schutz spendend, über den Weg. Wie fern ist diesem Frieden der Krieg! Aber gleich hinter dem Wald beginnt er wieder. Der Weg, der aus den Bäumen herausführt, liegt unter dem Strichfeuer der feindlichen Infanterie. Im Straßengraben gehen wir gebückt auf Bujaniec vor, das Dorf, das die Unseren besetzt halten. Ein großes, weißes, festes Haus steht gleich neben der Straße. Das gibt eine gute Beobachtungsstelle. Der Eingang liegt auf der feindwärts zugekehrten Seite. Wir steigen auf einer Leiter durch das hochgelegene Fenster von rückwärts ein.

Zwei Maschinengewehre drohen feindwärts durch die Fensterrahmen. Von der Dachluke aus sieht man deutlich die russischen Gräben. Der Infanterieführer fürchtet einen feindlichen Angriff und ist froh, daß die Artillerie kommt. Allein die Russen denken nicht daran; im Gegenteil, sobald unser Feuer wirksam zu werden beginnt, räumen sie die Gräben und ziehen sich in den dahinterliegenden Wald zurück.

Wir folgen erst am nächsten Tage nach. Eine Verfolgung im alten Sinne, daß man blindlings nachsetzt, nachreitet und dreinhaut, gibt es ja nicht mehr. Die Verbände sind viel zu groß geworden, als daß eine Truppe einen Teilerfolg ausnutzen könnte, ohne auf die anderen Rücksicht zu nehmen. Und dann gibt die andere Waffentechnik dem Verteidiger, auch wenn er geschlagen ist, allzu wirksame Mittel an die Hand, um die Schlacht wieder zum Stehen zu bringen. Eine einzige, gut aufgestellte, verdeckte Batterie kann unter Umständen die ganze siegreich vorstürmende Verfolgung aufhalten. Ein Schützengraben ist in einer Nacht ausgehoben, und seine Erstürmung ohne artilleristische Vorarbeit, die wiederum erst erkundet und vorbereitet sein muß, kostet allzu große Opfer.

Wir wissen, es sind nur Rückzugsgefechte, die wir jetzt zu bestehen haben. Die Truppen, die uns gegenüberstehen, sollen uns nur aufhalten; wir wissen nicht einmal, ob es nicht in der Hauptsache nur Kavallerie ist. Mit Sicherheit ist es nicht festzustellen, da auch die Kosaken die Lammfellmütze mit der Tellermütze der Infanterie vertauscht haben, um sich von dieser nicht zu unterscheiden. Jede Nacht legen die Russen immer neue Befestigungen an, und jeden Tag müssen wir sie neu stürmen. Das wird so weitergehen für die nächsten Tage: vormittags marschieren und nachmittags stürmen, bis wir auf eine neue große

Verteidigungslinie der Russen stoßen, die dann erst wieder durch planmäßigen Angriff unter überwältigendem Artillerieeinsatz bezwungen werden kann.

Die Hitzewellen flimmern und vibrieren im Scherenfernrohr. Wie ein in der Sonne glitzerndes Meer schlagen sie gegen den jenseitigen Waldrand. Wir sind wieder einen Wald weiter vorgekommen, und drüben, am nächsten Wald hinter der kilometerlangen Lichtung sitzen die Russen. Nichts ist zu sehen, nichts rührt sich, kein Schuß fällt. Wie an zwei feindlichen Küsten liegen wir einander gegenüber, und zwischen uns das flimmernde Meer, das flimmernde Meer des Todes. Wie ein Schiffer auf schwankem Kahn den sicheren Hafen verläßt, so ist die österreichische Kavalleriepatrouille vorgestoßen, aber nicht weiter ist sie gekommen als bis dahin, wo jetzt die Pferdekadaver und der blaugraue Fleck im Grünen liegen.

Der Mittag summt im Wald. Ein leises Rauschen in den Bäumen, ein Singen, Zirpen und Summen. Wie die Fülle des gefallenen Laubes im Herbste, so decken den Waldboden zwischen den alten Stämmen die Scharen der Feldgrauen. Drei Bataillone liegen dicht nebeneinander zum Angriff bereit.

Am Waldrand, wo die große Straße nach Mosty-Wielkie aus den Bäumen heraustritt, steht ein einzelnes weißes Haus, die Wände sauber gestrichen, das Dach mit bunten Ziegeln gedeckt. Wie das Pfefferkuchenhaus aus „Hänsel und Gretel" schaut es aus, die Wände aus weißem Zuckerguß, das Dach aus bunten Lebkuchen. Der Stab des Infanterieregiments hat sich darin eingerichtet und seine Telephonstelle etabliert. Ein weites, offenes Fenster weist nach dem Feinde hin. Wie aus dem Auslug des Leuchtturmwächters sieht man von da hinüber nach der feindlichen Küste.

Nicht weit davon, über die Straße hinüber, sind die Befehlsstellen der Artillerie. Hinter dicken Baumstämmen am Waldrand stehen gedeckt die Scherenfernrohre. Ihre Arme sind auseinandergebogen und mit vorwitzigen Augen lugen sie rechts und links an dem dicken Stamme vorbei und entdecken alles, ohne daß der Beobachter sich zeigen braucht.

Der Angriffsbefehl kommt und die Bataillone formieren sich. Eine dünne Linie schiebt sich gegen den Waldrand vor. Einen Augenblick steht sie zögernd unter den letzten Bäumen; dann stößt sie vom Waldrand ab, wie die Reihe der Schwimmer vom Kai abstößt, und wie Wellen teilen sich vor ihren ruhigen, gleichmäßigen Schritten die Ähren der Kornfelder.

Ganz still und unauffällig wurde die Vorwärtsbewegung eingeleitet, aber der Feind drüben lauert und sendet die erste Batteriesalve herüber. Die Schützenlinie verschwindet im Getreidefeld. Nun streut er gegen den Waldrand. Seine Todesscheinwerfer leuchten hinüber zur feindlichen Küste. Gleich der erste Eisenhagel kostet uns an der Beobachtungsstelle einen Verwundeten. Der Feind sieht nichts, aber er sendet den Tod suchend dahin, wo er Leben vermutet. Wieder prasselt das feindliche Feuer herüber, aber es streicht an uns vorbei. Es gleitet am Waldsaum entlang, wie das Blinkfeuer des Leuchtturms über die Riffe und Felsen gleitet. Die Todesscheinwerfer suchen und suchen am Waldrand entlang nach dem Leben. Ihr Todeskegel hebt sich und zieht über unsere Köpfe hinweg nach rückwärts in den Wald hinein, wo die Reserven liegen, die Feldküchen, die Fahrzeuge der Maschinengewehre und die Handpferde. Ziellos suchen sie. Aber jetzt mit einemmal scheinen sie ein Ziel gefunden zu haben. Sie vereinigen sich wie in einem Brennpunkt, und

auf das weiße Pfefferkuchenhäuschen konzentriert sich ihr Feuer.

Für Augenblicke verschwindet es zwischen häßlichen, braunen und grauen Rauchwolken. In banger Sorge blicken wir hinüber. Auch von uns ist eine Beobachtungsstelle drinnen. Jetzt sieht man Gestalten durch den Rauch springen. Gott sei Dank, sie ziehen rechtzeitig aus. Noch eine Salve, dann ist es vorüber. Die Scheinwerfer suchen weiter.

Durch das Infanterieregiment geht unsere Leitung zur vorderen Linie. Das ist der Nervenstrang, an dem wir hängen. Was die Infanterie vorne wünscht und braucht, erfahren wir durch ihn. Er ist so wichtig wie die Leitung zur Feuerstellung der Batterien.

Nach einer Weile nehme ich den Fernsprecher auf, um zu sehen, ob die Verbindung wieder hergestellt ist. Aber keine Antwort kommt aus der Hörmuschel.

Zu dem weißen Haus sind nur wenige hundert Schritt. Aber es sieht gar nicht mehr weiß und sauber aus. Der Zuckerguß ist abgefallen, und häßlicher Schutt liegt vor der Tür. Ein Verwundeter lehnt an der Mauer, ein anderer liegt daneben, mit dem Gesicht auf der Erde, eine Wunde am Kopf, eine zweite am Bein, die rechte Hand zerfleischt. Eine Gefechtsordonnanz kommt aus den Büschen hervor, scheu, zögernd, wie ein geschlagener, davongelaufener Hund. Die Räder der Ordonnanzen lehnen noch an der Mauer. — „Fahren Sie zurück und holen Sie einen Arzt." — Ich halte ihn nochmals an: „Wo ist der Herr Kommandeur?" — „Verwundet —," er deutet mit unsicherer Bewegung nach rückwärts. — „Und der Adjutant?" — „Ich weiß nicht, wie ich raus lief, stand er noch am Telephon."

Ich springe zur Tür. Vor einer halben Stunde rief er mir noch lachende Worte zu. Wir haben ihn alle gern, ein

gescheiter, lieber, schneidiger Kerl. — Im Gang liegen große Schuttbrocken, eine Granate hat das Dach durchschlagen. Ich haste über das Geröll hinweg. Jetzt steh ich im Zimmer. Da liegt er vor mir, lang auf dem Rücken ausgestreckt, die Arme ausgebreitet, wie gekreuzigt. Die Augen sind geschlossen, keine Wunde ist zu sehen, aber sein Antlitz trägt das Zeichen des Todes. Nein, es ist keine Hoffnung; wir haben zu viel Tote gesehen, um sein Siegel nicht auf den ersten Blick zu erkennen.

Draußen steht noch wartend die Ordonnanz. — „Melden Sie, daß der Herr Adjutant tot ist." Die Worte kommen nüchtern und trocken heraus, aber die Kehle ist rauh. Und dann gehe ich zurück, über den offenen, im Strichfeuer liegenden Weg, ohne mich zu bücken, mit seltsam schweren, schleppenden Füßen, und stolpere über den Straßengraben. Denn vor meinen Augen steht noch immer das Bild des von der Granate auf den Fußboden gekreuzigten Kameraden.

Die Überwindung des Blotniagrundes

Letztes Büchsenlicht. Es ist die Stunde, wo die Rehe aus dem Wald kommen und auf den Feldern und Wiesen friedlich äsen. Aber zwischen den grünen Halmen erkalten unsere Toten und an den reifen Ähren gerinnt das Blut.

Das Infanteriefeuer schwillt rasselnd an. Es gilt einen letzten wütenden Ansturm gegen die feindlichen Gräben am jenseitigen Waldrand. Abendnebel steigen auf. Die Sonne hängt zwischen den Ästen der Bäume, wie eine entschälte Blutorange. In das zitternde entblößte Fleisch bohren sich die Tannenspitzen.

Es wird dämmrig. Wir sehen nichts mehr. Nur das Telephon und die herüberpfeifenden Kugeln künden uns,

was vorn geschieht. Die Gräben sollen heute noch genommen werden. Wieder schwillt das Feuer an. Wir schießen, schießen — ohne den Feind zu sehen, in die Dämmerung hinein. Die Kanonen bellen, in kurzen hellen Lauten. Es klingt wie das Anschlagen eines Hundes, kurz, zornig, voll zitternder verhaltener Wut.

Es ist Nacht. Die Unsern haben die Gräben genommen. Wir schießen weiter. In den Wald hinein, durch den die Russen abziehen. Stockfinster ist es. Hinter den hohen schwarzen Tannen verschwinden selbst die aufleuchtenden Sterne der krepierenden Geschosse. Wir schießen und schießen. In erbitterter Wut. So viel Blut floß und rötet das Feld. Stockfinster ist es. Aber wir sehen deutlich den Wald vor uns. Wie sie zwischen den Stämmen flüchten, wie sie sich auf der einen nach Norden führenden Straße zusammendrängen, und wie unsere Granaten mitten unter ihnen einschlagen.

Schießen, schießen! Die Kanonen bellen. Die ganze Straße streuen wir ab, so weit die Flugbahn trägt. Bis zu den ersten Häusern von Mosty Wielkie reicht es. Vielleicht ist es dort noch voll von abziehenden Kolonnen: Feuer! Feuer! Die Stadt muß brennen. —

Neben dem Scherenfernrohr am Waldrand strecken wir uns zur Ruhe nieder. Die letzten Schüsse verhallen. Nun können wir die Russen nicht mehr erreichen. Aber Mosty Wielkie brennt. Über den schwarzen Wald glostet dunkelrote Glut. In unseren Traum glüht sie hinüber. Und wirklich: es ist reines, tiefes Glück, das das Herz bei dem Schein der Flammen empfindet...

Am nächsten Morgen reiten wir durch den Wald, unfroh trotz lachender Sonne. Wir suchen nach den Wirkungen unseres gestrigen Schießens. Weiß blinkt das Holz der zersplitterten Kiefern; einzelne Granattrichter liegen

auf der Straße. Aber vergeblich sehen wir nach Leichen und liegengebliebenen Fahrzeugen aus. Es waren wieder Kosaken mit einigen Geschützen und Maschinengewehren, die uns aufgehalten. Ein ernsthafter Widerstand ist von ihnen gar nicht beabsichtigt. Sie wollen nur aufhalten. Aber die Überwindung eines jeden solchen Aufenthalts kostet uns immer blutige Opfer. Und diese Nachhutdetachements haben eine raffinierte Methode ausgebildet. Durch reichliche Zuteilung von Maschinengewehren täuschen sie starke Kräfte vor und sind zu anhaltendem Widerstand befähigt. Hinter den Gräben stehen eingegraben die Tragtiere für die Maschinengewehre. Kommen unsere Sturmtruppen auf zweihundert bis einhundert Meter heran, so geben sie noch ein rasendes Feuer ab. Dann werden die Gewehre zurückgerissen und auf die bereitstehenden Tragpferde geschnallt. Ein paar Karabinerschützen decken durch Schnellfeuer deren Rückzug. Dann springen auch sie auf ihre weiter rückwärts in Deckung haltenden Pferde, im Galopp geht es davon, und die einbrechenden Sturmtruppen stehen vor leeren, verlassenen Gräben.

Finster und wortlos reiten wir unter den hohen Bäumen und achten nicht auf die demütigen, unterwürfigen Grüße der Landeseinwohner, die sich längs der Straße sammeln. Sie kehren aus den Wäldern zurück, in die sie sich einige Tage vor dem Abzug der Russen geflüchtet. Als Gerüchte von dem Nahen der deutschen Truppen durchsickerten und die Russen die Abreise vorbereiteten, fürchteten sie Plünderungen und Grausamkeiten der den Rückzug deckenden Kosaken und flüchteten mit ihrem Vieh und ihren Habseligkeiten in die Wälder. Wir sprachen in Mosty Wielkie einen Gutsinspektor, der sich drei Tage mit seinen wertvollen Pferden im Wald eingegraben versteckt gehalten hatte.

In der Stadt halten uns die rauchenden Trümmer der von den Russen in Brand gesteckten Brücke auf. Die Pioniere suchen nach einer Furt. Die Einwohner drängen sich um die fremden Offiziere und berichten von der Russenherrschaft. Wie in Zolkiew ist es: ein lautes Jammern und Klagen. — Ja, der Krieg ist eben anders als ihr friedlichen Bürger denkt! Auch ihr daheim habt ja keine Ahnung und keinen Begriff vom Krieg, trotzdem er nun bereits mehr als ein Jahr dauert. Ihr daheim versteht es nicht und werdet es nie verstehen, was euch dadurch erspart geblieben ist, daß Deutschlands Heere den Feind von unseren Grenzen ferngehalten.

Es hat eine Zeit gegeben in diesem Krieg, wo die Völker in gegenseitigem Haß zu ersticken drohten. Aber die kämpfenden Heere haben sich bald von diesem Haß freigemacht und an seine Stelle ist Achtung vor dem tapferen Gegner getreten. So war es in Frankreich, so ist es jetzt in Rußland. Wir haben den Russen schätzen und achten gelernt als Menschen und als Soldaten. Nach den Zeitungsberichten in der Heimat könnte es scheinen, als ob die Russen als eine aufgelöste Horde vor uns flöhen, und dabei muß ein jeder Erfolg unendlich hart und teuer erkauft werden. Nach all den erschütternden Niederlagen zeigt dieses Reich noch eine zähe Widerstandskraft, die mit staunender Bewunderung erfüllen muß. Nein, man sollte nicht leichtfertig von den Gegnern sprechen.

Bunt wechseln die Gedanken wie die Bilder und Geschehnisse. Wir reiten durch die Furt. Über die Schenkel spritzt das Wasser. In hartem Zug liegen die Pferde. Die Rohrmündungen ragen gerade noch über die schlammige Flut. Dann geht es durch gelbe Felder, durch erlenbestandene Wiesen. Die Abteilung rastet im Wald. Ehe noch die dampfenden Kessel von der Feldküche hergebracht sind,

kommt Befehl zum Vorreiten, zum Erkunden von Stellungen. Wieder hat sich der Russe gesetzt. Vor neuen starken Linien stehen die Vortruppen.

Jenseits des Blotniagrundes halten die Russen. Eine weite sumpfige Niederung, dahinter vor dem Waldrand die niederen Wälle der russischen Gräben. In den diesseitigen Waldungen formieren sich unsere Infanterieregimenter. Ganz allein, vorn am Waldrand, stehen die Artilleriebeobachter. Öde und einsam liegt der Grund; leer und verlassen scheinen die feindlichen Stellungen. Nach ein paar Stunden angestrengter Arbeit sind die russischen Linien festgelegt, die Beobachtungsstände gebaut, die Batterien eingerichtet.

Nun liegen wir am Waldrand und warten. Leise bewegt ein leichter Wind die Zweige. Rote Beeren reifen zu unseren Füßen. Es wird spät, bis die Infanterie antritt. Endlich nahen die ersten lichten Linien und graben sich zwischen uns am Waldrand ein.

Das Wirkungsschießen beginnt. Die Erdfontänen steigen. Der schwarze und gelbe Rauch streicht über die feindlichen Gräben. Was die ersten Male ein überwältigendes Schauspiel war, ist nun alltäglich geworden, ein Anblick, dessen das Auge überdrüssig.

Neue Schützenschwärme kommen vor, füllen die vorderste Linie auf und legen sich in zweiter und dritter Linie hinter uns nieder. Eine Maschinengewehrkompagnie gräbt sich unweit der Beobachtungsstellen ein. Sie deckt eine Lücke in der eigenen Linie. Wie die Schützen aus dem Walde vorbrechen, knattert sie los. Es gellt gleich rasenden Schlägen auf Eisenblechen in den Ohren.

Die ersten Schützen waten bereits durch den Bach im Grunde. Die russischen Kugeln pfeifen herüber. Sie prallen an den Beobachtungsschilden ab und fahren mit dumpfem Glucksen in den Boden. Die Mannschaften der zweiten

und dritten Linie liegen platt auf dem Boden in ihren Löchern. Jeder Mann hat sich eine Kopfdeckung gegraben, hinter der er unbeweglich liegt. Es wirkt sonderbar, hier die Leute wie tot liegen zu sehen, als trauten sie sich nicht zu rühren. Dieselben Leute, die, sobald der Befehl dazu ergeht, unbedenklich aufstehen und in den Tod hinausgehen. Es ist sicher eine Reihe unter ihnen, die freiwillig den Weg nicht antreten würden und die doch dem Befehl ohne Zaudern folgen. So bestimmt eine ganze Reihe von Faktoren: persönlicher Mut, Disziplin, Herdentrieb, selbst Furcht, das heroische Gesamtbild, und es ist schwer zu beurteilen, welcher Faktor der bedeutendste ist.

Die Infanterie ist an den feindlichen Stellungen. Die Russen halten unglaublich zähe. Es sind frische Truppen: sibirische Schützenbrigaden. Unerschöpflich ist dieses Land.

Schon dunkelt es. Die Unseren brechen durch. Nur um eine Schanze tobt noch der Kampf. Versteckt gehaltene Maschinengewehre knattern los.

Die Schanze muß genommen werden. Es ist Nacht. Wir schießen, schießen auf den unsichtbar gewordenen Gegner. Die Kanonen bellen und bellen. Die Flammen der in Brand geschossenen Häuser lohen. Und es ist tief in der Nacht. Hat sich wirklich der Kreislauf des Tages erst einmal gerundet, seit das gleiche Bild an den Sinnen vorbeizog? — Gestern wie heute das gleiche: Tod und Flammen. Und so wird es morgen sein und alle Tage.

Über die Grenze

Seit sechs Wochen ziehen wir durch ein verfluchtes Land: zu unserer Rechten die verseuchten Wasser des Bug, vor uns Sumpf und Wald. Die Bewohner haben dies

Land geflohen, seine Wohnstätten hat der abziehende Feind niedergebrannt. Sumpf und Wald, Wald und Sumpf. Durchflochten mit Stacheldraht, durchzogen von todtragenden Gräben. Stellung hinter Stellung. Ein Gegner, der sich bis zum äußersten wehrt.

Im Norden pflücken die Kameraden den Ruhm: Warschau genommen, Iwangorod gestürmt. Hier gibt es keine Festungen zu stürmen und keine Städte einzunehmen, nur namenlose Sümpfe und unbekannte Wälder.

Ein undankbarer Kampf im Dunkeln. Und es lag solch glänzender Siegeszug hinter uns: Gorlice, Przemysl, Lemberg! Und wir zogen so heiter und sorglos über die Grenze in ein reiches, lachendes Land. Über die Grenze! Weit liegt das zurück hinter dem blutiggrauen Einerlei der Tage. Über die Grenze! Wie war es doch?...

Wo der Wald aufhörte, brannte ein Feuer mitten auf dem Wege; eigentlich nur ein Miniaturfeuerchen: ein glastender Balken, dessen Glut ein paar dünne Reiser anfachten. Daneben saß der Kommandeur des Infanterieregimentes, mit dem wir die letzten Tage zusammen gefochten. Seine blendend weißen, starken Zähne leuchteten aus dem nußbraunen Gesicht. Er strahlte vor Freude. Vor zwei Tagen hatte ihm eine Schrapnellkugel den Rücken aufgerissen: eine Wunde, eine Spanne lang und so tief, daß man gut seinen Mittelfinger hineinlegen konnte. Aber er hatte nicht zurückgehen mögen, hatte sich verbinden lassen und war draußen geblieben. Nur auf die Artillerie schimpfte er scheußlich. Nun lachte er schon wieder und winkte uns zu, als wir vorbeiritten: „Ein Freudenfeuer zur Feier der Grenzüberschreitung!"

Die Grenze! Gestern hatten die Dispute begonnen, wann wir sie überschreiten würden. Der galizische Feldzug hat uns verwöhnt, allein, daß es sobald sein würde,

hatte doch keiner zu hoffen gewagt. Gestern lag zwischen uns und der Grenze noch eine starke russische Stellung. Als wir am Tage nach Überwindung des Blotniagrundes durch den Wald ritten, brannte die Sonne heiß auf den Sand zwischen den Kiefern und in unserem Herzen brannte noch der Schmerz um das geflossene Blut: der war wieder gefallen und der und der. — König Ludwig sollte am gleichen Tag ins Feld kommen, um die Regimenter der bayerischen Division zu begrüßen, aber keine Festfreude wollte aufkommen.

Nach Prusinow zur Mittagsrast wollte der König kommen. Die Infanterie schleppte sich aus dem Walde dem Dorfe zu. Gebückte Gestalten. Müde, übernächtige Gesichter. Schweißbäche rieseln über die schmutzüberkrusteten Wangen. Hinter den Bataillonen keuchen Patronenwagen und Feldküchen mit ermatteten Gespannen durch den tiefen Sand.

Vom Waldrand fällt das Land sanft zum sumpfigen Rzeczyca-Grund ab. Jenseits steigen beherrschende Höhen an; kilometerweit ist man von dort Herr des Landes, bis zu dem Waldrand, den wir eben verlassen. Und in uns ist nur ein großes Staunen, daß die Russen uns hier nicht von neuem entgegengetreten sind.

Die Infanterie ist schon im Dorf, die Artillerie mit drei Batterien aus dem Walde heraus, da schnellt, kaum fünfzig Meter neben der marschierenden Kolonne, eine schwarze Rauchwolke auf. Die Kolonne marschiert ruhig weiter. — Was war das? Vor lauter Überraschung verhallt das scharfe Krachen fast ungehört. Was war das? Doch keine Granate? Die ganze Division ist ja in friedensmäßigem Vormarsch, in das Dorf, wo in einer halben Stunde der König zu Besuch kommen sollte. Da stiebte es wieder auf. Diesmal dicht neben der Kolonne. Die Pferde einer Be-

spannung steigen. Nun ist kein Zweifel: die Russen schießen auf uns mit schweren Granaten.

Zurückjagen auf schnaubendem Pferd. „Batterien nach links abbiegen, hinter das Dorf!" Die Geschütze wenden, setzen sich in Trab. Da stehen vier schwarze Fontänen mitten in der Kolonne. Einen Moment sieht man sie schwarz und steil zwischen Menschen und Pferden stehen, wie erstarrt, wie festgefroren.

Die Geschütze jagen über das freie Feld hinter das Dorf. Der Rest der Kolonne bleibt am Waldrand halten. Weg und Feld sind leer und verlassen. Noch ein paar Streuschüsse, dann verstummt das Feuer wieder. Es ist nur eine russische Nachhutbatterie, die uns hier angefallen. Aber das Programm des heutigen Tages ist doch gestört. Der König muß im Walde bleiben und kann dort nur die höheren Führer begrüßen. Und wir liegen einstweilen im Dorfe fest und dürfen froh sein, daß uns die Russen dort nicht zusammenfunken.

Die feindliche Batterie beherrscht die einzige durch den Moorgrund nach Belz führende Straße. Die „Zehn-Zentimeter" fahren zwar auf, um sie niederzuhalten, allein eine gut verdeckt aufgestellte Batterie aufzufinden, ist ohne Flieger ja fast unmöglich. Die Infanterie kann in lichten Linien den Grund überschreiten, aber die Artillerie muß bis Einbruch der Dunkelheit warten.

Die Stäbe reiten mit der Infanterie. Auf der Straße schlägt ab und zu, sobald sich dort etwas sehen läßt, eine Granate ein. Aber im Grund sind wir unbehelligt. Freilich trägt der Boden nur noch eben, eben Pferd und Reiter. Eine zähe Grasdecke liegt schwankend über tiefem, unergründlichem Moor. Wo die Pferde durchtreten, quillt es schwarz und unheimlich heraus. Eine Feldküche hat den Weg gewagt und ist jämmerlich steckengeblieben. Schief,

halb versunken, steckt sie im Moor, aber der Schornstein dampft noch immer. — Wasserläufe durchziehen den Grund. Über die schmalen Infanteriestege können wir nicht reiten. Bis an den Bauch geht den Pferden das Wasser. Man muß die Beine hochziehen, um nicht patschnaß zu werden.

In Belz liegt unsere Infanterie: von da ab beginnt die Ungewißheit. Stehen auf den Höhen wirklich nur noch Nachhuten und wie stark sind sie? Oder erwartet uns dort oben wieder eine stark besetzte Stellung?

Die Meldungen von der Kavallerie sind bisher ausgeblieben. Die Batterien sollen einstweilen in vorsichtiger Entfernung gegen die mutmaßliche Stellung angesetzt werden. Aber die absolute Stille spricht nicht sehr für starke Besetzung. Die Artilleriestäbe reiten über die Infanterie hinaus. In aufgelöster Ordnung, wie eine Kavalleriepatrouille, werden die Dörfer angeritten. In einem sind wir die ersten Deutschen. Die Einwohner laufen zusammen, staunen uns an, schleppen Milch, Brot und Eier herbei.

Dann stoßen wir auf eine Kavalleriepatrouille. Vor uns sind nur noch abziehende Kosaken. Ich galoppiere noch vor bis in die verlassene Stellung. Die Russen sind nicht fertig geworden. Säuberlich in Reihen stehen die Pflöcke für das Drahthindernis, aber der Stacheldraht liegt noch in Rollen aufgewickelt auf der Straße. Daneben ein Haufen Fäßchen. Einige sind aufgeschlagen. Klammern und Nägel quellen heraus. Und Fässer wie Drahtrollen tragen amerikanische Firmenstempel. — Wir werden euch das nicht vergessen, euch da drüben!

Es dämmert. Von einem Hügel sieht man noch weit ins Land. Fern am Horizont brennen die Dörfer. Die Russen sind fort! —

Gestern war das. Heute früh rückten wir nach. In kleinen Detachements: Infanterieregimenter mit zugeteilten Batterien. Die Wälder haben aufgehört. Das Land trägt überreich an Frucht und Korn. Die Kirschen blühten, als wir über den San ritten, nun pflücken wir die letzten reifen, ehe wir das Land verlassen.

Je weiter wir kamen, desto freier und leichter wurde uns um das Herz. Nur das Heute kennt der Krieg. Wie ist alles vergessen und versunken, was in den letzten Tagen an Qual und Mühsal war und Not und Elend.

Nun stehen wir an der Grenze. Lustig brennt das kleine Feuerchen, und der Infanterieoffizier lacht, daß die weißen Zähne blinken. — Ich muß an Frankreich denken, wie wir in den ersten Mobilmachungstagen über die Grenze zogen und wenige Stunden darauf im Gefecht standen und in unserem Rücken Parux brannte. Wie es dann zurück nach Deutschland ging, und nach Saarburg zum zweiten Male über die Grenze; diesmal ernster und stiller. Zum dritten Male marschierten wir von Belgien aus nach Frankreich hinein, und darauf kamen die schweren, schweren Kämpfe bei Lihons, die mit dem Übergang zum Stellungskrieg endeten, und um deren Erinnern es noch immer wie ein blutiger Schleier hängt.

Nun reiten wir nach Rußland hinein. Kein Kanonendonner, kein Gefechtslärm, kein Feind! Wie im Frieden ist es. Nein, nicht wie im Frieden. Paß- und Zollschikanen fehlen. Die Kosaken, die an der Grenze schwärmten, sind fort. Das Kordonwachthaus vor uns ist verlassen. Es ist ein Ziegelrohbau, eine kleine festungsartige Kaserne mit Stall, Turn- und Reitplatz. So hart an der Grenze liegt sie, als wollte sie mit ihren roten Mauern hinübergreifen auf den fremden Grund.

Wachthaus neben Wachthaus liegt so in Abständen von wenigen Kilometern die ganze Grenze entlang. Wie eine

Drohung. Eine chinesische Mauer in Wahrheit, die absperrt nach innen wie nach außen.

Wir haben diese Mauer durchbrochen. Der Wald hört längs der Grenze auf. Das Land senkt sich und liegt offen vor uns. Offene, weite Ebene. Ja, hier mußten die Russen weichen. Hier fanden sie keine Stellung, sie, die nur hinter Wall und Graben und stacheligem Drahtverhau halten.

Wir reiten über die Landstraße wie im Frieden, rücken ins Quartier wie im Manöver. Aber das Land ist leer und verlassen. Die Bewohner sind geflohen, in panischem Schrecken wie vor einbrechenden Hunnenscharen. Noch sind die Herdstellen warm. Auf den Höfen gackern Hühner, quieken Ferkel. Heute abend werden sie allenthalben Festbraten abgeben. Schon wird geschlachtet und gekocht. Hochstehendes goldenes Korn umwogt uns. Sie selber, die unsere Frauen und Kinder hungern lassen wollen, müssen uns nun das heilige Brot liefern.

Die Scheunen im Gutshof sind voll. Wir richten uns im Herrenhaus ein. Vom Dorfe her hört man unsere Leute singen. Über dem Park glitzern die Sterne. Wo es im Osten noch fahl ist, ziehen die Wasser des Bug. Man meint, man müsse sein Rauschen hören.

Vom Dunajec bis zum Bug! Galizien ist frei! Wir haben unsere Pflicht getan. Rußland liegt vor uns, dunkel und geheimnisvoll. Eine neue Aufgabe wartet dort unser: blutig und hart. Wir werden auch sie lösen.

Die Kämpfe der Bug-Armee

Die Schlachten von Maslomez bis Strelcze

Die Russen wollten nicht weichen. Sie ertrugen einen Eisenschauer nach dem anderen und wiesen Sturm auf Sturm ab. Das waren nicht mehr die gleichen, die wir bei Gorlice geworfen und von da durch ganz Galizien gejagt. Unsere Verblüffung verwandelte sich in ingrimmigen Zorn, untermischt mit banger Sorge: Was sollte werden, wenn es uns nicht gelang, durchzubrechen?

Die im ersten Anlauf versuchte Überrumpelung mißglückte, der erste planmäßige Sturm nach sorgfältiger Artillerievorbereitung desgleichen. Ein Bataillon war bereits durchgestoßen, aber in dem Nachbarabschnitt hielten die Verteidiger zähe, und der Gegenangriff eines frischen Regiments warf die Eingedrungenen wieder hinaus. Seitdem war nichts zu machen, die Russen hielten die stärkste Beschießung aus. Die als Stützpunkte ausgebauten Dörfer und Friedhöfe waren längst dem Erdboden gleichgemacht, der Boden vor und hinter den Stellungen umgeackert, die Wälder, in denen die Reserven liegen mußten, niedergebrochen vom Granatenschauer; es half nichts, die Russen hielten in ihren meterhoch eingedeckten Schützengräben, und ein jeder Sturmversuch brach in ihrem rasenden Feuer zusammen.

So Deprimierendes haben wir noch nicht erlebt, und die Stimmung wurde kaum besser, als der Durchbruch an anderer Stelle gelang und die Russen die Stellung vor uns räumten. In strömendem Regen passierten wir die Drahtverhaue und Gräben. Da sahen wir, daß trotz aller Verwüstung, die die Zehntausende von Granaten angerichtet

hatten, die Stellung zum größten Teil unerschüttert geblieben war.

Das waren andere Stellungen, als wir bei Gorlice gestürmt, ja selbst stärker als die von Przemysl. All die Erfahrungen des Krieges hatten die Russen hier hineinverarbeitet und in monatelanger, sorgfältiger, ungestörter Arbeit Verteidigungslinien von einer Stärke geschaffen, wie sie bisher unerhört waren. Die Schützengräben, sorgfältig dem Gelände angepaßt und in Feldern und Mulden versteckt, boten ein kaum erkennbares Ziel; sie waren meterhoch eingedeckt, so daß sie selbst Volltreffern aus Feldgeschützen widerstanden. Von den schweren Kalibern war zwar hier und da ein Treffer in den Graben gegangen, aber in dem übrigen Teil hatten sie unerschüttert ausgehalten.

Auf trostloser, aufgeweichter Straße ging es den fliehenden Kolonnen nach. An einer verlassenen Stellung, die zu besetzen die Russen nicht mehr Zeit gehabt, ging es vorbei, dann stieß die Vorhut bereits nach wenigen Kilometern auf den Feind. Auf den Höhen von Hrubieszow arbeiteten die Russen sorglos in hellen Haufen an einer neuen Stellung. Das Vortruppbataillon bog sofort von der Straße ab und duckte sich in einer Waldparzelle; unsere Abteilung, die in der Vorhut war, ließen wir auffahren, jagten vor, fanden eine Beobachtungsstelle und sandten in den überraschten Russenschwarm einen Eisenschauer nach dem andern.

Aber an dieser Stelle waren die russischen Linien allein von Natur aus bereits zu stark, als daß eine Überrumpelung geglückt wäre; am nächsten Tag wurden wir mit einem starken Detachement herausgezogen und der Nachbardivision zugeteilt, wo man mit mehr Aussicht auf Erfolg einen Durchbruch wagen konnte.

Immer noch regnete es, das Gefecht brannte ab wie ein langsam schwelendes Feuer; der Angriff wollte nicht voran-

kommen. Die Batterien standen hinter dem Hang in tropfnassem Kornfelde, die russischen Granaten fuhren davor und dahinter in die Erde, ohne Schaden zu tun. In den Meierhof von Antonowka, in dem die Beobachtungsstelle untergebracht war, fuhr quer durchs Dach eine Granate und krepierte hinter uns. Die Infanteriereserve, die bisher im Gehöft gelegen, zog daraufhin ab, und wir waren allein und ungestört in dem großen Gehöft. Aber der Zielraum war nur zum Teil zu übersehen, und so ging eine Erkundungspatrouille vor, um eine zweite Beobachtungsstelle zu suchen.

Die Infanterieposten im Walde meinten, daß die Höhe ungangbar wäre, da die Russen bisher jeden Posten mit Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer verscheucht hätten. Allein wir krochen so vorsichtig durch das hohe Korn, daß sie uns nicht merkten und wir ungestört bis auf die Höhe kamen, von wo wir, behutsam über die Halme lugend, die russischen Stellungen aus nächster Nähe vor uns sahen. Freilich troff jeder Halm von Wasser. Bis auf die Haut durchnäßt, kamen wir zurück. In der Nacht wurde auf dem erkundeten Platz eine Beobachtungsstelle gegraben, und am nächsten Tage gelang der Sturm unter einem wohlgezielten, rasenden Schnellfeuer, das unserer Infanterie ermöglichte, fast ohne Verluste die russischen Stellungen zu nehmen.

Wieder folgten wir am frühen Morgen, wieder stießen wir nach kurzem Marsch bereits auf den Feind, fuhren auf und schossen. Die Russen, die noch nicht Zeit gehabt, sich zu setzen, wichen, wo die Infanterie sie anpackte. In scharfer Verfolgung ging es ihnen nach, am ganzen Horizont sah man helle Haufen fliehen. Über eine starke Stellung hinaus wich der Feind, ohne daß er Zeit fand zu neuem Widerstand.

Durch das brennende Moniatyce ging es in aufgelösten Schützenschwärmen über die Felder, auf der Straße rassel-

ten die Batterien hinterher. Auch aus den Gräben von Stepankowice schossen wir die Russen hinaus, allein wir durften ihnen nicht folgen, wollten wir nicht allen Zusammenhang mit den Nachbartruppen verlieren. Die Russen kamen zurück und bauten sich in der Nacht stärker ein.

Hinter dem Tale von Stepankowice lag ein neuer Kranz stärkster Feldbefestigungen, kreisförmige Stützpunkte mit starken Drahthindernissen davor, die durch ein System von Schützengräben und Laufgräben miteinander verbunden waren. Wie ein Brückenkopf lag auf dem diesseitigen Hang des Wiesengrundes die festungsartig ausgebaute Brennerei. Im planmäßigen Angriff wurde sie genommen. Wie ein Schild flogen die Granaten vor der stürmenden Infanterie her. Die Russen stellten sich aus dem Graben zum Bajonettkampf, aber nachdem die ersten niedergestochen, floh der Rest. Mit der Infanterie gingen die Artilleriebeobachter vor. Es dämmerte schon, als die Stellung genommen war. Der ganze Gebäudekomplex der Brennerei, durch Mörser zertrümmert, brannte. Man konnte nicht sehen und kaum atmen in den dichten Rauchschwaden. Das Gewehrfeuer prasselte wie die Regenmaschine im Theater, und mit allen schweren und leichten Kalibern und mit Minenwerfern schossen die Russen aus der Hauptstellung in die flammende, rauchschwarze Hölle.

Ein kühner Vorstoß der vordersten Kompagnie in den frühen Morgenstunden brach auch in die Hauptstellung Bresche, und so ging es Tag für Tag weiter, ein Stück der Stellung nach dem andern wurde gewonnen, bis ein starker Gegenstoß mit überlegenen frischen Kräften dem weiteren Vordringen der erschöpften Truppen Stillstand gebot.

Aber wir kamen doch durch, ein Stückchen weiter westlich bei Teratin, wo es noch das reine Hasenschießen auf die fliehenden Russen gab. In einer Mulde vermeinten die

Russen wohlgedeckt fliehen zu können. Als eine Salve unter ihnen krachte, da machten sie kehrt und liefen mit hoch erhobenen Händen den Stürmenden entgegen.

So ging es wochenlang, Tag für Tag, Sturm auf Sturm; einmal verhältnismäßig leicht im ersten Anlauf, ein andermal hielten die Russen und waren erst nach tagelangen, unendlich blutigen und langwierigen Kämpfen zu werfen. Linie auf Linie zog sich quer durchs Land, während wir die eine stürmten, arbeiteten weiter im Lande Tausende und Tausende von Arbeiterscharen an einem Dutzend neuer, eine immer stärker als die andere.

Auf Teratin folgte Strelcze. Fliegerphotographien gaben uns ein genaues Bild der Stellungen. Wir versuchten es mit Überrumpelung. Im Abenddämmer griff die Infanterie an. Am Waldrande, wenige hundert Meter vor der russischen Stellung, hatten wir unsere Beobachtungsstelle. Es schien ganz glatt zu gehen, auf hundert Meter kam die Infanterie heran, da setzte ein rasendes Schnellfeuer ein. Alles warf sich zu Boden, an weiteres Vordringen war nicht mehr zu denken. Gott sei Dank waren die Verluste nur gering. Es war schon reichlich dunkel, die Russen hatten viel zu hoch geschossen. Auch bei uns an der Beobachtungsstelle war nur ein Mann verwundet.

Am nächsten Tage wurde es von neuem versucht, wir zweifelten alle an dem Erfolge, aber die oberste Führung drängte, und siehe da, es ging. An zehn Stellen brach sich der Sturm am Drahtverhaue, Dutzende von Tapferen brachen vor und im Stachelgewirr zusammen, ohne doch den nachfolgenden Kameraden den Weg völlig bahnen zu können, aber an einer Stelle, wo eine Batterie bis zum letzten Augenblick geschossen, als die erste Linie der Stürmenden schon dicht am Werk war, war der Durchbruch geglückt, und von da rollte die ganze Front auf. Ein Gegenstoß der Russen

unter Heranführung von Feldbatterien auf nächste Entfernung mißglückte.

Strelcze brannte. Durch ein ganzes Netz von hintereinander liegenden Stellungen waren wir durch, die Russen gaben das Spiel auf, weit hinten am Horizont sah man endlose Kolonnen abziehen. Irgendwoher aus großer Entfernung feuerte noch eine schwere Batterie. In regelmäßigen Abständen stiegen die schwarzen Fontänen in dem Kornfeld auf, aber dazwischen durch ging in lichten Linien unaufhaltsam, ohne zu stocken, die Infanterie zur Verfolgung vor.

Längs der Bahnlinie Cholm—Brest nach Norden

Es war nicht gewiß, ob Sawin vom Feinde frei ist. So ritten wir sehr vorsichtig in den Ort hinein. Rechts und links schwelten die Trümmer. Nur am Marktplatz standen noch unversehrte Häuser, aber auch hier lag ein feiner Rauchschleier in der Luft, beizend und scharf. Die Kirche war im Umbau begriffen. Auf dem Baugerüst konnte man hochklettern. Von da aus sah man über den Wiesengrund an den jenseitigen Waldrand. Schwaches Gewehrfeuer knatterte da und dort auf, gleich aus halbverlöschendem Brande zuckenden Flämmchen: Kosakennachhut — Patrouillen.

Nachdem die Infanterie die von den Russen verlassenen Stellungen gesäubert und in den Wald eingedrungen war, stießen wir am nächsten Tage mit einer starken Kavalleriepatrouille vor. Die Nachrichten über den Feind lauteten derart widersprechend, daß wir in die blanke Ungewißheit hinausritten. Durch den Wald nördlich Sawin ritten wir ohne Fährdung, dann ging es in aufgelöster Ordnung mit größter Vorsicht in den nächsten hinein. Am Rande stand eine verlassene Baumwarte, dahinter zwischen den Büschen

versteckt Unterstände. Doch das erwartete Feuer blieb aus, ungefährdet stießen wir durch den Wald. Ein sorgfältiges Suchen mit dem Glas zeigte keinen Feind, und sorglos trabten wir über die freie Ebene vor.

Auch die nächste Ortschaft schien frei vom Feinde. Erst als die vordersten Reiter den Dorfausgang erreichten, krachte es von drei Seiten. Ein Gegner war nirgends zu sehen, aber in dichtem Schauer pfiffen die Kugeln. Es blieb nichts anderes übrig als in Karriere zurückzureiten in den schützenden Wald. Am Waldrand sammelten wir. Dem einen Pferd rann es rot über den Schenkel, einem anderen hatte eine russische Kugel das Maul zerfetzt. Ein Reiter hat mit einer Kugel im Rücken gerade noch den Wald erreicht, ein anderer wurde heruntergeschossen, nur das reiterlose Pferd fand sich bei der Patrouille ein, wir mußten ihn verloren geben. An ein weiteres Vorreiten war nicht zu denken, aber es gelang dann doch, von einem Hügel von der Flanke aus Einblick in die russische Stellung zu bekommen, die sich in doppeltem Kranze um Petrylow zog.

Der Angriff auf Petrylow wurde einer der ruhmvollsten für unsere Infanterie. In das Zentrum der Stellung kamen die Sturmtruppen allerdings unerwartet leicht. Der Führer des Sturmbataillons hatte mit der Mörserbatterie, deren Beobachter bei ihm im Schützengraben war, drei unmittelbar aufeinanderfolgende Salven verabredet. Noch während die dritte in der Luft heulte, stürmte er auf einen Pfiff mit seinen Leuten vor. Ehe die Russen aus den Deckungen wieder an die Schießscharten geeilt, waren die Stürmenden schon heran. Ein Maschinengewehr versuchte noch zu feuern, zehn Schuß, die in der Aufregung zu hoch gingen, brachte es noch heraus, dann zerriß eine durch den Schlitz geschleuderte Handgranate die Bedienung. Die Stürmenden waren im Graben. Aber anstatt sich zu ergeben, verteidigten sich die

Russen mit großer Hartnäckigkeit. Jeder Unterstand wurde zu einer kleinen Festung, die mit Handgranate und Messer blutig erkauft werden mußte.

Über das eine Werk ging an diesem Tage der Angriff nicht hinaus, und wir mußten froh sein, daß wir uns gegen den nun einsetzenden russischen Gegenangriff halten konnten. Es waren die Petersburger Leibgarde-Regimenter, die hier fochten. Als ihre Sturmkolonnen aus dem Walde brachen, feuerte die gesamte Artillerie hinein, Kanonen, Haubitzen und Mörser, schwere und leichte Kaliber. Aber als wäre dies Höllenfeuer ein Nichts, gingen sie mit unerhörter Bravour vor und kamen bis dicht an die eben von uns genommene Stellung heran.

In der Nacht wiederholten sie den Angriff, und es gelang ihnen, in einen Teil des Grabens einzudringen. Um die dort aufgestellten Maschinengewehre entbrannte ein wütender Kampf. Die Russenfäuste, die sich darnach streckten, zuckten blutüberströmt zurück, die deutschen Leiber, die sie deckten, zerrissen russische Handgranaten. Der Führer der Gewehre, ein junger, lebensfrischer Leutnant, fiel schwer verwundet. Eine russische Handgranate hatte ihm die ganze Seite aufgerissen — ein hoffnungsloser Fall. Er hing so zäh am Leben. Als man ihn später zurücktrug, bat er den Arzt und die Freunde: „Könnt ihr mir denn gar nicht helfen, muß ich denn wirklich sterben?"

Am folgenden Morgen war ein deutsches Bataillon abgeschnitten. Wo das eigene Grabenstück an das vom Gegner besetzte stieß, hielten Scharfschützen hinter notdürftigen Deckungen unermüdlich Wacht. Man hielt sich die Russen vom Leibe, aber die Verbindung mit der eigenen Truppe war abgeschnitten. Ein Telephonist nach dem anderen, der versuchte, die zerschossene Leitung zu flicken, wurde abgeschossen. Endlich gelang es einem, mit einem neuen Kabel

in den Graben zu springen, und man konnte sich wenigstens wieder verständigen. Patronen und Handgranaten waren die dringendste Forderung. Während der Dunkelheit gelang es, sie vorzubringen. Neue russische Gegenangriffe wurden abgeschlagen, ein weiteres Grabenstück genommen, und in der Nacht räumten die Russen die ganze starke Stellung. Die russische Garde hatte das heranziehende Verderben nicht aufhalten können.

Längs der Bahn nach Brest zogen wir nach Norden. Immer wieder aber versuchten die Russen unseren Vormarsch aufzuhalten. In raffiniert ausgebauten Stellungen hielten sie, in Wäldern setzten sie sich zur Wehr, in Gräben, die von Baum und Busch so verdeckt waren, daß man erst aus nächster Entfernung ihrer gewahr wurde. Tagelang rang die Division um wenige Meter, dann ging es wieder zügig kilometerweit. Verbrannte Brücken und aufgerissene Straßen konnten den raschen Vormarsch nicht hemmen.

Am dämmernden Abend kamen wir an den Bug. Matt blinkte das unscheinbare dunkle Wasser zwischen den Ufern. Über die kiefernbestandenen weißen Sanddünen galoppierten die letzten Kosakenpatrouillen davon. Was unerfüllbarer Traum geschienen und monatelanges Sehnen gewesen, wurde Wahrheit. Wir standen am Bug, kaum fünfzehn Kilometer noch von Brest entfernt.

Brest-Litowsk

Das Pferd verlor den Grund; das Wasser kroch über die Hüften hinauf, unheimlich schwarz, gurgelnd und gluckſend. Eine Strecke unterhalb rann es über die verbrannte Mühle, von der nur noch schwarze, verkohlte Holzstumpfen standen und rostige, verbogene Eisenteile.

Das Tier schnaubte vor Angst. Grünes Schilf stand am sumpfigen Ufer. Da gewann es mit einem mächtigen Satz die Böschung.

Weit im Norden marschierte die Division. Allein ritt ich gen Brest. Ich hätte es nicht verwinden können, an dieser Stadt vorbeizureiten, ohne sie zu betreten. Einsam und tot lag das Land. Das trabende Pferd dampfte; eisig griff der Wind in die durchnäßten Kleider. Die Dörfer leer, die Brücken verbrannt, die Straßen zerstört. Der Weg führte durch die Einsamkeit fern der Straße der Armeen und der Etappen. Zwischen Sumpfried und Flußläufen war der Bahndamm der einzige gangbare Weg. An der Eisenbahnbrücke hingen noch die Sprengpatronen.

Stahlgehege wucherten über das Land, in der Waldlichtung, auf den Feldern, vor den Sanddünen; dahinter Schützengräben, Wälle und Batteriestellungen. Hinter dem ersten Befestigungsring wurde das Feld einförmig flach. Am Horizont stand die Stadt wie auf einer Tischplatte aufgestellt. Aus dem ungewissen Liniengewirr erhoben sich klar nur an dem einen Ende ein häßlicher roter Häuserblock, an dem anderen die orthodoxe Kirche. Fünf Kuppeln standen am Horizont, fünf Kuppeln von wunderbarer Bläue gleich Saphiren, als seien sie aus dem Blau des Himmels herausgeschnitten, freilich aus einem anderen, glücklichen, sonnigen Himmel; denn dieser war trüb, bleigrau und dunstig, und die schwarzen Wolken der brennenden Dörfer trugen ihn. — Der Wind zerrte an den singenden Telegraphendrähten. An einzelnen Stellen lagen sie zerrissen, in wirren Schlingen über den Weg und griffen nach den Hufen des Pferdes. Ich trieb es zur Eile.

Seit vier Monaten zogen wir durch das Land, von Stellung zu Stellung, vor uns Tod, hinter uns Zerstörung. Weiter und weiter.

Tot und einsam liegt das Land, nicht einmal eine Leiche auf dem Wege, nicht einmal ein Pferdekadaver, ein Zeichen, daß früher hier Leben war. Und das Herz fiebert der Stadt entgegen, den fünf blauen Märchentürmen, als läge dort Ziel und Ende und Ruhe und Frieden.

Der innere Fortsgürtel ist gesprengt. Die Forts sind ausgebrochen wie Vulkane. Weithin verstreut liegt Stein und Stahl. Mitten in dem einen Fort stand ein hübsches Holzhäuschen, das wohl der Wachtmannschaft als Wohnung diente. Nie hatten die Russen geglaubt, daß der Feind bis hierher, bis an ihr innerstes Bollwerk vor dem Herzen Rußlands dringen könnte, und so stand auch das Holzhäuschen noch, als der Feind bereits vor den Toren lag, und erst die Trümmer der Explosion zerstörten es. Zwischen den schweren Zementblöcken, die von den Kasematten bis hierher flogen, blühen noch die Blumen des hübschen Gärtchens, aber sie sind weiß von Zementstaub.

Auf den leeren, einsamen Straßen der Vorstadt hallt der Hufschlag. Kein Mensch, kein Tier. Die Häuser sind aus Holz, Buden aus Brettern und Wellblech. Wie in einer Stadt des amerikanischen Westens sieht es aus. Zurückgebliebene alte Kultur und frühreife, allzu junge berühren sich. Endlich kreuzen ein paar Feldgraue den Weg. Weiterhin steht eine Kolonne. Aber Menschen und Pferde wirken unheimlich, unwirklich in dieser Welt des Todes, und auf ihnen allen lastet die Todeseinsamkeit der Stadt. Nichts ist zu merken von der lauten Fröhlichkeit, die sich sonst in genommenen Städten breitet.

Der Todesschatten senkt sich auf alles Leben. Ich fahre erst auf, wie das Pferd stutzt und trotz Sporenhieb nicht weiter will. Da erst sehe ich den Abgrund. Das Tier steht zitternd vor dem gesprengten Viadukt. Unten ziehen die hundert Gleise des Güterbahnhofes zerstört und verbogen.

Zu beiden Seiten rauchen noch die Trümmer der Bahnhofsanlagen.

Hinter der Bahn Straße auf Straße, verkohlte und rauchende Trümmer. Die Russen haben die Stadt an allen vier Enden angezündet. Unversehrt steht die Kirche. Mit einem Male liegt sie vor mir mit Kuppeln, Toren und Zierat. Aber das Blau der Kuppeln ist jetzt kraß und aufdringlich, und es ist nichts als ein häßlicher, bunter Bau. Weit offen steht das Tor. Auf goldenem Grunde glänzen die Heiligen. Ein alter Bauer in braunem Kittel kniet davor und küßt ihnen die Füße. Er allein scheint in der Stadt zurückgeblieben. Inbrünstig betend, rutscht er auf den Knien von einem Heiligenbild zum anderen, ohne auf den fremden Sieger zu achten. Trotzig klirren die Sporen auf den eingelegten Fliesen. Aber im Herzen brennt so weher Schmerz. Was sucht es hier? Nirgendwo findet es, was es sucht.

Straße auf, Straße ab Tod und Trümmer. Erst auf dem Wege zur Zitadelle ist wieder Leben; Kolonnen und arbeitende Pioniere. Auf dem weiten Felde steht unheimlich das Gerüst der Luftschiffhalle. Die Russen haben Feuer daran gelegt. Aber der Eisenbau steht noch verbogen und rot vom Feuer. In der Feste stehen und liegen in engen Reihen Lafetten, Rohre und Geschütze, Mörser, Revolverkanonen und Schnellfeuergeschütze.

Durch hallende Torwege und auf moosigen Brücken über die breiten Gräben, in denen zwischen Schilf und Wasserrosen tiefschwarzes stilles Wasser steht. Vor dem mächtigen Fort „Graf Berg" steht ein Posten. Hier haben die Russen noch gebaut. Eine für den Bau rasch errichtete Zementfabrik sieht aus, als hätten die Arbeiter sie eben verlassen. Halb offene Zementfässer, aus denen der weiße Staub rinnt, liegen umher. In der fertigen Masse stecken noch die Schaufeln. Nackt stehen die Mauern der noch nicht mit Erde be-

kleideten Unterstände und Kasematten. Wir sind den Russen zu rasch gekommen.

In dem Fort lagern gewaltige Munitionsbestände. Darum ist sein Betreten verboten. Auch vor den übrigen noch unzerstörten Forts stehen Posten. Sie bergen noch die Sprengladungen. Niemand darf sie betreten, ehe nicht die Pioniere den in enger Kapsel schlummernden Tod unschädlich gemacht.

Von dem „Graf Berg" sieht man weit über die Stadt. Die goldenen Kreuze über den blauen Kuppeln glühen blutrot. Ich weiß noch heute nicht, war es das Abendrot, oder war es wirklich Blut, was von den Kreuzen herab über die Kuppeln tropfte. Leer und verlassen die Straße, die aus der Stadt führte. So still ist jetzt das Herz. In dieser Stadt wohnt der Tod.

Durch die Rokitnosümpfe

Die Brücke ist noch nicht fertig. Wir lagern am Waldrand. Sumpfwald; Laubbäume, Weiden und Erlen. Wenige Schritte vom Wege wird der Grund bereits moorig und feucht. Das Gras schillert in jenem verdächtigen Grün, das den Sumpf kündet und vor dem die Pferde scheuen. Die Tiere schnuppern am Boden, reißen das Laub von den Bäumen. Die Haferration ist knapp.

Die Zeit drängt. Wir brechen auf, kaum daß das letzte Brett verlegt, der letzte Nagel eingeschlagen ist. Am Waldrand beginnt der Boloto Golo, einer jener Sumpfseen, die im Sommer trocken liegen. Aber die Grasnarbe ist nur dünn. Sie trägt wohl den Fußgänger und den Einzelreiter, allein unter größerer Last bricht sie, und wie aus Wunden quillt zwischen der grünen Decke moorige schwarze Erde

hervor. Ein Gerätewagen hat voreilig den Weg versucht. Jetzt steckt er bis über die Achsen im grundlosen Moor. Einen kilometerlangen Bohlenweg haben die Pioniere über den sumpfigen Grund gelegt. Wie das Regiment darüber marschiert, schwankt er auf und ab. Wir gehen wie auf wiegenden Federn.

Ein Ordonnanzoffizier reitet an der Kolonne vorbei. Es geht ihm nicht rasch genug. Er biegt vom Wege ab. Wenige Galoppsprünge und sein Pferd ist eingebrochen. Die Hinterbeine versinken in dem schwarz aufquellenden Grund, mit den Vorderfüßen klammert es sich angstvoll wiehernd an den Brettern des Bohlenweges fest.

Die eigentliche Brücke ist nur kurz. Ein unscheinbarer Wasserlauf, nur wenige Meter breit, führt durch das Moor. Und doch ist vor wenigen Stunden der Rittmeister mit seinem Burschen darin ertrunken. Er ritt als Verbindungsoffizier zum Nachbarkorps. Die Brücke war noch nicht fertig. Er hatte keine Zeit zu warten und ritt durch das Wasser. Ein Rennreiter, ein Sieger in manchem Geländeritt! Nun deckt ihn samt seinem Begleiter die schwarz schillernde Flut. Die Ufer sind Sumpf, der Flußgrund Schlick, das Wasser gibt die Leichen nicht wieder her.

Heide, Sumpf, Ried und Sand. Weit sieht man über das Land, endlos weit. Wilde Enten ziehen hoch über den Himmel.

Das Dorf am Wege ist niedergebrannt wie alle. Von den strohgedeckten Holzhäusern stehen nur mehr die Lehmdielen mit dem Herd in der Mitte. Der hohe Schornstein ragt rauchgeschwärzt und brüchig in den Himmel. Auf einem Herd stehen noch die irdenen Töpfe. Die Äpfel und Birnen an den versengten Bäumen sind reif gedörrt von der Hitze. Unter ihnen liegt die nackte Leiche einer Frau. Die Kleider sind verbrannt, der ganze Körper schwarzgesengt.

Nur an einem Fuße blieb der Stiefel durch einen lächerlichen Zufall unverbrannt. Ein Hund heult auf und schließt sich der Kolonne an. Er trottet nach und läßt sich nicht verscheuchen.

Von der Vorhut her knattert Gewehrfeuer. Die Artilleriestäbe galoppieren vor. Die Batterien gehen am Rand des Sumpfes zwischen niederem Buschwerk in Stellung. Es ist die einzige Deckung. Auf Meilen ist das Land eben, eben wie ein Brett. Petersburger Gardekavallerie sperrt uns den Weg und deckt den Rückzug der abziehenden geschlagenen Armee. Wie das Dorf in Flammen steht und ein Graben genommen ist, ergeben sich die übrigen. Ein Teil entkommt und hat noch Zeit, die Brücke hinter sich zu verbrennen. Wieder liegen wir Stunden.

Wir kommen nicht mehr viel weiter an diesem Tage. Im Wald ist Nachtlager. Zwischen den Bäumen weiden die Pferde. Blauer Rauch kräuselt vor den Zelten. Ein Wasserlauf ist nirgends zu finden. Zwischen den Erlen graben die Leute nach Wasser. Nach wenigen Spatenstichen quillt es aus dem Boden. Aber es ist lehmig und trüb. Der daraus bereitete Tee schmeckt nach Moor und Moos.

Das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer knattert die ganze Nacht. Die Vorhut schlägt sich mit den russischen Nachhuten herum, die sich wieder gesetzt haben. Aber am nächsten Morgen ist das Dorf, wo die Russen eine starke Stellung vorbereitet hatten, gestürmt. So überraschend wurde die Besatzung geworfen, daß sie nicht einmal mehr Zeit hatte, wie üblich, das Dorf in Brand zu stecken. Wir finden reiche Vorräte, Korn, Hafer und Heu, und haben zum erstenmal seit Wochen wieder Dach und Herd.

Sand wechselt mit Sumpf, magere Kiefern kümmern auf den hohen Dünen. Schneeweiß sind sie. Man meint, hinter ihnen müsse das Meer rauschen. Allein es ist nur

wieder Sumpf und Ried. Schützenlöcher sind auf den Hügeln. Wenige abgesessene Reiter versuchen immer von neuem den Vormarsch aufzuhalten.

In aufgelöster Ordnung marschiert die Division. Die Reiter gehen neben den müden Pferden. Geschütze und Fahrzeuge sind überladen mit Heu und Stroh aus dem letzten Quartier. Das muß für die nächsten Tage reichen. Die Köche der qualmenden Feldküchen suchen unterwegs nach trockenem Holz. Hinter mancher Kompagnie wird eine Kuh oder ein Schwein getrieben. Unser Weg kreuzt die Heerstraße, die von Brest nach Osten führt, eine wundervolle Straße, die auf hohem Damm durch den Sumpf führt. Viele tausend Russen sind darauf marschiert. Ein Zug Flüchtlinge kommt uns entgegen. Abgetriebene Klepper ziehen mit Hausrat überladene Karren. Haufen von kleinen Kindern kauern auf den übereinander getürmten Möbelstücken und Kornbündeln. Wie junge Vögel im Regen hocken sie eng nebeneinander. Alle paar Meter liegt neben der Straße ein totes Pferd.

Wir marschieren wieder durch den Sumpf. Seitwärts des Weges steht die Grasnarbe in sonderbaren, hügeligen Büschen. —

Am Abend muß ich auf Ordonnanzritt noch allein über das Land. Weißer Nebel steigt aus dem Sumpf. Die Bäume des Gutshofes ballen sich zu weißlichen Wolken. Die Grenzen von Land und Wasser verwischen. Ein ungewisser Schimmer liegt über allem. Auf dem Boden glitzert es wie Reif. In der Ferne leuchtet es wie Schnee. Aus den Wolken lösen sich verschwommene Gestalten, Fußgänger und Reiter, gebeugt, zusammengekrampft vor Kälte, auf eisstarrendem Weg. Endlose Scharen und daran vorbeijagend ein Schlittengespann. Zwischen Pelzdecken ein vermummter Mann. Das Tier schrickt unter dem Reiter. Wo-

hin ziehen wir? Unermeßlich ist dies Reich. Hinter uns her kommt der Winter.

In rascher Gangart geht es zum Lager. Rot und warm leuchten die Feuer. Die Kapelle eines Infanterieregiments spielt. An mehreren Stellen singen sie zur Harmonika. Kaum einen Tag Ruhe haben die Leute gehabt. Da sind sie schon wieder frisch, singen und lachen über Unbilden. Nur den auf weitem Feld Einsamen konnte die Vision schrecken. Hinter uns marschiert ein zweites Heer, baut die Brücken, bessert die Wege. Ein Netz von Etappenstationen schiebt sich nach, schafft Brot herbei und Geschosse, neue warme Kleider und Pelze. Und mit ihm bauen andere Scharen Wege von Eisen und Stahl, die uns eng mit der schaffenden Werkstatt der Heimat verbinden, die den unendlichen Raum überwinden und Wochen Weges zu Stunden machen. Das Eisen, das blutwarmes Leben besiegt, schreckt nicht vor dem eisigen Grauen.

Die Niederwerfung Serbiens

Vor Serbiens Toren

Donauwacht

Kevevara, 30. September

Alles ist hier hell, stark und rein. In kräftigen Farben ist dies Land gemalt. Blau und endlos der Himmel. Endlos die hellgelben Maisfelder darunter. Golden schwer liegt zwischen den mannshohen Stauden die Riesenfrucht der Kürbisse und Melonen. Auf den Bergen von Werschetz, die unvermittelt auf die flache Ebene gesetzt sind, reifen Trauben. Blau an blau schimmert es zwischen grünen Reben.

In Feld und Weinberg arbeiten in weißem Hemd und buntem Rock braune Mädchen mit starken Armen und frohen Gesichtern. — Banat! Zweier Nachbarn neidige Gier nach diesem gesegneten Land wird dem verständlich, der seine reichen Fluren sieht.

In den Städten und Dörfern sind die Straßen breit und mit Bäumen bepflanzt, die Häuser freundlich und sauber. Alte deutsche Kultur erwuchs auf jungem, madjarischem Boden zu neuer Blüte. — Deutsche Laute; Gärten und Stuben wie in Schwaben und am Main. Die aus Rußlands nebligen Sümpfen und Wäldern hierher Gezogenen grüßt es wie Heimatklang!

Über die Donau drohte der Krieg. Werschetz, das friedliche Landstädtchen, hat sich zur Festung gewandelt. Kevevara, den Endpunkt der Bahn, schützen Wall und Graben und ein breites Gehege von Stachelrosen. Der Hügel neben dem Pumpwerk, einst der Spielplatz der Kinder, ist zum Fort geworden. Schießscharte neben Schießscharte.

Vor dem Gittertor im Drahtgehege steht ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett. Hier beginnt die Zone des Krieges. Kein Unberufener darf sie passieren.

Unter hohen Bäumen führt die Straße am Hochwasserdamm. Zu beiden Seiten arbeiten unter militärischer Leitung Wegarbeiter mit rot-weiß-grünen Armbinden. Sie verbreitern und festigen die Straße. Eine Dampfwalze rollt schwerfällig, schnaubend hin und her und preßt die Kiesel zu fester Decke. Eine Heeresstraße wird aus dem bescheidenen Landweg. Truppenzüge und Kolonnen ohne Zahl wird sie in den nächsten Tagen und Wochen tragen müssen.

Wo die Auen schwinden und der Damm dicht ans Ufer rückt, ist buntes Gewimmel: grau und blau und rot. Preußische Eisenbahner arbeiten da zusammen mit Bosniaken und ungarischem Landsturm unter Leitung deutscher Pionieroffiziere an der Bahntrasse. Der Damm ist durchstochen, bis an das Flußufer werden die Gleise geführt. Eine dicht am Wasser aufgestellte Wand aus geflochtenen Weiden schützt die Arbeit vor spähenden Augen — denn drüben am anderen Ufer steht der Feind.

Schützengräben ziehen den Strom entlang. Von der Baumwarte sieht man am anderen Ufer Semendria. Am Auslug steht in blauer, lehmstarrender Uniform ein Honved, mit verwittertem Gesicht und langem grauen Schnurrbart, alt und knorrig wie ein Weidenstrunk an seinem Heimatstrom.

„5. Tabor örs" steht auf dem Unterstand am Fuße des Baumes, vor dem die Wachtmannschaft um ein Feuer sitzt. Auf dem Wegweiser, der zur nächsten Feldwache führt, steht „F. W. 1". Ein junger Bursch hält davor mit geschultertem Gewehr: Feldgrau und im Helm. Sein Auge blickt starr über den Strom. — Deutsche Donauwacht!

Die Insel

Temesſziget, 3. Oktober

Mittagsglut über der Donau. — Die Schiffer in dem kleinen Nachen tragen serbische Lammfellmützen und bunte Hemden. Sie rudern hart gegen den Strom. — Nahe dem Ufer liegt ein versenkter Donaukahn. Das sinkende Wasser gibt das Schiff wieder frei. Wie bei einem Wikingerboot ragt der mächtige, buntbemalte Bug in die Höhe. Wasserratten laufen über das Deck. Eine Natter schwimmt in ringelnden Bewegungen durch die Wellen.

Breit und offen liegt die Insel im Strom, viele Kilometer lang. Von drüben sehen die serbischen Berge herüber. Mais steht hoch in weiten gelben Feldern; hinter den Büschen versteckt sich ein Dorf.

An der Landestelle wartet ein Leiterwagen auf uns. Ein Bauernbursch und ein Mädel mit grellrotem Kopftuch sitzen auf dem Bock. Aber unter dem bunten Tuch schaut ein braungebranntes, schnurrbärtiges Soldatengesicht, und die „Serben" im Kahn rufen sie auf gut bayerisch an.

Die Insel brennt in der Mittagsglut. Es ist heiß wie im August. Menschenleer sind die Felder. Nur eine Rinderherde steht am Fluß. Schweine mit schwarzem Ringelhaar wühlen zwischen dem Kukuruz und schälen sich die köstlichen Kolben aus der papierdünnen Hülle. Fohlen springen umher und nagen an den goldenen Melonen, wo es ihnen gefällt.

Allein wo die Büsche und Bäume des Dorfes den Einblick von den serbischen Höhen her verdecken, wimmelt es von deutschen Soldaten, stehen Wagenparks in den Gärten und Kanonen und Haubitzen unter den Baumreihen. Vor der Kirche hängen Girlanden und stehen Buden wie zur Kirchweih. Aber niemand drängt sich darum, und an der

Kirchentür hängt ein Plakat: „Zivilpersonen ist das Betreten der Insel bei sofortiger Todesstrafe verboten." — Die Einwohner sind entfernt; unumschränkt gebietet jetzt hier der Krieg.

Die Insel ist mit Beginn der Feindseligkeiten befestigt worden: Gräben umziehen das Dorf, mit festgefügten Drahthindernissen davor; Minen liegen in den Auen; und die Donauufer sichern Feldwachen. Aber wie an vielen Stellen des Kriegsschauplatzes, wo es sich nicht um große Entscheidungen handelt, ist auch hier der Krieg in einen gewissen Ruhezustand geraten. Man hat die zwecklosen gegenseitigen Feindseligkeiten eingestellt und beschränkt sich auf Wachsamkeit. Über den schmalen Donauarm ist es keine zweihundert Meter. Aber drüben sitzt friedlich vor der Hütte im Maisfeld die serbische Feldwache. Einer schlendert in Hemdsärmeln über den Damm, ein anderer steht am Wasser und angelt. Kein Schuß fällt. Der Krieg schläft.

Und die Insel schläft scheinbar den Dornröschenschlaf. Doch wenn das Farbenspiel am Abendhimmel verblaßt, wenn die Donauwellen sich schwarz färben und die einsamen Waldeilande gleich Böcklinschen Toteninseln aus der dunkeln Flut ragen, dann erwacht die Insel. Dann regt es sich unter den Büschen und Weiden, die so breit über den Strom hängen. Fährboote und Pontons werden unter den schützenden Zweigen hervorgezogen. Ruderschlag ertönt. Kommandorufe erschallen. Pferde wiehern. Der Fluß belebt sich. Gleich einer Völkerwanderung zieht es hinüber. Kommt und verschwindet in spukhaften Gestalten. Bis ein fahler Streif über der Donau steht. Dann hasten die letzten Boote über das Wasser, und die letzten Reiter und Fahrzeuge verschwinden unter den Bäumen. Dann wird es wieder still und einsam auf der Insel. Die Insel schläft — bis zur nächsten Nacht.

Der wartende Tod

Temesſziget, 6. Oktober

Über dem ſchmalen Donauarm, der unſere Inſel vom ſerbiſchen Ufer trennt, ſtehen Schilf und Weiden, dahinter Wieſen und Maisfelder. Die Bauern gehen vom Felde heim. Die bunten Tücher der Frauen und Mädchen leuchten wie Mohn und Kornblumen zwiſchen den Halmen. In der Ferne hört man das Knarren vieler Wagen, die die letzten Fuhren in die Scheunen fahren. In den Dörfern bellen die Hunde, und der Abendrauch ſteigt blau-kräuſelnd in die Höhe ...

Das Waſſer zieht braun und träge zwiſchen den Ufern, die täglich höher aus dem ſinkenden Strom wachſen. Auf der Sandbank mittendrin ſteht bedächtig ein Kranich. Die Fröſche quaken ihr Nachtkonzert.

Vor der großen Inſel Temesſziget liegen zwei kleine Eilande: Lilin Ada und Ruſin Ada. Die Waſſerarme, die ſie im Sommer von Temesſziget trennen, ſind jetzt halbtrocken. Ein hoher Weg führt über den verſchlickten Grund.

Nur Weiden ſtehen auf den beiden Inſeln; hohe, alte, knorrige Bäume. Ein jeder trägt mitten um den Leib einen weißen Ring. So hoch ſtand zur Zeit der Flut der Strom. Schilf und Waſſerlilien rauſchen unter dem Blätterdach. Ruſin Ada! Lilin Ada! Wie Mädchennamen klingt es! Und verträumten Mädchen gleich glühen ſie im Abendrot. Der ganze Himmel brennt über ihnen, und noch weit im Oſten färben ſich vom Widerſchein die ziehenden Wölkchen roſenrot. Still wird's. Die Bauern ſind fort, die Hunde verſtummt; nur die Fröſche quaken noch. Ziehen die da drüben ganz weg? Brachten ſie heute die letzten Fuhren Mais und Heu nach Hauſe? Ahnen ſie das heraufziehende Wetter? Noch iſt hier Friede; noch fiel kein Schuß, hinüber

wie herüber. Aber es ist, als teilten sich Nebel; und zwischen den weichenden Wolken taucht es auf, riesengroß: das Grauen.

Hinter den Hecken und Zäunen am Ortsrand stehen Kanonen, in den Maisfeldern versteckt Haubitzen, an den Steilhängen Mörser. — Der Tod wartet.

Noch fiel kein Schuß. Aber sie liegen doch auf der Lauer am jenseitigen Ufer hinter ihren Minen und Stacheldrähten. Ihre Geschütze und Maschinengewehre stehen bereit in den Maisfeldern. Jede Nacht hören wir sie graben und Pflöcke einschlagen zur Verstärkung ihrer Hindernisse. Gut muß ihr Spionendienst sein; denn tragen unsere Posten und Feldwachen auch österreichische Kappen, so trat doch heut einer drüben ans Ufer und rief hinüber: „Grüß euch Gott, ihr lieben Bayern!" — Noch fiel kein Schuß. Noch gilt die stillschweigende Vereinbarung. — In der Luft ist Gewitterschwüle. — Das tiefe Rot ist verblaßt. Schwarzviolett stehen am Horizont die Berge. Dämmerschatten zwischen Schilf und Weiden. Ungefüge Leiber ducken sich gespenstisch unter den Bäumen. Notdürftig decken sie Zweige und Blätter. Metallen schimmert es: Pontons! Sie brauchen nur ins Wasser geschoben werden. Drüben lauern Maschinengewehre! — Lilin Ada, Rusin Ada! Lilien-Insel, Rosen-Insel! Werdet ihr morgen bleiche Todeslilien tragen und rote Blutrosen auf euch blühen? — Die Nacht sinkt hernieder. Geduldig wartet der Tod.

Mors imperator

Temesſziget, 7. Oktober

Gorlice war ein Blitzstrahl, der unerwartet aus unumwölktem Himmel auf die überraschten Russen fiel. Am gleichen Tage, auf die gleiche Minute brachen an der ganzen

Dunajec-Front die Heeresmassen los, die in aller Heimlichkeit dort zusammengezogen waren. Hier an der Donau ist es ein Wetter, das sich langsam zusammenballt. Die deutschen Kanonenschüsse vor Semendria waren das erste ferne Leuchten am Horizont, das der ganzen Welt das drohende Gewitter kündete.

Jetzt ist es da; hängt mit schweren, schwarzen Wolken über Serbien. Sie wissen, es ist da, aber sie ahnen nicht, wo der erste Strahl zucken wird. Wie mit Elektrizität geladen ist die Luft. Bei den Serben löste sich die Spannung zuerst: Ihre auf dem Kostolac aufgestellten Batterien schossen auf unsere, nach der Insel übersetzenden Boote und auf die Landestelle. Wir antworteten nicht. Die ganze Artillerie ist auf der Insel aufmarschiert, allein wir warteten bis zur vorher bestimmten Stunde.

Wir sehen mit einem zweiten Gesicht auf das serbische Ufer. Wo anscheinend nur Busch und Mais steht, sehen wir Batterien und Schützengräben. Die Aufnahmen der Flieger und tagelanges sorgfältiges Suchen mit Glas und Scherenfernrohr geben ein klares Bild der feindlichen Stellungen, als seien sie mit roten Linien in das Gelände eingezeichnet. In der hellgrünen Buschgruppe dort stehen zwei Geschütze, jener harmlose braune Hügel birgt eine Feldwache, auf dem hohen buschigen Baume am Ufer sitzt ein Artilleriebeobachter.

Die Stunde ist da. Das Wirkungsschießen soll beginnen. Wie auf einem Scheibenstand liegen die Ziele vor uns: neben- und hintereinander. Wir haben freie Wahl der Ziele. In unserem Abschnitt soll heute nur demonstriert und beunruhigt werden. Aber unsere Granaten sollen den Tod bringen. In der Hand halten wir den Tod. Wohin sollen wir ihn senden?

Der Artilleriebeobachter ist gerade in die Baumkrone geklettert. Vielleicht ist es der gleiche, der seit einem Jahre

hier beobachtet und Tag für Tag keine andere Meldung brachte als: „Vom Feinde nichts Neues!" Sorglos wie alle Tage klettert er auf seinen luftigen Sitz. Ein Augenpaar folgt ihm aufmerksam durchs Scherenfernrohr. Jetzt ist es zwei Uhr. Der vierfache Knall verhallt. Zweige und Äste decken den Boden. Der Sitz ist leer.

Sofort erwidern die Serben das Feuer. Heulend saust die Granate über die Beobachtungsstelle und birst krachend hinter uns im Dorf. Lautes Rufen tönt herauf. Ein Kanonier liegt mit tödlichen Wunden am Boden. — Der Tod ist aufgestanden.

Die beiden Geschütze in der grünen Hecke sollten bis morgen aufgespart werden, damit sie nicht etwa bei den ersten Schüssen die Stellung wechseln und morgen von anderer, unentdeckter Stelle aus den Übergang gefährden. Nun aber lenkt sich der Eisenhagel auf sie. Zwei Batterien konzentrieren ihr Feuer darauf. Schwarz qualmt es aus den grünen Büschen. — Die Geschütze haben nicht mehr gefeuert.

Weiter senden wir den Tod: In das Zollamt, in dessen Dach der serbische Posten seinen Ausguck hatte, in das Finanzwachthaus, in dem die Feldwache wohnt, gegen die Gräben und Unterstände. Die feindlichen Batterien antworten, schießen auf Beobachtungsstellen, Dorf und Batterien.

Wie es Abend wird, flaut das Feuer ab. Eine Batterie nach der andern schweigt. Nur ein paar serbische Geschütze feuern vom Kostolac noch herüber. Ohne Schaden zu tun, fallen die Granaten in den sumpfigen Grund vor der Beobachtungsstelle: eine nach der andern, in regelmäßigen Abständen.

Hochauf spritzt schwarzer Schleim. Schwere giftige Tropfen sind es, die aus der Schale des Zornes fallen, die die Furie über das Land trägt.

Der Wind fährt in die Blätter. Über Nacht sind sie gelb geworden, und widerstandslos rascheln sie zu Boden. Feiner Regen fällt. Der Körper erschauert unter der Kälte. Die Donau, die blau lag im Sonnenglanz, wälzt hohe lehmgelbe Wellen.

Es ist Herbst. Der Winter naht. Schein und Trug war die Sommerpracht und Glut der letzten Tage. Schein und Trug wie der Friede auf der Insel. Abschuß auf Abschuß grollt vom Kostolac, und Tropfen auf Tropfen fällt auf den Moorgrund. Noch ist ja Krieg. Einer nur herrscht: Mors imperator!

Über die Donau

Der Übergang

Temesſziget, 9. Oktober

Der Morgennebel lag über dem Fluß. Seit fünf Uhr stand alles bereit, aber noch um halb Sieben war der Dunst so dicht, daß die Granaten, die die serbische Uferstellung bearbeiten und sturmreif machen sollten, in ungewisses Dämmern heulten.

Seit fünf Uhr früh lagen die Pioniere und die ersten Übersetzkommandos neben den Pontons, platt auf dem Bauch lagen sie im Schilf um ihre Boote. Sie kannten nicht den Zeitpunkt des Überganges, sie kannten nur das Zeichen, auf das sie losbrechen sollten. Gespannt wie die Sehne einer Armbrust lagen sie, die Hände am Bootsrand, bereit, loszuschnellen, ehe noch das Signal verhallt.

Die Granaten heulten ohne Unterbrechung. Der Nebel begann eben, sich zu lichten, da ertönte auf Lilin Ada ein Pfiff. Die Mannschaften an den Pontons löste er aus unerträglicher Spannung. Sie sprangen auf. Dutzende von Fäusten umklammerten den Bootsrand. Sie brachen aus dem Schilf. Eine rasende Schleiffahrt über die Sandbank. Der Bug kippt über die Uferböschung. Die ersten Mannschaften springen ins Boot, purzeln kopfüber über den Bord. Von hinten drängen sie mit aller Macht nach. Hoch spritzt das Wasser auf. Die Pioniere stoßen mit Stangen ab, fahren mit den Rudern über die Köpfe der Infanteristen, daß sie sich ducken und auf den Boden niederkauern. Dann biegt sich das zähe Holz unter der Wucht, mit der es durch das Wasser gezogen wird. Der erste Ponton schwimmt.

Die serbische Uferstellung ist nur mit schwachen Postierungen besetzt. Sie haben die Reserven während des Wirkungsschießens zurückgenommen. Mit einem so frühen Übergang haben sie nicht gerechnet. Ehe noch die Posten sich von Schreck und Überraschung erholt und zu feuern beginnen, sind die Boote schon halbwegs herüber. In der Aufregung schießen sie zu hoch, kaum daß der eine oder andere Schuß trifft. Und in den Booten rudern sie ums Leben.

Zehn, fünfzehn, zwanzig große Pontons fahren auf das feindliche Ufer zu, sind schon ganz nah. Der Kiel knirscht auf den Strand. Aus den Booten krabbelt es, springt in das seichte Wasser, watet ans Ufer. Es wimmelt von grauen Gestalten: einhundert, zweihundert, vierhundert. Bajonette blitzen. Sie stürmen die Böschung hinauf. Was nicht rechtzeitig flieht, wird niedergemacht. Die Unsern sind im feindlichen Graben, beißen sich fest, und eine erste Schützenkette sichert den Übergang der übrigen.

Die leeren Pontons rudern zurück; eine zweite Fahrt beginnt. Aber nun greifen die serbischen Reserven ein: Maschinengewehre rattern, und das Wasser spritzt hoch auf unter den einschlagenden Granaten.

Die auf dem Wasser können sich nicht wehren. Sie müssen im feindlichen Feuer ihre Arbeit tun, ohne sich schützen oder decken zu können. Schon kommt zu uns der Hilferuf gegen die feindliche Artillerie. — Seit dem ersten Schuß, der ins Wasser schlug, lugen wir bereits nach ihr aus. — Am Waldrand über dem Maisfeld zeigt sich ein schwacher Rauch, dann der Knall, dann der Einschlag. Da steht die Batterie.

Die eine konnten wir niederkämpfen, doch es feuerten andere aus besserer Deckung. Ein Ponton sank. In

einem anderen fielen zwei Mann. Die Lebenden sprangen hinaus. Die Toten blieben im Boot. Es war keine Zeit, sie auszuladen. Und so fuhren sie hin und her, von einem Ufer zum anderen, so oft der Ponton die Fahrt machte ...

Die gelandeten Bataillone legen sich halbkreisförmig um die Landestelle als lebendiger Wall. Die Serben ziehen ihre Reserven heran: aus Dubravica, aus Petka, aus Pozarevac. Wo in den dichten Maisfeldern eine Lücke ist, sehen wir sie marschieren: Feldtruppen in modernen, erdbraunen Uniformen, Kompagnien dritten Aufgebots in alter blauer Adjustierung und Landsturm in Leinenkitteln, Opanken und Pelzmützen. Wo die Schrapnelle platzen, stieben sie auseinander, aber bald sind sie wieder im hohen Mais verschwunden.

Auf einem Schimmel jagt ein Reiter vom Waldeck herüber. Neben dem Ziehbrunnen hält er. Eine Gestalt steigt aus der Erde und salutiert. Der Reiter zeigt mit ausgestrecktem Arm nach links. Dann galoppiert er zurück.

Schmale braune Erdstreifen zeigen sich unter dem Brunnen. Der Reiter hat uns darauf aufmerksam gemacht. Wir schießen mit Granat-Brennzünder auf die augenscheinlichen Gräben. Gestalten laufen heraus. Ein Offizier weist sie zurück.

Wieder jagt der Schimmelreiter durch die Felder. Unversehrt galoppiert er unter den Sprengwolken. Jetzt ist der Gegenangriff in vollem Gange. Ein ungezielter Eisenhagel prasselt durch den Mais. Im Vorgehen schießen die Serben. Keiner sieht den andern. Auf fünf Schritt stoßen die Gegner unvermutet aufeinander. In diesem Gelände können wir der Infanterie nicht mehr helfen. Doch sie wird auch allein mit den Serben fertig.

Das heftige Feuer flaut langsam ab. Der Angriff ist abgewiesen.

Die Nacht kommt, kalt, mit Wind und Regenschauern. Auf der Höhe 81 steht der Artillerieposten. Er sieht nach roten Leuchtkugeln aus, dem Zeichen, daß die Infanterie Hilfe braucht und die Schwesterwaffe einen eisernen Ring vor ihre Stellungen legen soll.

Der Regen peitscht ins Gesicht. Unbeweglich steht der Posten auf der Schanze, in eine Zeltbahn gehüllt. — Es ist eine entscheidende Nacht. Nicht mehr als zwei Regimenter liegen bisher drüben. Sie müssen das gewonnene Gelände gegen jeden Gegenstoß halten.

Die Infanterie liegt in ihren Gräben, die halb voll Wasser stehen, übermüdet, aber fieberhaft wach. Sobald es im Mais raschelt, prasselt das Gewehrfeuer los.

Die linke Flügeldivision des Korps schafft heut nacht auf den Kostolac, den sie am Morgen gestürmt, Geschütze hinauf. Die Wege sind aufgelöst, grundlos. Die Pferde liegen straff im Tau; die Kanoniere keuchen an den Rädern, aber die Geschütze müssen hinauf, müssen morgen auf der beherrschenden Höhe stehen. Nur wenige Bespannungen sind bisher übergesetzt. Ist eine Batterie glücklich auf den Berg gebracht, so müssen sie den steilen Weg wieder hinunter, um die nächste heraufzuschaffen.

Das rechte Anschlußkorps setzt zur gleichen Stunde über die Donau. Ein Höllenfeuer liegt auf Semendria. Die Kanonen rollen und rollen. Es gibt keinen Ausdruck für dies unablässige, entsetzliche Rollen. Nun schwimmen hundert Pontons auf dem breiten Strom.

In diesem Augenblick kämpfen und arbeiten in Blut und Schweiß Zehntausende von Männern, arbeiten und kämpfen, bluten und bangen.

Mit undurchdringlichem Schleier deckt die Nacht die blutige Müh'. Nur in den flammenden Kometen der krepierenden Granaten zuckt sie auf, in den huschenden Lichtkegeln der Scheinwerfer, und stirbt in dem zitternden Verblassen der Leuchtkugeln. — Nächtlicher Feuerspuk, wie nichtig Feuerwerk, zu müßigen Volks Vergnügen abgebrannt.

Der Morgen naht. Der Lärm verstummt, das Feuer lischt. Die Stille senkt sich auf das Feld. Fahl blinkt der Strom. Am Himmel leuchtet noch ein Stern.

Der Brückenkopf

Petka, im Oktober

Die nächste Aufgabe nach dem glücklichen Gelingen des Überganges war die Sicherung und Erweiterung der Übergangsstelle. Die einzelnen Divisionen, die gleichsam erst mit einem Fuß am anderen Ufer standen, mußten sich so weit vorschieben, daß sie miteinander in Fühlung treten konnten. Es galt den Gegner weit genug zurückzudrängen, um eine Brücke von der Insel über den Donauarm schlagen zu können.

Am Tage nach dem Übergang waren die Serben noch im Besitze des größten Teiles des Höhenrückens, der von Norden nach Süden ziehend den Raum vor unserer Front vollkommen flankierend beherrscht.

Die Serben waren völlig überrascht worden. Gefangene sagten aus, daß sie einen Übergang für unmöglich gehalten. Einer, der gut Deutsch sprach, erzählte uns, ihr Major hätte den Wachen gesagt, sie könnten ruhig schlafen, hier sei es ganz ausgeschlossen, daß die Deutschen herüberkämen, solange ihre Batterien auf dem Lestar und dem Kostolac stünden.

Die Serben waren überrascht worden, aber nun setzten sie alles daran, uns wieder zurückzuwerfen. Der eigentliche Kampf begann erst. Jede Stunde trafen neue Truppen ein.

Zu der Donau-Division, die um Pozarevac gestanden, stießen Teile der Drina-Division, die sich gerade im Marsche von Sabac nach der bulgarischen Grenze befand, und die Samartija-Division, die man gleichfalls von der bulgarischen Grenze wegzog. Wir sollten über den Strom zurückgeworfen werden.

Unsere Infanterie lag in ihren über Nacht aufgeworfenen Gräben und hielt sich den immer von neuem anstürmenden Gegner vom Leibe, allein weiter vor kam sie in dem unübersichtlichen Gelände auch nicht, solange der Feind die beherrschenden Donauhöhen innehatte.

Die auf dem Kostolac liegende preußische Division griff um Mittag den zweiten Ring der serbischen Höhenstellungen an.

Reben deckten von unten bis oben die Hügelketten. Der dunstige Himmel stand dahinter dunkelviolett, aber wie die Sonne durch die Wolken brach, leuchtete der langgestreckte Hügelleib in einem warmen, goldbraunen Ton. Ganz oben auf dem höchsten Punkt hob sich, kaum erkennbar, ein ringförmiger Wall — das serbische Werk.

Auf einmal stand, schwarz und kerzengerade, eine Rauchwolke auf dem Berg. Eine zweite, eine dritte! Ein Vulkan hatte sich aufgetan, nein, ein ganzes Dutzend feuerspeiender Schlünde. Braune und gelbe Rauchsäulen folgten den schwarzen, wulstig am Boden kriechende und wolkig sich breitende den kerzengerade steigenden. — Die schwere Artillerie, die gesamte schwere Artillerie des Korps, die am anderen Donauufer aufgefahren war, hatte ihr Werk begonnen.

Zeitweise lag alles von dunklen Wolken verdeckt, dann verstummte das Grollen für eine Weile, aber sobald der Himmel sich wieder lichtete, begann das Spiel der aufsteigenden und sich ausbreitenden Rauchsäulen von neuem. Inzwischen schoben sich Linien dünner, schwarzer Punkte durch die goldenbraunen Felder. Immer näher krochen sie an den rauchenden Krater heran. Mit einem Male hörten Feuer und Rauch auf. — Wir waren viel zu weit entfernt, um irgend etwas deutlich erkennen zu können, aber wir wußten: nun war das Werk genommen.

Wir hatten auch gar keine Zeit mehr; denn gleichzeitig ging es bei uns los. Zwischen den Maisstauden bewegte es sich: die Serben gingen zurück. Ihre Batterien, die den ganzen Tag über mit größter Heftigkeit auf Rusin Ada und den Donauarm geschossen und so jeden Brückenschlag unmöglich gemacht hatten, stellten das Feuer ein. Es wurde ihnen in den bisherigen Stellungen unheimlich.

Von einer Lichtung zur anderen konnten wir die Zurückgehenden verfolgen, und wo der Mais zu dicht stand, suchten wir ihren Weg zu erraten und sandten ihnen die singenden Schrapnelle nach. Unter ihrem Schutz ging die Infanterie vor. Jetzt war sie an der Hecke, in der eben noch die Serben lagen, jetzt am Ziehbrunnen, jetzt an den rückwärtigen Gräben.

Nur in Petka hielt der Feind noch. Hier standen Büsche und Bäume so dicht, daß kein Ziel zu sehen war. Mit dem Bajonett wurde der Weg gebahnt.

Die serbischen Batterien, die mit knapper Not den nachdrängenden Infanteristen entkommen waren, feuerten aus einer neuen Stellung. Hoch am Himmel platzte ein Schrapnell. Die herabfallenden Sprengstücke erreichten den Donau-

arm nicht mehr. Ein fester Brückenkopf war geschaffen, der Brückenschlag gesichert.

Früh sinkt hier die Nacht hernieder: schon um sechs Uhr wird es dunkel. Ehe die Pioniere dazu kamen, die Pontons zu den einzelnen Gliedern der Kriegsbrücke zu verbinden, war es finster. Man sah kaum den Strom. Es ist Neumond.

Man ahnte mehr, als daß man sie sah, die Boote, die mit den Toten und Verwundeten vom anderen Ufer herüberruderten. Schwarz und unheimlich groß tauchten sie plötzlich vor einem auf. Gleich Charons Todesnachen setzten sie über die dunkle Flut.

Der Strom war gestiegen, die Sandbank überschwemmt. Nur mit Mühe hob man die Bahren mit der traurigen Last auf das steile Ufer. An einzelnen Stellen gab die unterwaschene Böschung nach und rutschte mit schwerem, dumpfem Aufschlag ins Wasser.

Fackeln brennen rot und düster. Wagen fahren an mit Brettern und Balken. Hammerschlag und Kommandoruf. Neben einer zischenden Azetylenlampe steht der Pionierhauptmann. In dem grellen Licht sieht sein Gesicht noch weißer aus. Seit drei Nächten schlief er nicht.

Immer noch setzen Boote mit Verwundeten über das Wasser. Daneben pulsiert die fiebernde Arbeit der Gesunden. Über Nacht wird die Brücke fertig. Morgen kann die Artillerie über den Strom.

Kampf im Mais

Zivica, im Oktober

Der Mais war rot, wo der erste Tote lag. — Viele Tote liegen im Mais. Wer findet sie? Verloren ist, wer niederbricht im gelben Meer.

Die Stauden ragen hoch über die Köpfe. Mais, Mais, Mais. Wie versunken ist man darin. Kein Hügel, kein Baum. Drüben ist der Feind. Man sieht ihn nicht.

Die Schützenkette geht durch das Feld. Sieht man noch den Nebenmann? Ist Anschluß da? Wo er fehlt, bricht der Feind ein. Schüsse, das dumpfe Krachen von Handgranaten, Schreie. Der abgesprengte Trupp sieht dem Gegner in Rücken und Flanke. Gelb wie der Mais ist Rock und Hose, schwarzes Haar und Bärte, stiere wilde Augen.

Die Batterien fahren hinter der Infanterie, fast aufs Geratewohl nach Süden. Die Karte ist ein weißes Blatt, unentdecktes Land! Die eingezeichneten Wege sind in Wirklichkeit nicht da, andere führen kreuz und quer in ein Labyrinth. Jede Orientierung hört auf.

Die Serben halten Pozarevac. Dieser Gegner verdient seinen Ruf. Alle Achtung! Wir ringen um den Meter. Aber dieser Feind verteidigt sich nicht nur zäh wie der Russe. Er greift erbittert an, immer von neuem, und zieht sich elastisch wieder zurück. Unsere Leute sind wild wie Stiere. Sie brennen auf den Feind und können ihn nicht fassen.

Hinter dem Gewehrgeknatter fahren die Geschütze auf. Überall können sie hier in Stellung gehen. Aber man sieht nichts. Der Feind ist unsichtbar.

Die Batteriechefs laufen durch den Mais vor. Sie suchen den Feind. Vorne scheinen Waldparzellen und Baumgruppen zu stehen, die Übersicht gewähren. — Fata Morgana! Akazienalleen sind es. Ihre Dornen reißen Gesicht und Hände blutig. Die schwanken Stämme kann man nicht besteigen. Und immer neue Reihen der Dornensträucher schieben sich vor.

Dann wieder Maisfelder, unabsehbar. Noch sind wir nicht einmal an die Vorstellungen von Pozarevac heran.

Die Stadt liegt im Grunde. Man sieht nichts von ihr und nichts von den Werken.

Auf halbem Wege zur Stadt haben die Serben einen Komplex neuer Kasernen gebaut. Sie sind das einzige, das aus dem Meer von Mais ragt. Sie sind das Richtmal, nach dem alles strebt. Davor sollen serbische Stellungen sein. — Man sieht sie nicht.

Die Infanterie liegt im Feld. Keine fünf Schritt sieht man weit, doch der Tod reicht herüber. Dahinter baut die Artillerie ihre Beobachtungsstellen auf, schießt aufs Geratewohl vor die eigenen Linien.

Die Schützen gehen vor. Jede Verbindung mit Freund und Feind reißt ab. Man hört nur das Mähen des Todes.

Die Höhen hinter der Stadt, auf denen die feindlichen Artilleriebeobachter sitzen, schauen weit ins Land. Sie schauen ins Maisfeld, sehen jede Bewegung, sehen das Blinken des Scherenfernrohrs ... Und die Granaten sausen herüber. Es heult und kracht. Schwarzer Rauch zieht durch den Mais. —

Der Schild ist gebrochen. Der Verwundete schleppt sich ächzend zurück, Blut zeichnet seine Spur. Der Tote bleibt liegen, dicht neben dem Fernrohr, an dem er stand. Unversehrt blieb das Glas. Ein neuer Beobachter tritt dahinter, stellt sich neben den Toten. — Die Kasernen liegen in Rauch und Staub. Es donnert, kracht und bricht, saust und heult.

Wie steht das Gefecht? — Wir schießen auf die Kasernen und dahinter. Noch können sie nicht genommen sein. Und in wildem Feuer pflastern die serbischen Batterien — oder sind es Franzosen? — jeden Fußbreit mit Granaten.

Stunde auf Stunde verrinnt. Heiß brennt die Sonne. Übler Dunst legt sich auf die Lunge.

Noch immer stehen die Kasernen in Rauch und Feuer. Kommen die Unseren nicht weiter? — Ich muß wissen, wie es steht. Ein Mann geht mit. Das Mais nimmt uns auf, als schlüge ein Vorhang hinter uns zu.

Das Knattern ist unser Wegweiser. Die Straße entlang fegt das Maschinengewehr. Ein Sprung hinüber. Einen Augenblick lang sah man die Kasernen, dann wieder Mais.

Das Geknatter wird rasend: Gssss—pftt, ssss—pftt. Wir brechen vor. Die Batterien fangen wieder an: davor, dahinter, daneben. — Wir werfen uns hin. Ein winziger Erdwall gibt Schutz. Brombeeren wuchern darauf. Die Erde spritzt auf, dann zieht das Wetter über uns hinüber, weiter nach rückwärts.

Wir lugen aus dem Feld, sehen nichts. Doch ganz nah sind wir an den feindlichen Linien. Noch einmal schwillt das Feuer an, als stürzten Häuser. Dann ein Schrei, ein einziger aus tausend Kehlen, so wild, so markerschütternd! Wir bleiben zitternd am Boden. Sie stürmen! Die Unsern oder der Feind? War's das deutsche Hurra oder das Urra, Urra der Serben? — Nichts ist mehr zu unterscheiden. Die Kommandorufe, das Sturmgeschrei, das Gewehrfeuer ist untergegangen in einem einzigen wilden Laut.

Ein Maschinengewehrzug stürzt an uns vorüber. Die Mannschaft trägt die neuen Helme ohne Spitze. Der Nackenschutz flattert unheimlich im Wind. Wie eine Vision sind sie vorüber.

Totenstill ist es; alles ist vorüber. Noch immer liegen wir am gleichen Fleck. Die Stauden rauschen. Die halbentschälten Maiskolben schauen aus ihrer Hülle gleich Totenschädeln, schwanken grüßend im Winde. Spärliche schwarze

Haare am kahlen gelben Schädel. Der Boden ist trunken vom Blut, das er trank.

Am nächsten Tage hatten wir die Stadt. Widerstandslos hatte der Serbe die Nordforts geräumt. Ich glaube, das Ringen ist entschieden. Entschied sich in der kurzen Spanne des gestrigen Sturmes.

Seit über einem Jahr ist der Kampf unser tägliches Brot. Man sollte meinen, das Herz sei hart geworden wie Kiesel. Aber jener Schrei im Mais gellt in mir nach. Ich werd' ihn nicht vergessen, niemals.

In die Berge!

Vormarsch im Moravatal

Ossipaonica, im Oktober

Die Armee Gallwitz rückt im Moravatal vor. Die Hunnen zogen einst diesen Weg, die Goten, die Gepiden, und Jahrhunderte später die Kreuzfahrer. Nun ziehen wir die gleiche Straße, ein neues Kreuzheer.

Mitten in das Herz Serbiens führt das Tal. Die Berge, die sich sonst rings schützend um das Land scharen, klaffen hier und legen sein Nervenzentrum bloß. Mitten in das Herz des Landes geht unser Stoß.

Das Moravatal ist der Strang, mit dem das Bergland an dem Verkehrssystem Europas hängt. Hier braust in Friedenszeiten der Orient-Expreß; hier geht der Güteraustausch von den Bergen zur Donau, von der Donau in die Berge. Hier wächst die reichste Frucht; hier liegen die bevölkertsten Städte und Dörfer; hier rauchen die Schlote der wenigen Fabriken. Hier speichert das Korn, hier weiden die Herden, von denen Serbiens Heer und Volk leben. Je weiter wir vorkommen, desto mehr schnüren wir dem Lande die Widerstands-, ja die Existenzmöglichkeit ab.

Wieder muß der Krieg den Krieg ernähren. Noch sind die großen Donaubrücken nicht fertig. Bei den heftigen Stürmen geht der Übersetzverkehr mit Fähren nur unter Stockungen. Die Feldküchen stehen teilweise noch am anderen Ufer; die Verpflegungsfahrzeuge kommen nicht nach. Die Truppe hilft sich selber. Die Kompagnien treiben auf dem Vormarsch kleine Herden von Hammeln und Schweinen als Verpflegungsvorrat nach. Aber diese Vorsichtsmaßregel wird bald aufgegeben. Hier herrscht nirgends Mangel;

dies Land ist reich. Dicht hintereinander liegen wohlhabende Dörfer in einem Kranz von Obstbäumen. Die Einwohner sind zum großen Teil geflohen, aber ihr Vieh haben sie zurückgelassen. Zwischen den Hecken und Zäunen weiden Schafe, grunzen Schweine. Überall laufen Hühner, Enten und Gänse in Fülle herum. Der Mais steht noch auf den Feldern oder liegt aufgespeichert in den Schuppen. Wein, Trauben, Nüsse. Dies Land ist reich.

Wir reiten ins Dorf. Die Zurückgebliebenen haben weiße Fahnen ausgesteckt. Wir reiten unter die Hoftore. Die Männer ziehen die Mützen, die Frauen kreuzen die Arme über der Brust und neigen sich tief.

Zur Sicherung der Truppe werden Geiseln festgesetzt, ein halbes Dutzend alter Männer. Es sind durchweg Patriarchen. So würdig sehen sie aus in ihren weißen Bärten. Sie tragen weite, braune Kniehosen, unter den Opanken bunt gestickte Strümpfe, Pelzjacken und Lammfellmützen. Sie sitzen in einer Reihe vor dem Hause, an dem ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett steht. Wie die Offiziere auf sie zutreten, stehen sie auf und ziehen die Mützen. Sie haben anscheinend große Angst, mühen sich aber, sie nicht zu zeigen. Einer hat ein Bild mitgebracht, gleichsam als Empfehlungsbrief. Es ist eine Aufnahme aus einem serbischen Lazarett. Ärzte, Krankenschwestern und Verwundete. Und mitten unter den Serben sitzt eine Reihe Österreicher, tadellos versorgt und anscheinend in bester Stimmung. Sie zeigen immer wieder auf das Bild und die Österreicher.

Im letzten Gefecht haben Frauen und halbwüchsige Burschen mitgekämpft. Die Häuser werden darum nach Waffen durchsucht. Im Schulhause, in dem die Regimentskanzlei eingerichtet ist, kommt eine eigenartige Waffensammlung zusammen: Perkussionsflinten, Steinschloßgewehre, eine Reihe alter Revolver aller Systeme, Messer und Dolche,

eine eingelegte türkische Pistole, noch geladen mit aufgesteckter Zündkapsel. Im ganzen keine gefährlichen Waffen, aber doch noch ausreichend zu tödlichem Schuß aus dem Hinterhalt. Von der Wand schaut das Bildnis König Peters herab in scharlachroter Uniform. In allen Amtsgebäuden hängt sein Bild. In Privathäusern sieht man es nicht, dagegen findet man hier ab und zu die Bilder König Alexanders und Draga Maschins.

Die Häuser sind weiß gestrichen, mit roten gebogenen Ziegeln gedeckt. Offene Veranden sind davor mit Bogen und Säulen. Türen, Fenster und Säulen sind blau oder grün gestrichen. Aber die Farbe ist sparsam angewandt.

In einem der Türbogen steht eine Alte: schneeweiß. In der Hand hält sie die Spindel und zieht den Faden. Spindel und Spinnrocken fehlen in keinem Hause. In vielen stehen auch primitive Webstühle. Grobe, hausgewebte Leinwand deckt die Maisstrohsäcke, die auf Pritschen gelegt als Lager dienen. Tischtücher und Vorhänge in bunten hübschen Mustern gewebt. Die Truhen sind voll von Leinen und Stoffen, selbst gesponnen, selbst gewebt. Daneben liegen die Sonntagskleider: Schürzen und Röcke, grün und rot, schwarze Samtmieder mit reicher Goldstickerei. Schund und Kitsch und Fabrikware ist diesem Volke noch fremd. Alles, jeder Gebrauchsgegenstand zeugt von gutem Geschmack, von altgeübter, handwerksmäßiger Kunst.

Wie sind doch die landläufigen Schilderungen vom Balkan? — Verwahrlosung, zerlumpte Kerle, Schmutz und Ungeziefer! — Auch Serbien ist besser als sein Ruf. Es geht uns ähnlich wie in Rußland. Ungeziefer gibt es natürlich trotzdem. Aber es ist nicht so schlimm wie in Russisch-Polen; und Galizien hält in diesem Punkte immer noch den Rekord.

Ein lustiges Feuer prasselt auf dem Herd. Es ist Urväterherd: eine Ziegelschicht in die Lehmdiele eingelassen. Dar-

über wölbt sich der Kamin. Ein Kessel hängt an langer Kette über dem Feuer.

Neben der Herdstelle hängt ein Salzbehälter aus einem getrockneten Kürbis. Ein hübscher holzgeschnitzter Löffel steckt darin. Das übrige Küchengeschirr ist aus reinem Kupfer: Kessel, Pfannen und Töpfe. Das ist nicht nur in diesem reichen Bauernhof so. Auch in der ärmsten Hütte sind mindestens ein oder zwei Kupferkessel. Das rote Metall steht hier noch an der Stelle des Eisens.

Das Kupfer wird gesammelt und mit den Kolonnen nach rückwärts geführt. Ein jeder Haushalt muß sein Geschirr hergeben. Ein Berg von Kupfer häuft sich im Schulhaus. Da hilft alles Jammern nichts. Das Kupfer brauchen wir. Unsere Feinde wollten uns das zum Leben und Kämpfen Notwendige nehmen. Nun müssen sie selber es uns liefern. Im Raume der ganzen Armee wird dies kostbare Metall gesammelt, das wir so nötig brauchen wie Brot. Und die Sammlung ist der Mühe wert. Ein einziges Korps brachte in acht Tagen acht Waggons Kupfer zusammen.

Mehrere Tage blieben wir in den freundlichen Dörfern Zivica und Dragovac. Der Vormarsch stockt. Wir können nicht weiter, eh' unsere Kolonnen und Trains nicht da sind, eh' der Nachschub an Verpflegung und Munition nicht restlos sichergestellt ist.

Unsere Batterien stehen am Ufer der Morava hinter Büschen und Weiden. Am anderen Ufer sitzt noch der Serb. Die einzelnen Armeegruppen sind noch nicht überall auf gleicher Höhe. Fliegende Detachements sind dazu bestimmt, die Verbindung aufrechtzuerhalten. Das ist noch Krieg wie in alter Zeit: Ein paar Eskadronen, zwei Geschütze und eine Maschinengewehrabteilung, so ziehen sie los und führen auf eigene Faust Krieg.

Solch ein Husarendetachement tauchte uns gegenüber

auf. Es sollte eine Art Brückenkopf bilden, um den Übergang über die Morava zu decken. In einem Waldstück baute es sich festungsartig ein. Vor sich, in Rücken und rechter Flanke hatte es den Feind. Über den Fluß hinüber verständigten wir uns mit ihm, wie wir es unterstützen wollen für den Fall, daß die Serben es angreifen sollten.

Auch wir lagen in unseren Beobachtungsstellen allein am Ufer. Die Infanterie mit der Masse der Artillerie war diesseits schon weiter nach Süden gerückt. Die Feldwachen waren infolge eines Mißverständnisses eingezogen worden. Um vor Überraschungen sicher zu sein, bewaffneten wir unsere Leute mit serbischen Gewehren.

Die Serben lagen noch in ihren Gräben uns dicht gegenüber. Gleich am ersten Tage hatten sie uns einen unserer Batteriechefs angeschossen, der sich unvorsichtig zeigte. Als Revanche jagten wir ihnen einige Lagen Granaten hinüber. Aber sonst blieb alles beim alten. Wir mußten warten, bis stärkere Kräfte weiter flußabwärts über den Fluß gesetzt waren, die die Serben umfassend angriffen. Wir hielten sie in ihren Gräben nieder, bis sie im Rücken gefaßt waren. Da ergaben sie sich. Sie halten schon nicht mehr so blutig zäh wie bei Petka und Pozarevac.

Während des Angriffs bauten die Pioniere die Kriegsbrücke. Am späten Nachmittag war sie fertig. Als wir hinüber zogen, dämmerte es schon. Aber wir drängten doch noch nach. Die Donaubrücken sind jetzt fertig, der Nachschub geregelt. Es geht vorwärts.

Wir marschierten bis in die Nacht. Dann Biwak im freien Feld. Es regnet in Strömen. Aber das hilft nun nichts.

Am frühen Morgen geht es weiter zwischen den Sümpfen und Altwassern der Morava. Die Karte zeigt keine Wege. Wir marschieren nach dem Kompaß. Eine Brücke ist gesprengt. Wir müssen zurück, einen weiten Umweg machen.

Der nächste Übergang ist halb zerstört. Nach ein paar Stunden Arbeit kann die Abteilung endlich hinüber. Dazu regnete es, ohne Aufhören.

Der Serbe stellte sich immer wieder mit schwachen Nachhuten. Es regnet. Die Straßen werden grundlos. Vielfach geht es ohne Weg und Steg. Es sieht aus, als verböten die Naturgewalten jeden weiteren Vormarsch. Allein es geht doch. Wir kommen vorwärts, Tag für Tag.

Die Bezwingung der Azanja-Golobock-Stellung

Krusevo, im Oktober

Die Serben vertrauen auf ihre Berge, hofften wenigstens zu Beginn des Feldzuges, daß sie eine unüberwindliche Festung sein würden. Die ersten Gefangenen waren durchaus zuversichtlich. Gefangene Offiziere meinten, es sei gar kein Zweifel, daß Serbien siegen würde, an der Donau könnten sie natürlich keinen genügenden Widerstand leisten, aber wenn wir gegen ihre Berge anrennen, würden wir vernichtet.

Die Karte zeigt eine rote Linie. Das ist die serbische Stellung, wie sie von der Vermessungsabteilung nach den Fliegeraufnahmen festgelegt wurde. Über die ganzen Bergketten ziehen sich die Gräben. Das Tal sperrt ein geschlossenes Werk neben der Bahn mit ausgedehnten Drahthindernissen davor.

Von dem östlichen Ausläufer der Bergkette, dem Golobock, beherrschen die Serben das ganze Moravatal. Wie beim Kostolac hoffen sie anscheinend auch hier, daß ihre Artillerie uns ein Vorgehen im Tal unmöglich machen wird.

So weit uns die Ortschaften und die Baumreihen decken, gehen wir vorwärts. Dann wird es allerdings ungemütlich.

Die Serben nehmen die ganze Straße unter Feuer, so daß aller Verkehr darauf gesperrt ist.

Die Stellung ist stark, die stärkste, die wir bisher gegenüber gehabt haben. Allein es scheint, daß es den Serben an den erforderlichen Truppen fehlt. Patrouillen melden, daß die Gräben nur schwach besetzt sind. Dagegen zeigen sich dahinter im Tale starke Kavallerieabteilungen. Auch bisher hatten wir viel Kavallerie gegenüber. Die Serben haben hier den größten Teil ihrer allerdings nicht zahlreichen Kavallerie versammelt. Es sieht so aus, als hofften sie, durch die größere Beweglichkeit die zu geringe Stärke ihrer Reserven zu ersetzen.

Obwohl das Tal von allen Seiten eingesehen ist, wird doch ein Weg gefunden durch Ortschaften, Alleen und Buschgruppen, der gedeckt bis an den Fluß führt. Von hier kommt man in den Niederungen nach Milosevac, das die Serben nur schwach befestigt und schwach besetzt haben.

Während das Feuer vorne unlustig weiterknattert, sammeln sich auf den gedeckten Wegen lange Reihen von Kolonnen. Batterien stauen sich hinter Bataillonen. Es ist schon spät. Sobald Milosevac genommen ist, soll hier mit der Masse nachgedrängt werden, um von hier aus die Stellung aufzurollen.

Heftiges Feuer knattert aus den Auen herüber. Das Bataillon hat angegriffen. Aber noch fehlt jede Nachricht über den Stand des Gefechtes. Sobald das Prasseln an Heftigkeit nachläßt, reiten die Erkundungsoffiziere der Artillerie los. Die Batterien sollen heute noch in Stellung. Da heißt es keine Zeit verlieren.

An der Ziegelei vor dem Dorf liegt die Unterstützungskompagnie. Gerade tritt sie an. Der Ort ist genommen, nur an seinen Rändern wird noch gekämpft. Wir reiten hinein. Karabiner und Patronen liegen auf dem Weg. Da, ein

toter Serbe. Er trägt Sporen an zerlumpten Schnürschuhen. Also Kavallerie.

Das Feuer flattert noch in einzelnen Schüssen und Schwarmsalven, wie ein müder Vogel. Die Kugeln pfeifen scharf herüber. Aus einem Hause springt ein einzelner Serbe. Er bleibt erschrocken stehen, wie er den Reitertrupp sieht. Wir reiten vorbei; wir haben keine Zeit, uns mit ihm abzugeben.

An der Kirche lasse ich halten. Sie ragt hoch über den Baumkranz rings um das Dorf hinaus. Es ist ein fester Steinbau; der Turm einem Minarett nachgebildet: weiß, schlank, mit roter Spitzkuppel.

Ein Mann macht für alle Fälle den Karabiner schußfertig, den wir eben erst erbeutet haben. Ich steige auf den Turm. Er hat den Serben schon als Beobachtungswarte gedient. Leitern führen bis unter das Glockengestühl. Tal und Hänge breiten sich offen vor mir aus. Eine so gute Beobachtungsstelle hatten wir noch in ganz Serbien nicht.

Die Batteriestellungen müssen noch gesucht werden. Es ist nicht ganz leicht; denn die Infanterie ist über den Ortsrand noch nicht hinaus, und die Stellungen sollen weit vorgeschoben werden. Ich liege mit dem Kompagnieführer in der Schützenlinie. Aus der nächsten Hecke knallt es noch immer herüber.

Ein Regiment drückt nach Süden weiter vor. Zwei sollen gegen Westen einschwenken, um morgen die feindliche Bergstellung von der Flanke aus anzugreifen. Aber sie sind noch nicht da. Die schwachen Sicherungen am westlichen Ortsrand kommen ohne Unterstützung nicht weiter. So wird es für heute zu spät. Zu zweit reiten wir noch vor. — „Achtung! Eigene Patrouille reitet durch die Linie" — läuft es durch die Schützenkette. Es dämmert bereits stark. Nebel steigen auf. Gespenstisch verschwimmen die Umrisse der Wald-

ränder im Ungewissen. Im Handumdrehen ist es völlig dunkel; wir müssen umkehren. —

In der Nacht hat es geregnet wie alle Nächte der letzten Woche. Die Infanterie hat draußen gelegen in Nässe und Kälte. Wie ich am nebeligen, tropfnassen Morgen hinauskomme, liegen die Mannschaften mit Ausnahme der Posten noch schlafend in ihren Löchern. Bei der Unterstützungskompagnie, die hinter der Schützenlinie in einem Wäldchen liegt, liegt Mann an Mann schlafend auf dem tropfnassen Moosboden. Trotz Zeltbahn und Mantel sind sie bis auf die Haut durchnäßt. Sie sind gestern den ganzen Tag im Gefecht gelegen und die halbe Nacht marschiert, so schlafen sie, trotz Nässe und Kälte. Bis hierher können die Feldküchen nicht vorkommen, so haben sie nicht einmal einen heißen Kaffee zum Wärmen. Aber sie werden dennoch heute von neuem mit ungebrochener Kraft angreifen.

Die Artillerie ist noch rechtzeitig in Stellung gekommen. Von zehn Uhr ab kracht es auf der ganzen Linie. Oben, im Glockengestühl des Kirchturms wimmelt es, als sei ein Wespenschwarm darin eingezogen. Kanonen — schwere und leichte Haubitzbatterien haben unter den Glocken ihre Beobachtungsstellen eingerichtet.

Nun sehen wir dem Serben doch auch einmal in die Karten. Das Werk, welches das Moravatal sperren sollte, ist nun nicht mehr zu halten. Eine Batterie auf dem Golobock, die nicht bedachte, daß der Feind bereits in der Flanke sitzt, wird während des Auffahrens gefaßt. Sie verschwindet in einer Mulde und versucht noch zu feuern, hört aber bald wieder auf, sobald die „Fünfzehn-Zentimeter“ ihr eine neue Lage hinübersenden. Eine schwere Batterie bleibt auf die Stelle eingerichtet, um das Feuer sofort wieder aufnehmen zu können, sobald die Batterie sich rührt.

Die Serben halten noch einen Bahndamm. Aber sie ha-

ben keine rechte Widerstandskraft mehr. Der Infanteriesturm gelingt ohne große Verluste. Auf den Bergen warten sie den Flankenstoß nicht ab. Sie verlassen die Stellungen. Die Protzen kommen, um die vorhin beschossene Batterie zu holen. Leider werden sie einen Augenblick zu spät bemerkt, so daß es ihnen trotz heftigen Feuers gelingt, die Geschütze fortzuschaffen. Das ist ärgerlich, aber doch unerheblich gegenüber der Tatsache, daß es binnen zwei Tagen gelungen ist, die starke Stellung zu bezwingen, die den Feind dem Lande fernhalten sollte.

Das Tal ist frei. Die Schützenketten gehen den Hang hinauf. Jedem Infanterieregiment folgt eine Abteilung Artillerie. In drei Kolonnen gehen wir in die Berge vor.

In die Berge! Sie sollten uns zum Verderben gereichen. Wir jubeln ihnen entgegen. Um die Erinnerung an den Kampf in der Ebene legte es sich wie ein blutiger Schleier. Jener Kampf im Mais! Gegen den unsichtbaren Gegner! Mögen hier in den Bergen die Schwierigkeiten auch noch so groß sein; hier kann sich der Gegner nicht so verstecken. Hier können wir ihn fassen.

Im Bergdorf waren vor wenig Stunden noch die Serben. Die Einwohner hatten keine Zeit zur Flucht. Sie kommen mit weißen Tüchern. Ein alter Mann mit weißen Haaren um die rote Glatze hält unter Gliederverrenkungen eine Rede. Er geht in die Kniebeuge und wirft die Arme. Immer wieder schreit er „Zivio!". Er läßt uns hochleben, Deutschland, Österreich. Wir lachen. Aber die übrigen verhalten sich ernst und würdig.

Der Weg steigt steil. Die Marschkolonne zieht sich auseinander. In den Fenstern der Häuser hängen die Trauben der letzten Ernte. Die Soldaten pflücken sie von den Schnüren. Wie die Weiber das sehen, bringen sie uns die Früchte entgegen.

Die Bäche sind tief eingeschnitten im felsigen Boden, die Brücken schadhaft. Die Batterien müssen zurückbleiben, bis sie ausgebessert.

Unaufhaltsam drängt die Infanterie vor. Die Pferde der Offiziere, die im Gefecht zurückblieben, sind noch nicht nachgekommen. Der alte Major, der nimmer gut steigen kann, hat sich ein Wagerl requiriert. Das Fohlen läuft der Mutterstute nach. Aber wie der Weg steiler wird, kommt auch das Wagerl nicht mehr mit, und der Major muß trotz seiner Gicht zu Fuß gehen.

Wie es dunkel wird, können die Batterien nicht mehr weiter. Wir sind froh, daß wir noch eine Bergwiese finden, auf der wir die Geschütze für die Nacht einrichten können, um die Infanterie durch Sperrfeuer zu sichern. —

Die Geschütze heben sich in riesigen Silhouetten vom Nachthimmel ab. Hangabwärts wiehern die Pferde im Feldstall. Ein paar armselige Hütten bieten Unterkunft. So eng sind sie, daß man in der Tür unmittelbar vor dem Feuer steht, das auf offenem Herd an der Rückwand brennt.

Zwei Frauen, eine junge und eine alte, stehen im Zimmer. Sie neigen sich tief, die Hände auf die Brust gelegt. Sie reichen uns eine Schüssel gebratenes Fleisch. Als wir sie zurückweisen, scheinen sie bestürzt. Sie suchen, bieten Brot und Topfenkäse dar. Plötzlich scheint die Alte das Richtige gefunden zu haben; sie bringt Wein. Ich lasse mir den Feldbecher vollschenken. Aber dann fallen mir die wiederholten dringenden Warnungen in zahlreichen Korps- und Divisionsbefehlen ein. Ich setze wieder ab und reiche der Jungen den Becher. Sie wehrt scheu ab, aber die Alte begreift sofort, nimmt den Becher und trinkt. Dann kostet sie auch Fleisch und Brot vor. Es ist Hammelfleisch, in Gänsefett gebraten, und Maisbrot, süßlich, von goldgelber Farbe.

Wir stehen eng beieinander. Das Feuer wirft einen roten,

zuckenden Schein über die drei Menschen. Es ist wie eine heilige Handlung aus uralter Zeit, die dem Gastfreund Sicherheit für Leib und Leben verbürgt. — Da knattert durch die offenstehende Tür Maschinengewehrfeuer. Die Nachbarkolonne ist noch auf Gegner gestoßen.

Da merke ich erst, wie ich der Jungen in die Augen sehe, daß wir ja Feinde sind, die wir unter engem Dach beisammen wohnen.

Über die Jasenica und Raca

Markovac, Ende Oktober

Die Serben hatten sich hinter die Jasenica zurückgezogen. Damit waren auch Palanka und Orasje geräumt, die zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet waren.

Wo der Berghang steil gegen Krusevo zu abfällt, hat die Abteilung ihre Beobachtungsstellen in einem Akazienwäldchen eingerichtet. Ein stacheliges Dornengestrüpp. Man kommt kaum durch, und der Gummimantel reißt in langen Fetzen auseinander. Aber es ist die einzige gedeckte Stelle auf dem Höhenzug, und man übersieht von hier die ganze Gegend.

Unten im Grunde fließt die Jasenica. Mit ihren zwei Armen bildet sie ein doppeltes Fronthindernis. Dahinter steigen die Berge an: der Milijino und der Drenovcic, und noch höher der Kruscica und der Karaula. Eine natürliche Festung.

Auf den Höhen laufen die Serben herum. In der klaren Luft unterscheidet man auf fünf- und sechstausend Meter deutlich jeden einzelnen Mann. Wir lassen sie ungestört. Verraten sie uns doch nur ihre Gräben, die sonst hinter den Akazienhecken kaum erkennbar wären.

Aber wo das Tal nach Süden umbiegt, zeigt sich ein lohnendes Ziel. Weiße Dampfwolken quellen zwischen den

Büschen auf: ein Eisenbahnzug! Bringt er neue Truppen, oder ziehen die Serben ab? Eigentlich eine Frechheit, hier noch zu fahren! Unsere Schrapnelle krepieren leider noch davor. Wir langen nicht mehr hin. Allein die „Schweren“ haben den Zug auch bemerkt, und vor ihren Granaten dampft er schleunigst ab.

Den Bahndamm der Belgrader Linie hält der Feind noch besetzt. Ist sie für ihn auch nicht mehr verwendbar — die Brücken sind bereits gesprengt, ganz abgesehen davon, daß er unter unserem Feuer liegt —, so will er sie doch uns streitig machen. Hinter dem doppelten Flußlauf fühlt er sich sicher. Aber die Infanterie erkundet dennoch Übergangsstellen und schlängelt sich durch den Grund vor. Es sieht lustig aus, wie sich im Gänsemarsch, ein Mann hinter dem anderen, ein ganzes Bataillon durch Busch und Ried windet. Dem Feind bleibt die Bewegung verborgen, und sie kommen ungesehen bis nahe an die Bahn heran. Sobald das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer losprasselt, greift auch die eigene Artillerie ein und überschüttet den Bahndamm mit Granaten. Mit hereinbrechender Nacht ist er genommen. Nur in der Station hält der Gegner noch. Doch auch hier muß er noch im Laufe der Nacht räumen.

Am nächsten Morgen sehen wir die Serben in langen Linien auf dem Kamm der gegenüberliegenden Höhen erscheinen. Nichts ist schwerer, als auf große Entfernung zu erkennen, ob eine Schützenlinie vor- oder zurückgeht, sobald die Bewegung nur kurze Zeit andauert. So lassen wir uns täuschen, glauben, daß die Serben die Stellung besetzen, während sie in Wirklichkeit räumen.

Ohne einen Schuß zu bekommen, steigt die Sturmtruppe durch das Bergdorf Vk. Plana auf den Milijino. Die Artillerie folgt durch den Grund. Aber die Brücke für Fahrzeuge ist noch nicht fertig. Neben der Mühle stauen sich die

Batterien. Ein Joch der alten Brücke ist gesprengt. Die Pioniere sind noch in voller Arbeit, neue Pfähle einzurammen. Der Flußgrund ist so verschlickt, daß man nicht durchreiten kann. So muß die Artilleriepatrouille zu Fuß hinüber.

Oben auf dem Milijino liegt die Infanterie noch in Schützenlinie. Aber der Feind ist fort. Reitergruppen und Stäbe halten offen auf der großen Straße, die über die Höhe führt. Eine preußische Abteilung des Nachbarkorps, die in ihrem Abschnitt bessere Übergangsverhältnisse hatte, ist im Anmarsch den Berg hinauf. Kein Schuß, kein Schrapnellwölkchen am Himmel, Manöver! —

Ich steige auf das Dach eines Weinberghäuschens, um besser zu sehen. Tief unten das Tal. Die Bahn nach Belgrad gehört jetzt schon uns. Der vielgewundene Lauf der Morava. Die Hügel rebenüberdeckt; in der Ferne blaue Berge. Die Sonne scheint seit Tagen zum erstenmal. Wie feiner Goldstaub liegt es in der Luft.

Vom Kamm des Kruscica heben sich Schützengräben ab. Sie liegen ganz oben auf der Kimme, und durch die Schießscharten blinkt der blaue Himmel.

Sind sie noch besetzt? — Ein vierfaches scharfes Pfeifen. Vier Sprengwolken stehen über dem Weinberghaus. Und eh' ich mich noch besinne, ist schon die zweite Lage da. Die Serben müssen wohl die Gestalt auf dem Hausdach gesehen haben und die deutschen Artilleriestellungen hier vermuten, denn nun folgt Schuß auf Schuß. Und als sei dies das Signal gewesen, so kracht es jetzt auf der ganzen Front los. Die Infanterie ist vorgegangen. Vorne läuft sie durch die Weinberge.

Die Serben legen ein Höllenfeuer auf die Straße. Die eine Batterie ist schon glücklich durch. Sie steht bereits in Stellung und feuert. Noch vor den Gräben auf dem Kruscica liegen feindliche Schützenlinien. Wie es jetzt zwischen ihnen im Maisfeld einschlägt, laufen sie zurück.

Die zweite Batterie fährt an. Im ruhigen Schritt bis zur Höhe. Wie sie in den Feuerkegel kommt, beginnt sie zu traben. Sie fährt durch die Hölle. Eine Gebirgs-Maschinengewehr-Abteilung muß umkehren. Die Tragtiere scheuen und bäumen und sind nicht vorwärts zu bringen.

Die Infanterie hat das Artilleriefeuer durchlaufen. Sie geht bereits die Höhen an, Preußen und Bayern Schulter an Schulter. Die Batterien vorne feuern, was sie können. Die Serben finden sie nicht. Sie streuen immer noch den Milijino ab. Sie haben auch schwere Geschütze. In langsamer, pfeifender Fahrt kommen sie. Krack, krack! Hohe schwarze Rauchwolken und ein häßliches Krachen.

Denen vorne geht die Munition aus. Ein Reiter rast zurück. Er kommt glücklich durch den Eisenregen. Die Munitionswagen fahren so ruhig an, als führen sie zum Munitionsdepot im Etappengebiet. Sie verschwinden im Rauch.

Ich weiß nicht, was aus ihnen geworden. Ich liege in einem Hohlweg, der leidliche Deckung gewährt. Ein Ausbläser zischt dicht neben uns seine Ladung auf die Straße. Die leere Hülle überschlägt sich und torkelt wie ein Betrunkener noch eine Strecke vorwärts.

Endlich, endlich kommen unsere Batterien. Sie gehen gleich hinter der Höhe in Stellung. — Vor im Galopp. Die Sonne sinkt schon. So voll Gold ist die Luft; das ganze Tal ist voll davon. Die feindlichen Granaten bergen heute keinen Schrecken. Es geht vor, vor! Die eigene Infanterie ist gleich auf der Höhe.

Ein „Schwerer" fährt dreißig Schritt neben der Beobachtungsstelle in den Boden, überschüttet uns mit Erde. Sekundenlang poltern die aufgeworfenen Schollen in schweren Schlägen herunter.

Es war der letzte. Ein Abschiedsgruß. Die feindliche Artillerie fährt ab. Die Unsern sind auf dem Berg. Das Feuer

hört auf. Nach all dem Toben und Lärmen wird es ganz still, so still, daß man die Grillen im Grase hört. Das eigene Herz hört man schlagen, dankbar und froh. Feierabend. — Läuten nicht in der Ferne die Glocken? Tiefblau leuchten jetzt die Berge. —

Wir marschierten über Redovanje und Rakinac. Die Serben hielten nur in schwachen Nachhuten, die wichen, sobald die Artillerie auffuhr. Wir kamen kaum zum Schuß.

Nach zwei Tagen fiel auch die Raca-Stellung. Die Infanterie stürmte in strömendem Regen, nachdem Mörser, Haubitzen und Kanonen die Bergkuppen in schwarzen Rauch gehüllt hatten. —

Die Brücken sind zerstört, die Wege über die Berge unfahrbar. Wir marschieren wieder im Tal. Auch hier deckt die Staatsstraße fast knietiefer Schlamm. Und es regnet, regnet ohne Unterlaß. Vor uns fährt eine Mörserbatterie. Mit den um die Radreifen gelegten Gürteln patschen die unheimlich großen Lafettenwagen gleich vorsintflutlichen Riesentieren durch den grundlosen Schlammbrei. Schritt für Schritt. So rücken die verbündeten Heere vor. Schritt für Schritt nur, aber mit erdrückender Wucht und unwiderstehlich.

Um Kragujevac

Blick auf Kragujevac

Zirovnica, Anfang November

Tief unten im Tal sah ich die Stadt.

Ich war vier Stunden über die Berge geritten. Seit gestern war die Infanterie Meilen voran gekommen.

Durch Regen und Wind, über grundlose Wege durch ein Land, das von Nässe troff, haben sich die Divisionen den Weg hierher gebahnt. Tagelange Märsche im tiefen Kot der Straßen. Nächte vor dem Feind in eisigen Regenschauern. —

Nun scheint die Sonne. Klar und rein zeichnet sich die Linie der Berge ab. Das Herbstlaub leuchtet: braun und rot und gelb, in kräftigen bunten Farben.

Über das Lepenicatal ist flüssiges Silber ausgeschüttet. Der Fluß ist aus seinen Ufern getreten. Zwischen Büschen und Hecken schimmert es. Gleißende Streifen fassen den Bahndamm ein.

Hinter dem glänzenden Band breitet sich die Stadt. Ein feiner Dunstschleier liegt darüber; doch sieht man durch das Glas deutlich ein jedes Haus. Über das matte Blinken der Dächer heben sich die Kuppel der Kirche, die Schlote der Fabriken. — Pulver und Kriegsmaterial bereiten sie gegen uns! — In der Mitte das große gelbe Gebäude ist das Arsenal. Weiterhin die Kasernen, Magazine und das Militärspital.

Von der Höhe des Raspada sehe ich herab auf die Stadt. Noch verboten und doch so nahe, zum Greifen nahe! Seit dem Donau-Übergang ist ihr Name auf aller Lippen. Das nächste Ziel! Bis hierher flutete die Welle der Österreicher.

Hier soll die starke Stellung sein, die nach dem Hoffen der Serben und ihrer Freunde auch unseren vereinten Ansturm zu brechen bestimmt ist.

„Kragujevac!" Ein höhnisches Lächeln lag auf den Lippen der stolzen Gefangenen. —

„Wird die Linie Kragujevac—Bagrdan durchbrochen, so bleibt unserer Armee nur die Kapitulation," meinten die Kleingläubigen. —

Bei dem schlechten Wetter konnten die Flieger nicht arbeiten. Die genaue Lage der Stellungen ist nicht bekannt. Dort in den blauen Bergen sollen sie sein.

Die Lepenica war der natürliche Graben der Festung. Den haben wir. Leicht war es nicht. Der Fluß schwoll so an, daß es aussah, als könne kein Mensch mehr über den Grund kommen, und als sei das bereits hinübergeworfene Bataillon verloren. Die Serben schossen unaufhörlich mit allen Kalibern. Ständig spritzte das Wasser auf in hohen Fontänen unter dem Einschlag der Granaten. Die Straßendämme waren überschwemmt. Der gurgelnde Strom und das Feuer der Feinde hemmten die Brückenbauten der Pioniere. Stundenlang ging es nicht vorwärts. Da gelang es, am rechten Flügel zwei feindliche Kompagnien abzuschneiden und gefangenzunehmen. Es gab eine Lücke, die sich rasch verbreiterte. Der steile Strazevica wurde genommen, wir wußten nicht wie.

Es nutzte den Serben nichts, daß sie verzweifelt im Royst-Walde hielten. Im Flankenfeuer der feindlichen Artillerie fuhren unsere Batterien, durch Nebel und Regenschleier gedeckt, hinter der Höhe auf. Oben standen die Gebirgs-Maschinengewehre und ratterten in die Reihen der weichenden Feinde. Als sie sich zu neuem Widerstand legten, brachten sie die Granaten der eben aufgefahrenen Batterien zu neuem Laufen.

Seitdem halten die Serben nicht mehr. Von Kuppe zu Kuppe weichen sie zurück. — Vor mir liegt die Infanterie in Schützenlinie. Nach den Gefangenenaussagen sollten hier schon starke Vorstellungen sein. Zu sehen ist nichts, als gegenüber auf dem Ersko polje ein paar Schützenlöcher. Und die räumt der Feind, sobald die österreichischen Gebirgskanonen hinüberzufunken beginnen. Auf den Bergen fern am Horizont ist überall Bewegung, auch schwache Gräben sind erkennbar. Aber wo ist die starke Stellung? Wo hält der Feind zum letzten Widerstande? —

Der Dunstschleier über Kragujevac wird dichter, als zöge sich ein Unwetter um die Stadt zusammen. In dieser Stadt befand sich das serbische Hauptquartier. Hier war der Sitz der Verschwörung gegen das österreichische Erzhaus. Im königlichen Arsenal von Kragujevac wurde die Bombe bereitet, die dem Erzherzog Franz Ferdinand galt. Von hier aus flog der Funke ins Pulverfaß. Von hier aus nahm die Kriegsfurie ihren Lauf. Wir nahen, den Nerv zu durchschneiden, der Schlange den Kopf zu zertreten. Liegt Anfang wie Ende des Krieges in der alten serbischen Krönungsstadt umschlossen? —

Von Süden her greift das dritte Korps die Stadt an. Die Entfernung ist zu groß, um den Gefechtslärm zu hören, aber man sieht die Schrapnellwolken, wie sie immer weiter am blauen Himmel vorrücken, gleich den Fähnchen auf den Kriegskarten. Schon sind sie über Milatovac und Jesimitovac.

Unbeweglich liegt die Stadt. Immer näher rücken ihr die weißen Wolken. Da steigt Rauch und Dampf zwischen den Dächern auf. Der Verteidiger beginnt Brücken und Bauten zu sprengen. Schon sind die Schrapnellwolken heran, jetzt sind sie über der Stadt.

Kragujevac ist den Serben verloren!

Das deutsche Kragujevac

Belosevac, Anfang November

Wahrhaftig, der Schornstein der großen Dampfmühle von Kragujevac rauchte, als wir einritten. Vor zwei Tagen wurde hier noch gekämpft, und heute hat deutsche Regsamkeit bereits den Betrieb aufgenommen. Die nur wenig zerstörten Maschinen waren repariert; unter Aufsicht deutscher Soldaten arbeiteten serbische Müllergesellen. Auf dem großen Platze aber qualmten die Bäckereikolonnen und verbuken das Mehl, das aus den aufgefundenen Kornvorräten ermahlen war.

Diese Rauchfahne auf dem Mühlenschornstein ist eigentlich das Interessanteste und Charakteristischste der ganzen Stadt. Sie gibt ihr das Gepräge. Fechtende Truppen und Etappen, die sich infolge des langsamen Vorrückens auf der Poststraße hier vereinigten, verwischten den ursprünglichen Charakter der Stadt. Von dem serbischen Kragujevac ist nicht mehr viel übriggeblieben.

Ein Balkan-Landstädtchen! Das heißt: orientalische Lässigkeit und europäischer Aufputz. Stadtviertel voll niederer, schmutziger Häuser und *eine* Straße mit modern-europäischen Gebäuden. Das ist Kragujevac. Aber jetzt ist alles so voll Militär, daß man nichts anderes zu sehen meint. Alle Straßen voll durchziehender Truppen, Geschütze, Fahrzeuge, Kolonnen und Trains. Deutsche Wegweiser an den Straßenecken. Posten. Wachen. In allen größeren Gebäuden die Geschäftsräume von Kommandobehörden. Die Straßen voll Truppen, die Häuser voll Soldaten.

Im Gerichts- und Verwaltungsgebäude hat das Generalkommando Quartier bezogen. Dies Gebäude ist das Renommierstück von Kragujevac, ein mächtiger Steinbau, bei dessen Innenausstattung mit Marmor nicht gespart wurde.

Jetzt wehen die deutschen, die österreichischen und die bulgarischen Fahnen von seinen Zinnen. Über die Marmortreppe eilen Generalstabsoffiziere mit großen Mappen. An den Türen, die auf den breiten Wandelgang münden, hängen die Schilder der einzelnen Ressorts. Die tausend Telephondrähte sind gespannt. Im Hof fängt die Antenne der Funkerstation die letzten Depeschen aus dem Äther. Das Bienenhaus, das Generalkommando heißt, ist eingerichtet.

So ist es in der ganzen Stadt. Im Gemeindehaus ist die Ortskommandantur, im Hauptpostamt die Feldpost, in den Militärmagazinen das Proviantamt, im Spital das Kriegslazarett, im ersten Hotel das Kasino. Die Straßen werden gekehrt, die Wege ausgebessert. Auf den Telegraphenstangen stehen in ihren Kletterschuhen die Mannschaften der Telegraphenbataillone und setzen die Staatsleitung wieder instand. Kragujevac ist eine deutsche Militärstadt geworden.

Die abziehenden Soldaten haben nur wenig zerstört. Die Zeit hat anscheinend nicht gelangt. Ein paar Holzbrücken über die Lepenica sind abgebrannt, — die Ersatzbrücken der Pioniere sind bereits beinahe fertig — aber die wichtigste Brücke, die große eiserne, blieb unversehrt.

Ähnlich steht es mit dem Arsenal. Die Serben hatten Feuer daran gelegt. Ein Gebäude brannte ab. Aber der Wind war wohl zu ungünstig und der Abzug zu rasch, um dem Brande nachzuhelfen; der ganze übrige große Komplex von Baulichkeiten, Schuppen und Lagerhäusern blieb erhalten.

Das Arsenal ist noch nicht übernommen. Vor allen Eingängen stehen Posten. Der Zutritt ist auch Offizieren nur mit besonderer Erlaubnis der Kommandantur gestattet.

In der Kommandantur ist ein Gewimmel, wie in einem Ameisenhaufen. Vor der Tür hängen die Proklamationen

der verbündeten Armeen mit ihren vielen Todesdrohungen. Tod steht auf dem Abschneiden von Telegraphenleitungen, auf dem Besitz von Waffen, auf dem Verbergen serbischer Soldaten. — Die Einwohner stehen in langen Reihen auf den Gängen zwischen den Posten. Listen werden angelegt, Pässe ausgestellt. Die anmeldepflichtigen Vorräte müssen angezeigt werden. Gerade übersetzt der Dolmetscher die Meldung von soundso viel Kilo Pulver, Handbomben und Sprengstoffen. Der glückliche oder vielmehr unglückliche Besitzer dieser schönen Sachen steht mit scheuem, ungewissem Gesicht daneben. — Eine alte Frau, die gestohlen hat, heult laut auf, als sie abgeführt wird.

Endlich habe ich meinen Schein und der Posten vor dem großen blau-rot-weiß gestrichenen Schilderhaus läßt mich passieren. —

Das Arsenal sieht aus wie eine Fabrik nach Feierabend. Vor den Feuertüren der Kessel liegt noch die Asche. Die Dampfmaschine wartet mit gespanntem Treibriemen auf das erste Zischen des Dampfes durch die Ventile, um stöhnend und schnaubend das Schwungrad in Drehung zu setzen. In den Werkstätten liegt noch der Drehspan unter den Drehbänken. Teilweise sind noch Werkstücke eingespannt. Schmiede, Gießerei, Formerei, Montagehallen, alles in einem Zustand, als sollte morgen die gewohnte Arbeit wieder angehen.

Und es wird nicht viel länger dauern, bis hier eine deutsche Artilleriewerkstätte eingerichtet ist. Außer den Maschinen haben uns die Serben gleich das erforderliche Rohmaterial zurückgelassen. Auf dem Hofe der Metallgießerei lagert in Barren Blei und Kupfer; in großen Haufen sind Messingabfälle zusammengekehrt. Außerdem sind die vielen Bronzerohre der alten Mörser und Geschütze, die draußen herumliegen, ein wertvolles Schmelzmaterial.

Auch eine Anzahl moderner Feldgeschütze steht in den Schuppen. Es sind den Türken abgenommene Kruppkanonen, die wohl noch nicht fertig ummontiert waren. Und was sonst noch alles auf den Höfen herumsteht! Vor allem eine Unmenge Munitionswagen. Die Serben haben sie anzuzünden versucht, aber auch hier hat das Element seine Schuldigkeit nicht getan; nur ein kleiner Teil ist verbrannt. Sehr brauchbar für uns ist eine lange Reihe ehemals türkischer Gebirgs-Munitionskarren. Sie tragen auf den Seitenwänden noch Stern und Halbmond.

Dann viele Automobile; auch nur zum Teil zerstört. Eine komplette Auto-Reparaturwerkstätte. Ein Wagen steht gerade über der Grube. Ein Motorrad liegt auf dem Boden, „Neckarsulm" steht auf dem Benzintank.

Erstaunlich ist die große Menge von modernsten Wasserwagen mit Filtern, Trinkwasserbereitern und Desinfektionswagen. Dann Sanitätswagen, Krankenkarren, Verwundetenautos. „The Wounded Allies Relief Committee", lese ich auf dem einen, und darunter: „Presented by Women's Emergency Service Corps". Es ist ein schöner großer Wagen; er wird uns gute Dienste leisten.

Modelltischlerei, Sattlerei, Montur- und Ausrüstungskammern. Hier liegt alles kunterbunt durcheinander. Man geht über Berge von Sätteln, Kumten und Zäumen und Leinen.

Der Führer einer neu aufgestellten Kolonne ist bereits mit einem Kommando dabei, sich zusammenzusuchen, was er braucht. Weiterhin stehen Waffen: Gewehre in langen Reihen, Seitengewehre, Säbel, Trommeln, Musikinstrumente.

Ganz hinten im Hof steht das letzte, aber vielleicht das für uns Wertvollste: Stapel schmutziger Fässer und blanker Blechtanks. Benzin und Öl. Einige der Fässer sind ge-

brochen. Der kotige Boden ist ölig, und die großen Wasserlachen schimmern tiefblau.

Wie ich aus der Stadt ritt, der vorausmarschierenden Kolonne nach, kam ich an einem versteckten Häuschen vorbei. Ein Häuschen, wie es sich noch von der Türkenzeit her erhalten hat, mit bunt gestrichener Veranda und gewölbtem roten Ziegeldach. In der Gartenpforte stand ein Mädchen: jung, schlank. Über dem dunkelblauen Kleid ein grüner Schal; über den tiefschwarzen Haaren ein gelbseidenes Tuch. In jeder Hand einen Wasserkrug, stand sie, mit todernstem Gesicht, und wartete bis der Reiter vorbei. Hinter ihr im Garten leuchteten in satten Farben die letzten Blumen, Dahlien, rot, gelb und violett. Vielleicht prunkte einst die ganze Stadt so, in solchen lichten Farben, einst, ehe der Feind kam.

Und ich mußte der vielen Städte denken, in Frankreich, Belgien und Rußland, denen allen wir ihr „Gesicht" genommen haben. Ein frohes, stolzes oder ein würdiges oder auch nur ein liederliches, verwahrlostes. Aber es war doch ihr eigenes, das ihnen gemäße.

Und nun sind sie alle gleich nüchtern. Als Städte ihres Landes sind sie tot. Sie sind deutsche Militär- und Etappenorte geworden. Nur als solche haben sie Zweck und Bedeutung.

Ich sehe auf dies Mädchen und die Blumen, und habe den Wunsch, sie möge mir eine der brennenden Blüten reichen, als ob sie mir etwas vergebe, an dem ich und wir alle keine Schuld haben.

Wie ich noch auf die Blumen herabsehe, fiel mir das Gärtchen des alten Notars in dem französischen Städtchen an der Westfront ein. Gerade vor einem Jahr lag ich bei ihm in Quartier. Sein Garten, seine Blumen, seine Obstbäumchen waren seine ganze Freude. Seine beiden

Söhne standen im Heere. Seit der Mobilmachung, als sie zu ihren Regimentern einrückten, hatte er nichts mehr von ihnen gehört. Jeden Tag ging er zu seinen Blumen und wartete. Bei der Dezember-Offensive zerstörte eine schwere französische Granate ihn samt Haus und Gärtchen. Ein zackiger Splitter zerriß ihm den Rücken. Acht Tage lebte er noch. —

Ihr, die ihr das nicht wieder und wieder erlebt habt, was wißt ihr vom Kriege!

Die Verfolgung

Über die Baljkovacka Kosa

Slatina, im November

Drei Wochen Regen haben die Straßen hoffnungslos ruiniert. Straßen? Der Name ist der reine Hohn! Wir sind von Rußlands Steppen und Sümpfen her nicht verwöhnt und erwarten von Pfaden, Wegen, Land- und Gemeindestraßen gewiß nichts. Aber wenn nicht einmal die Haupt- und Staatsstraßen, die auf der Karte so schön mit zwei dicken Strichen eingezeichnet sind, etwas anderes sind als Sumpf- und Schlammkanäle, so kann einem wohl der bange Zweifel kommen, wie es da weitergehen soll.

Solange es regnete, war es fast noch besser. Da war der Schlammbrei auf den Straßen dünnflüssig und passierbar, mochte er auch knöcheltief und stellenweise knietief sein. Roß und Reiter waren zwar bis zur Helmspitze schmutzüberspritzt, die Infanteristen bis zum Leibgurt einfach wandelnder nasser Lehm, aber die Kolonnen kamen doch durch. Jetzt nach ein paar schönen Tagen ist der grundlose Brei so zäh geworden, daß die Pferde anfangen steckenzubleiben und die Hufe zu ziehen. Es gibt einen unheimlichen glucksenden Ton. An den Rädern klebt der Brei wie Leim. Die Infanterie verliert die Stiefel. —

Auf der Paßstraße, die von Kragujevac nach Süden führt, stauen sich die Kolonnen. Ein schwarzer Heerwurm ohne Ende zieht sich vom Tal die Berge hinauf. Von drei Divisionen drängt alles, was nicht weg- und pfadlos über die Gebirgskämme marschieren kann — und das vermögen nur die Infanterie und die Tragtierformationen — auf

dieser einen Straße zusammen. Hintereinander stehen da: Kanonen- und Haubitzabteilungen, Verpflegsfahrzeuge, Proviantkolonnen, Mörserbatterien und wieder Haubitzen und Kanonen. Preußen, Hessen und Bayern.

Vor drei Jahren im Balkankriege sah ich um die gleiche Jahreszeit in Thrazien das türkische Heer. Dem nur deutsche Manöverbilder Gewöhnten erschienen die Türken in ihren abgerissenen Uniformen, mit ihren Ochsen- und Büffelkolonnen wie ein wandernder Zigeunerhaufen. Jetzt sehen königlich preußische Truppen nicht viel besser aus. Ein jedes Land gibt eben dem darin kämpfenden Heere den ihm gemäßen Charakter.

Vor dem Übergang wurden sämtliche Truppen in Südungarn neu eingekleidet. Jetzt starren Mantel, Rock und Hose von Dreck und Lehm. Die Akaziendornen und spitze Felsen haben manches Loch gerissen, das zu flicken noch keine Zeit war. Jeder Fußgänger hat sich einen tüchtigen Stock zugelegt. — Die Gebirgsformationen sind bereits zu Hause damit ausgerüstet worden. Die Kopfbedeckungen variieren vom alten Helm über den neuen spitzenlosen mit Nackenschutz bis zur Feldmütze und Wollmütze. Dazu kommen die vielen zugeteilten Österreicher in ihren verschiedenartigen Uniformen: teils bunt, teils feld-, teils hechtgrau. Dann die Zivilkutscher! Ungarn, Rumänen, Russen und Serben. Sie stecken zum Teil in Uniformen, tragen Fellmützen und Hüte, Schafpelze, buntgestickte Jacken und Opanken.

Das Bunteste aber sind die Fahrzeuge mit ihren Bespannungen. Die vorschriftsmäßigen, schweren, alten Kastenwagen mußten fast durchweg zurückbleiben. Statt dessen sind die zweckmäßigen Fahrzeuge der Gebirgskolonnen gekommen, schmale, handliche Karren, die im Tandem gefahren werden. Auch solche Feldküchen haben

wir. Im Vergleich zu den alten sehen sie winzig aus, wie Puppenküchen.

Aber sie reichen bei weitem nicht. Herhalten muß alles, was Räder hat und rollen kann. Da sind Wagen dabei, die noch aus Frankreich stammen, viele aus Rußland, die Mehrzahl aus Ungarn und dem Lande selbst.

Und davor gehen Pferde aller Rassen im Zuge: schwere, knochige Belgier und Normannen, wendige Kosakenpferde, kleine ausdauernde Galizier, Ungarn und Serben. — Wo die Pferde nicht reichen, helfen Ochsen aus. Ochsen und Büffel. Die schweren Munitionskolonnen sind zum großen Teil mit den schwarzen langhaarigen indischen Büffeln bespannt, die so unendlich langsam, aber auch absolut sicher gehen. Ochsen aber wurden überall aus den Ställen und von den Feldern geholt, wo man sie kriegen konnte. Sie helfen die Feldküchen ziehen, die schweren Wasserwagen und die unhandlichen Trinkwasserbereiter.

Oft sind Ochsen und Pferde hintereinander gespannt oder schwere Belgier und winzige Galizier. Die ersteren in der tadellosen Beschirrung, die erst vor kurzem aus der Heimat kam, die letzteren in Sielen aus einem Gurt und Halftern aus Stricken. Auf dem Sattelpferd sitzt ein brauner Bub in Opanken und Leinenkittel, eine deutsche Soldatenmütze auf dem Kopf, und schwingt unter lautem Schreien die Peitsche —

Wir stecken mit unserer Haubitzabteilung — zu der ich jetzt kommandiert bin — mitten darunter. Nach dem Übergang über die Lepenica und dem Fall von Kragujevac stießen die Vortruppen auf den südlichen Höhen auf neuen starken Widerstand.

Wir vermeinten, nun endlich vor der schon fast sagenhaft gewordenen starken Bergstellung zu sein. Über die Kämme zogen sich eingedeckte Gräben, und unsere Infan-

terie bekam massiertes Artilleriefeuer, auch aus schweren Kalibern.

Die Gebirgsgeschütze und Feldkanonen reichten nicht aus, und so mußten die Haubitzen und Mörser heran.

Die Mörser hatten es bequem. Sie konnten bei Korman am Eingang des Bergtales stehenbleiben. Während des Anstieges flogen uns zur Begleitung ihre schweren Zuckerhüte über die Köpfe.

Anfangs ging es. Der Weg verlor sich zwar bald im Bergbach, aber der Untergrund war fester Stein. Polternd rumpelten die schweren Haubitzen über die Felsblöcke.

Um drei Uhr nachts waren wir aufgebrochen. Nun stand die Sonne hoch am Himmel. Ein strahlend schöner Tag. In allen Farben schimmerte das Herbstlaub. Doch wir hatten keine Zeit, darauf zu achten. Eines nach dem anderen krochen die Geschütze den unmenschlich steilen Hang hinauf. Die Pferde keuchten, den Mannschaften rann der Schweiß in Strömen von der Stirn, die Stimmen der Offiziere waren rauh und heiser. Ein Bataillon Infanterie war zur Hilfeleistung abgestellt. Die Serben hatten gemeint, daß in den Bergen die Infanterie die Unterstützung unserer schweren Artillerie würde entbehren müssen. Sie sollten sich täuschen.

Um Mittag standen zwei leichte und zwei schwere Haubitzbatterien oben in den Bergen. Die „leichten" waren noch um ein Stück höher geklettert. — In der klaren Luft hoben sich die serbischen Stellungen deutlich ab. Die Gräben auf halbem Hang waren zwar geschickt angelegt und vollkommen überwachsen, so daß sie sich im Farbton um nichts von den grünen Matten unterschieden, aber wir erkannten die Schießscharten.

Die Serben räumten unter dem Granatfeuer Graben auf Graben. Am zweiten Tage schon hatten wir nichts mehr

zu tun. Die Infanterie war dem fliehenden Feind über die Berge nach.

Wir konnten nicht folgen. Wir mußten den Berg, den wir mühsam hinaufgeklettert, unter den gleichen Schwierigkeiten wieder hinunter. Und dann kam unsere Abteilung als die am weitesten rechts auf die Paßstraße des Nachbarkorps.

Da steckten wir nun. Vorn wurde noch gekämpft. Die Batterien und Kolonnen, die versucht hatten, einander vorzufahren, konnten nicht weiter, standen in doppelter und dreifacher Reihe auf der Straße. Von hinten wurde nachgedrängt.

Am späten Nachmittag gab es ein wenig Luft, aber unendlich langsam. Ein schrittweises Vorrücken mit halbstundenlangen Pausen. Die Paßstraße ist steil, aufgeweicht und von den abziehenden serbischen Kolonnen in Grund und Boden gefahren.

Acht-, zehn- und zwölfspännig werden die Geschütze die Steigung kurz vor dem Sattel hinaufgebracht. Die schweren Munitionswagen bleiben stecken. Ein Karren versinkt im Schlamm. — Die Fahrzeuge müssen erleichtert werden. Infanteristen und Kanoniere schleppen keuchend, bis zu den Knien im Kot, Patronenkisten und Geschoßkörbe. Die Höhe herunter kommen in langer Reihe die Vorspannpferde.

Ein neues Anfahren. Neue Mühe. Peitschenschlagen. Rufen, Schreien, immer neues Antreiben, verzweifeltes Ziehen und Schieben. Die Pferde bleiben stehen, zitternd mit schlagenden Flanken. Die Peitschen knallen, ziehen blutige Striemen. Die Fahrer schlagen die Sporen ein. Wildes Hü und Ho!

Ein neuer Versuch. Der Dreck spritzt. Ein Pferd stürzt. Wieder steht der Wagen.

Es geht nicht. Alles stockt. Pioniere kommen vor, füllen die schlimmsten Löcher mit Steinen, legen Bohlen und Bretterstege.

Neue Arbeit. Neues Keuchen und Schreien. Ein Trupp Gefangener kommt den Berg herunter, ein paar Hundert — das Gefecht steht gut. Der Kommandeur hält sie an. Sie werden auf die Geschütze verteilt und müssen helfen.

Dämmerung und Nacht. Die Kolonnen biwakieren auf der Straße. Wo der Berg freien Raum läßt, werden die Bespannungen im Feldstall untergebracht; die übrigen bleiben im Geschirr.

Auf steilem Pfad klettern die Pferde zur Tränke, zum Fluß hinunter. Auf und unter den Fahrzeugen strecken sich die Leute zur Ruhe. Rote Feuer glimmen in der Nacht. —

Am frühen fröstelnden Morgen reite ich voraus, die verlorengegangene Verbindung mit der Division wiederaufzunehmen. Die Kolonnen schlafen noch am Wege. Die Haubitzen mit ihren Buckelschildern stehen kurz und gedrungen da, als hätten sie sich vor Kälte zusammengekauert. Die unförmlichen Rohre der Mörser strecken sich breit und wohlig auf den Rohrwagen.

Die Sonne ist halb über die Berge. Im Tal sieht man sie noch nicht. Die Hänge zu beiden Seiten der Straße sind von einem tiefen nächtigen Violett. Darüber aber schimmern die Kuppen kupferrot und gold. Sie sind wie mit Licht und Glanz überschüttet. Ein jedes einzelne bunte Herbstblatt gleißt wie lauteres Metall.

Weiter über die Höhen führt der Weg, nachdem der Paß erklommen. In der Ferne verrollt der Geschützdonner. Wie ein Unwetter zieht die Schlacht nach Süden.

Ich reite jetzt ganz allein. Nur Gefangenentrupps kommen mir entgegen: Müde Männer am Stock mit eisgrauen

Schläfen, und junge, fast noch Knaben, mit erstaunten, fragenden Bubengesichtern.

Kein Lüftchen regt sich. Wie aus getriebenem Kupfer stehen die Eichen. Büsche säumen den Weg, gelb von Gold. Unter ihren Zweigen gleißt der Boden, als könnten sie ihre Last nicht mehr tragen.

Weiter, weiter über die Höhen. Fern im Westen das Moravatal. Gleich Kulissen schieben sich rechts und links blaue Kuppen vor. Weit dahinter schimmern Berge, Märchenberge. Blaßblau und mattweiß. Man erkennt keine Farbe, es ist nur lichte Stille.

Die Augen, die so viel Grauen sahen, trinken und trinken. Es ist, als ob sämtliche Poren all die Schönheit einsaugten. Leben! Schauen! Den warmen Hauch auf der Wange spüren! —

Eine verlorene Sprengwolke steht hoch am Himmel. War da ein Schatten vor der Sonne? — O, leben! leben!

Kraljewo — Krusevac

Man muß an den Tag von Sarajewo denken, an den unendlichen Jammer, an all die Not und das Elend, die Serbien über Europa gebracht hat, indem es das Blutsignal zum Weltkrieg gab. Man muß sich der schweren Schuld Serbiens erinnern, um nicht vom Mitleid übermannt zu werden, nun eine Katastrophe über dieses Volk hereinbricht, wie sie die Jahrhunderte nur einmal sehen.

„Serbien muß sterbien." Der dumme Vers, den unsere Soldaten zu Kriegsbeginn an die Waggons schrieben, ist jetzt Wahrheit geworden. Serbien stirbt!

Eine unendliche Tragik liegt über dem Untergang eines ganzen Volkes, dessen nationale Sehnsuchtsträume halb Süd-

osteuropa umspannten, das in drei blutigen Kriegen seine Existenz zum Einsatz im eisernen Würfelspiel gab. Furchtbar lastet der Krieg auf den besetzten Gebieten Frankreichs. Eine Zone des Grauens zogen die abziehenden Kosaken, die hinter sich jede menschliche Wohnstatt abbrannten und alles vernichteten, was lebenden Wesen zur Nahrung hätte dienen können.

Allein hier wie dort handelte es sich doch nur um Teile des Volkes. In seiner Gesamtheit blieb es unberührt. — Serbien verfügt nicht über unermeßliche Landstrecken, so daß es den Verlust von Provinzen leichten Herzens verschmerzen könnte. Jeder Fußbreit Landes, den es dem Feind überlassen muß, ist ein Stück von seinem Herzen. Von drei Seiten packt es der Feind; von Nord und West und Ost. Im Rücken die unwegsamen Berge. Ein umstelltes Wild! Was nützt da Aufopferung und Heldenmut?

Solange der Kampf noch unentschieden tobt, ist im Herzen kein Platz für Mitleid. Achtung vor dem tapferen Feinde wohl, aber kein Mitleid. — Die Serben haben uns den Kampf nicht leicht gemacht. Viel Blut ist geflossen. Bis zum letzten Atemzuge haben sie sich gewehrt. Aber nun ist es aus. In unwegsame Berge gedrängt. Von seinen Freunden verlassen. Die Serben sind am Rande ihrer Kraft. Geschütze und Vorräte fallen in unsere Hand. Die bisher so bescheidenen Gefangenenziffern schwellen an. Entwichene Soldaten in Zivilkleidung werden eingebracht. Dies Heer zerbröckelt!

Und doch haben tapfere Herzen den Mut noch nicht völlig verloren. Ein Major, den wir vor wenig Tagen fingen — nachdem sein ganzes Bataillon aufgerieben —, gab zwar zu, daß es augenblicklich verzweifelt stünde. „Aber", meinte er und warf den Kopf zurück, „die Engländer und Franzosen

werden uns nicht im Stiche lassen. Und mit ihrer Hilfe werden wir euch wieder aus dem Lande werfen."

Die Engländer? Die Franzosen? — Ob da nicht die englische Ärztin, die ich in Batiocina sprach, die richtigere Ansicht von ihren Landsleuten hatte? — Sie war mit einer kanadischen Sanitätsmission ins Land gekommen, voller Begeisterung für Serbien. Allein als Soldaten und Komitatschis vor dem Abzug ihre Koffer erbrachen und stahlen, was ihnen paßte, und sie sich vor tätlicher Bedrohung durch das Fenster flüchten mußte, da zog sie es doch vor, zurückzubleiben und sich den deutschen Barbaren anzuvertrauen.

Wir luden sie zum Abendessen ein und hatten einen gemütlichen Abend zusammen. „Persönlich sind wir ja keine Feinde," meinte sie, und sie sprach sich sehr offen aus. Seit sie den deutschen Angriff erlebt, glaubte sie nicht mehr an den serbischen Sieg. — Und England?

„Wenn wirklich, wie Sie meinen, der Krieg eine andere Wendung nehmen sollte, der England am Lebensnerv trifft, so werden Sie sich über Englands Widerstand wundern. Dann wird England alle Rücksicht auf Freunde und Verbündete fallen lassen und nur an sich denken. Sie meinen auf dem Weg nach Ägypten zu sein, Sie werden einen warmen Empfang dort finden."

Ich mußte an diese Worte denken, als wir gegen Krusevac vorrückten. Die Verbündeten, vor allem England, haben Serbien im Stich gelassen, schamlos, niederträchtig. Uns, die wir daraus Vorteil ziehen, empört sich das Herz darüber. Bis Kragujevac hat sich Serbien gehalten, mit aller Aufopferung, mit aller Zähigkeit, wie sie nur ein tapferes Bergvolk aufbringen kann, jetzt geht es nicht mehr. Es geht nicht mehr. Ihre eigenen Berge, die sie schützen sollten, werden ihnen zum Verhängnis. Sie hielten sie auf dem planmäßigen Rückzug auf, der zur Flucht ausartete. Freilich waren die

Verfolger wie das Wetter dahinter her. Was heißt unfahrbare Wege, schlechtes Wetter, Regen, Wind, Schmutz, steile Berge!

Die sorgfältige Vorbereitung des Feldzuges bewährt sich. Was waren nicht alles für Formationen geschaffen worden! Gebirgsschützen, Gebirgs-Maschinengewehr-Abteilungen, Gebirgs-Minenwerfer mit allen dazu gehörigen Kolonnen, Gebirgs-Telegraphen-Abteilungen, Gebirgs-Karrenkolonnen, Gebirgs-Feldbäckereien usw. usw., Tragtiere über Tragtiere, Tausende, Zehntausende!

Kamen die ganzen Divisionen und Korps über die engen Pässe nicht nach, so blieb eben liegen, was nicht weiter kam. Kamen die vier Artillerieabteilungen mit ihren je sechs Pferden pro Geschütz nicht weiter, so blieben eben zwei liegen und zwei fuhren zwölfspännig über die Berge, und ging das nicht mehr, weil die Pferde vor Erschöpfung umzufallen drohten, so begleitete nur eine Abteilung den Vormarsch, und die Pferde der übrigen wurden zum Gespannwechsel nachgeführt. Aber mindestens eine Batterie kam durch und blieb dicht hinter der Infanterie.

Die Serben haben sicher darauf gerechnet, daß wir unsere stärkste Überlegenheit, unsere gewaltige Artillerie, in den Bergen preisgeben müßten. Aber die Fünfzehn-Zentimeter-Haubitzen kamen bis zuletzt durch. Man nahm sie, die eigentlich gar nicht zum Abmontieren eingerichtet sind, auseinander und fuhr Rohr und Lafette getrennt.

So standen die Deutschen, ehe die Serben es gedacht, vor Krusevac, und die Armee Koeveß vor Kraljewo. Und hier erreichte die abziehenden Serben das Verhängnis.

Die Geschütze standen in Reihen auf der Straße neben der Bahn, auf den Rampen, teilweise schon einparkiert, auf Waggons verladen. Munitionswagen, Wasserwagen, Krankenwagen, alles blieb liegen, Munition in Massen,

auch Verpflegungsvorräte, Mehl, Hafer, Mais, Sanitätsmaterial — — —

Bis in das Tal der westlichen Morava war die aus Nordserbien geflüchtete Bevölkerung gekommen. Sie hatten ihr Heim verlassen, waren, kaum mit dem Nötigsten versehen, geflüchtet, um hier doch dem Feind in die Hände zu fallen. Und hier erfüllte sich erst das volle Maß ihres Elends. Gewiß, der Feind tat ihnen nichts, aber Truppen auf Truppen ziehen in die Ortschaften. Das Generalkommando kam, die Divisionsstäbe.

Nach ein paar schönen Tagen war das Wetter wieder hundsmiserabel. Die Truppen müssen unterkommen. Was hilft's, Rücksicht auf den Feind wäre Schädigung der eigenen Leute. Die Einwohner müssen hinaus, müssen ihre Häuser räumen. Irgendwo finden sie dann doch noch einen Unterschlupf, in einer Lehmhütte, einem Maisschuppen, einem Schweinestall. Da hocken auf winzigem Raume zwanzig bis dreißig Personen nebeneinander, aufeinander, ein alter Mann, kranke Frauen, kleine Kinder. Eine entsetzliche Luft, eine Fülle von Elend. Und doch, es ist wenigstens ein Dach. Draußen regnet es in Strömen.

Familien aus Belgrad, aus Semendria und Kragujevac sind darunter, hohe Regierungsbeamte, Ärzte, Advokaten. Es geht ihnen nicht besser als den ärmsten Taglöhnern. Offiziersfrauen sind darunter. Die Frau eines Stabsoffiziers läuft zum Ortskommandanten. Sie bittet. Sie hat zwei kleine Kinder.

„Es tut mir leid. Ich kann Ihnen nicht helfen. Ich kann keine Ausnahme machen. Da liegt das Generalkommando, da der Divisionsstab. Die Truppen sind vier Tage und vier Nächte im Regen gewesen. Sie müssen unter Dach kommen. Sie verstehen, sie müssen. Ich kann nicht helfen. Ich kann wirklich nicht."

Draußen am Wege liegen sie im Regen, lange Wagenzüge. Das nasse Holz will nicht brennen. Sie stehen und hocken frierend um das glimmende und wieder verlöschende Feuer. Das Herz krampft sich einem im Leibe zusammen. Aber wir können nicht helfen. Was das Land hat, ist für das Heer. Unsere Truppen dürfen nicht hungern. Sie dürfen nicht frierend am Wege liegen, wenn es eine Möglichkeit gibt, sie unter Dach zu bringen.

Die Männer unter Fünfzig werden abgetrieben. Vielfach sind Buben bis zu vierzehn Jahren darunter. In Kolonnen, in endlosen Kolonnen, zu Hunderten, zu Tausenden marschieren sie nach Norden. Ulanen eskortieren sie zu beiden Seiten, die Lanze in der Faust.

In den rückwärtigen Dörfern laufen die Weiber und Greise zusammen, wenn der Zug durchkommt. Scheu lugen sie hinter den Zäunen hervor. Da erkennt eine Frau ihren Mann, läuft mit, weinend, klagend — die serbische Regierung hat bekanntgegeben, daß die Deutschen alle Männer töten — läuft mit, bis sie nimmer kann, am Wege zusammenbricht und liegen bleibt. Ich sah ganze Scharen von Weibern den Gefangenenzügen folgen, scheu immer wieder nachfolgend, so oft sie die Ulanen auch zurücktrieben, wie einen lästigen Hund, der sich an unsere Ferse heftet und der immer wieder nachläuft, so oft man ihn auch mit Steinwürfen und Stockschlägen verjagt.

Serbien stirbt. Noch halten die letzten Tapferen in den Bergen und verbluten. Und in Paris und London reden die, die das Land zu diesem verbrecherischen Widerstand ermuntert haben. Möchte doch nur einer von denen, die diesen Krieg heraufbeschworen haben, einmal einen Blick in dieses Meer von Elend werfen.

Die Flüchtlinge ziehen nach Norden in das Gebiet der Etappe, wo kein Kampf mehr ist, wo für sie gesorgt werden

kann. Die bis dorthin gelangen! Denn ich sah viele, die am Wege liegen blieben. Im strömenden Regen lag da, im Schlamm der Landstraße halb versunken, ein alter Mann oder eine Frau oder beide eng nebeneinander. Wie leblos lagen sie, und der Regen strömte hernieder. Sie waren nicht tot, o nein, nur müde, so todmüde. Die Dohlen steigen auf mit schwerem, schwerem Flügelschlag. Der Himmel grau in grau, und die letzten goldenen Blätter flattern von den kahlen Bäumen in den Kot der Straße.

Serbiens Ende

Wie Serbien starb

Die Gefangenen, die wir im Dorfe machten, waren müde und abgerissen, die Füße in Opanken, die guten englischen Mäntel beschmutzt und zerfetzt.

Der junge, blasse Fähnrich sprach etwas Deutsch: „Wir konnten nicht mehr, wir haben jeden Tag gekämpft, und wenn wir nicht kämpften, haben wir gewacht und gewartet, ob ihr kommt."

Das Transportkommando tritt an. „Vorwärts marsch!" Müde, mit ihren Säcken über der Schulter trotten sie hintereinander ab.

Die Burschen richten das Quartier für die Nacht, oder vielmehr, sie lassen die Hausleute unter ihrer Aufsicht arbeiten, den Schmutz ausfegen, den Hausrat aufräumen, frisches Stroh in die Ecke, und Tisch und Bank gescheuert.

Ich werfe mich todmüde aufs Stroh. Im Vorraum hocken die Hausbewohner, die wir vertrieben, um das offene Feuer am Kamin. Der Alte mit den weißen Bartstoppeln und der spitzen Pelzmütze stiert stumpfsinnig in die Flamme. Auf dem Boden krabbeln die Kinder. Die Alte lamentiert und wirft sich dem Kommandeur zu Füßen. — „Ja, Herrgott, ich verstehe dich ja nicht!" Sie schluchzt und küßt die Stiefel. — „Nie rasumie, nie rasumie!" ruft verzweifelt der Kommandeur. — „Marsch raus, alte Her'," unterstützt die Ordonnanz, die die Lampe reinbringt.

Über das Strohlager spielt der Feuerschein. Die Alte tanzt hin und her, oder ist es nur die Glut, die auf und nieder zuckt. Herrgott, bin ich müde. Ich starre auf den Fleck an der Wand. Auf einmal ist es die serbische Landkarte und

eine große Presse schraubt sich von oben herunter und drückt das Land zusammen.

„Befehl vom Regiment" — ich schrecke auf. — Schon Morgen? Nein. Gerade bringt der Diener das Essen. — Die Taschenlampe leuchtet über das Papier: „Das 22. Infanterie-Regiment setzt sich heute noch in den Besitz von Saraorci. Die erste Abteilung unterstützt den Angriff und wird dem Regiment direkt unterstellt."

Im Haus gegenüber ist der Infanterie-Regimentsstab. Der Adjutant sitzt am Tisch, wie immer ruhig, sachlich, unermüdet, an alles denkend. Zwei Kerzen brennen trübe. Die Befehlsempfänger kritzeln gerade den letzten Satz in ihre Hefte.

„Die Abteilung wird mit zwei Batterien am Ortsausgang auffahren. Von jeder Batterie gehen Beobachter mit Telephon vor. Ich gehe selbst mit."

Der Adjutant nickt: „Das Regiment tritt sogleich an. Der Stab reitet mit dem Reservebataillon. Auf Wiedersehen."

„Auf Wiedersehen."

Es dauert lange, bis das Regiment beieinander ist. Die Leute waren bereits in den Quartieren. Inzwischen arbeiten rasch und lautlos die Kanoniere an den Geschützen. Die elektrischen Taschenlampen blitzen auf. In ihrem Schein zittert vibrierend die Nordnadel, nach der die Richtung gegeben wird. Endlich sind die Batterien parallel gestellt und die Rohre feuerbereit auf das nächste Dorf gerichtet. Die Munition liegt hinter den Lafettenschwänzen. Wartend und frierend steht die Mannschaft herum.

Die Nacht ist kalt und dunkel. Endlich ist das erste Bataillon zur Stelle. Zwei Kompagnien schwärmen in Schützenlinien rechts und links aus. Der Rest folgt geschlossen auf der Straße. Die rechte gefährdete Flanke deckt gestaffelt das zweite Bataillon; das dritte bleibt vorläufig als Reserve zurück.

„Meldung, ob angetreten!“ — Der Befehl läuft von Mund zu Mund. Wir warten. Vor uns blitzt ein Licht auf. „Licht aus! Himmelherrgottdonnerwetter noch mal!“ Der Adjutant galoppiert vor.

Vorne treten sie jetzt an. Die Verbindungsleute setzen sich in Marsch. Der Doppelschatten der beiden Männer dicht vor uns taucht bald größer, bald kleiner aus dem Dunkel. Hinter uns ist der schwere Tritt der Kompagnien. Wir reiten sorglos. Ist das Dorf überhaupt besetzt? Oder doch nur mit Patrouillen?

Wir marschieren stockend und zögernd, bald langsam trippelnd mit kurzem Halten, dann wieder rasch ausgreifend: Die Schützenlinie muß über Zäune und Stachelhecken. Dann geht es wieder über freies Feld.

„Eigentlich eine Roheit ...“ —

Der Adjutant hat gesprochen. Die Worte stehen hart und unvermittelt in der Luft.

„Glauben Sie, daß es anders geht? Und wenn die Franzosen, die Russen, die Serben in unser Land gekommen wären? ...“

„Ja sicher, und dennoch ...“

Wir reiten schweigend weiter. Es ist, als würde die Luft schwül und drückend. Der Tritt der Kompagnien klingt gedämpft. Keiner spricht. Die Schatten der Verbindungsleute vor uns werden riesengroß. Der Marsch stockt wieder.

„Ich glaube, man hört den Hufschlag der Pferde weit durch die Nacht.“

Der Major zieht die Zügel an. „Ja, sitzen wir ab.“

Hintereinander gehen wir auf dem schmalen Grasrain neben der Straße. Im Straßengraben rollen die Telegraphenkabel ab, Nervenstränge, die die Sturmlinie mit den Batterien verbinden. Es ist so still. Man hört das Surren der Kabeltrommeln.

„Wieviel Meter Kabel?"

„Etwa zweitausend."

Wir können nicht mehr weit vom Dorf sein. Man sieht nichts, kaum dunkel die Straße. Noch immer ist es still. Erwarten sie uns, oder glauben sie heute Ruhe zu haben? Sitzen sie wach in dem bangen Zweifel, kommt der Feind oder kommt er nicht?

Die ersten Häuser des weitverzweigten Dorfes sind schon ganz nahe. Noch immer kein Laut. Da schlägt ein Hund an. Verdammtes Vieh! Der nächste stößt mit dem Bajonett nach ihm. Er heult auf, entkommt. Ein zweiter, dritter fällt ein. Das ganze Dorf kläfft und bellt und heult.

Wir eilen vorwärts, stumm und rasch. Der erste Schuß! Wie verloren hallt er durch die Nacht. Zwei, drei, ein halbes Dutzend! Noch zögernd, fragend, zweifelnd.

„Kopffernhörer anschalten!"

Der Telephonist kniet nieder.

Jetzt sind sie drüben wach. Auf der ganzen Linie knattert es los.

„Mit ‚Dreitausendvierhundert' Feuer eröffnen." Das Telephon tutet.

Wie Hagelschloßen fegt es über die Straße. Sie schießen aus nächster Nähe. Man sieht das Aufblitzen der Gewehre. Ihr Mündungsfeuer fleckt mit kurzen roten Flammen das Dunkel. Ein Maschinengewehr schnellt los. Mit wahnsinnigem Rattern wie ein durchgehender Motor. Auf der Straße spritzt es auf wie von schwerem Tropfenfall. Aber die Straße ist leer. Die zwei Kompagnien Unterstützung liegen platt auf dem Bauch in Gräben und Mulden.

Dumpf lösen sich die ersten Geschützschläge von den Batterien. Ich richte mich auf den Knien auf und schaue durch das Glas in die Nacht. Rechts und links schlägt es kurz und hart auf den Boden. Unwillkürlich zuckt der Körper bei jedem

Schlag. Wie es in die Telephondrähte schlägt, klirren sie mit hohem singenden Ton. Der Porzellanisolator poltert in Scherben zu Boden.

Die ersten Schüsse scheinen zu weit. Man kann nichts deutlich erkennen. Die Straße steigt an. Ich laufe im Graben vor. Hintereinander liegen da die Verbindungsleute platt auf dem Boden, das Gesicht fest auf die Erde gedrückt. Ein Stück weiter vorn kauert der Beobachter der anderen Batterie. Die Sturmlinie ist schon weiter vor. Die Schüsse sind noch immer zu weit.

„Dreitausendzweihundert", „Dreitausend", „Zweitausendachthundert" — jetzt stehen die leuchtenden Meteore über dem dunkeln Schatten des Dorfes.

Das Maschinengewehr bellt wieder los, fegt die Straße. Es steht halb links. —

„Die erste Batterie fünfzig weniger — noch eine Gruppe!"

Jetzt wird es still.

Hurragebrüll geht wie ein Schrei durch die Nacht. Wie wahnsinnig prasselt Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Dann bricht es ab. Mit einem Schlage. Die Straße, die eben noch der Tod fegte, liegt wie im tiefsten Frieden. Wir laufen vor. Der Kabelträger keucht. Noch einmal rechts ein Maschinengewehr. Dann ist auch das still. Mit den ersten laufen wir ins Dorf. Der Mond ist hochgekommen. Ein ganz fahles Licht zittert über den Weg. Die Bajonette blitzen darin.

Unheimlich und schauerlich droht im Halbdunkel das Dorf. Was birgt es noch in seinen Häusern? Der Hauptmann läßt die Kompagnie auf der Straße sammeln. Die Unterstützungen sind nicht nachgekommen. Wir sind zu schwach, um in breiter Linie durch das Dorf zu stoßen. Langsam schieben wir uns die Hauptstraße vor. Der Hauptmann hält Verschlußstück und Schlauch eines Maschinengewehres in der Hand: Das sowie Patronen und Tragtier wurden erbeutet.

Die Gewehre selbst haben die Serben noch in Sicherheit bringen können.

Haus für Haus am Wege wird durchsucht. Wo ein Licht brennt, stürmen die Soldaten hin. „Die dunkeln Häuser durchsuchen!" schreit der Führer. Die Kolben krachen. Ein Fensterladen poltert schwer zu Boden. „Raus, raus!" Zitternd steht im Türrahmen ein altes Weib, in der Hand ein weißes Tuch.

Die Reserven sind heran, das ganze Dorf besetzt. Der Feind ist fort. In der Ferne suchen ihn unsere Schrapnelle. Sie singen durch die klare Luft. Weit entfernt bellt noch einmal ein Maschinengewehr auf, nicht kühn und wild, stockend und scheu wie ein Tier, das um Hilfe ruft.

Die Vorposten graben sich am Ostrand ein. Unsere Arbeit ist getan. Ich gehe ins Dorf zurück und suche ein Quartier. Ein Haus fiel mir auf. Auf der Schwelle gleitet der Fuß. Es ist Blut. Ein Toter liegt quer über den Weg. Ich leuchte ihm ins Gesicht. Es ist ein Serbe. Aber wie ich in das Zimmer trete, stocke ich doch. Es ist verlassen. Auf dem Tisch brennt ein Licht. Aber quer durch den Raum zieht sich eine Hängematte aus buntgewebtem Stoff. Ein Kind liegt darin, einjährig, mit offenen, klaren Augen, und lächelt mich an, lächelt mir freundlich zu, als wäre ich eingetreten, um es zu kosen. —

Die Telephonisten sind schon da. Im Nebenzimmer richten sie bereits die Station ein. Die Anruftrompete tutet. — „Erste Abteilung hier — Verständigung!" Die Präzisionsmaschine, die Serbien umklammert, arbeitet. — Ist alles nur ein Traum? Wozu denken! Die Arbeit für heute ist getan. Zwischen dem Kind und dem Toten lege ich mich schlafen.

Das Ringen um Verdun

Die Kämpfe auf dem linken Maasufer

Fahrt gen Verdun

Vor Verdun, Anfang März

Züge rollen durch das Land...

Zug auf Zug. In kurzen Abständen folgen sie einander des Tags, wie gejagt, einer vom anderen, und nachtsüber reißt die Kette nicht ab. Die glühenden Augen der Maschinen haschen die Schlußlichter des vorausfahrenden Zuges.

Ein riesiges Rad rollt. Jeder Zug nur ein winziges Teilchen davon. Und doch, stockte er, brächte er die ganze Maschine zum Stehen. — Auf eisernen Rädern zieht das deutsche Heer über das Land. Teile von ihm stehen an jeder Grenze, in West und Ost, in Nord und Süd. In den Boden eingegraben stehen sie hinter stählernen Schilden, selber von Stahl, trotzen Kälte und Nässe, Minen und Gas, Trommelfeuer und Sturm. Sie sind des Reiches Schild. Die anderen aber, die nicht an die Scholle Gebundenen, die jetzt in dem Paternosterwerk der Militärzüge die eisernen Stränge entlang gleiten, die Stoßtruppen, die sind das Schwert, das des Reiches Streiche führt, gen West, gen Ost und Süd, und jetzt wieder gen West.

Schwer und hart ist der Schildträger Los; schwer in dem stumpfen Einerlei des Tages, hart in der steten Nähe des Todes. Schwerer noch sind die Strapazen derer, die das Schwert führen, näher noch ist ihnen der Tod. Aber in ihrer Mühsal ist alle Lust des Krieges mit ihnen, der sie in rascher Fahrt von Land zu Land führt. Der Tod naht ihnen, blutigroten Lorbeer um die Schläfen. Der Tage Wechsel gaukelt

ihnen ein leichtes Sterben vor, und sie haben nicht Zeit, seiner zu denken, der so rücksichtslos in ihren Reihen aufräumt.

Züge rollen durch das Land.

Als sie zum ersten Male ihre Fahrt antraten, trugen sie die Stoßtruppen gegen Westen. Wer von uns hätte damals, vor mehr als anderthalb Jahren, als wir singend über den Rhein fuhren, gedacht, daß wir je anders denn als Sieger nach glücklich beendetem Kriege den Strom wieder kreuzen würden! Und grüßten doch die Heimat wieder, nicht Eichenkränze um die Stirnen, nein, in unverminderter Rüstung. Damals rollte Zug auf Zug gen Osten und legte am Fuße der Karpathen Massen wurfbereiten Stahles nieder und landete immer neue Scharen todentschlossener Männer.

Wieder rollten nach einem halben Jahre die Züge. Diesmal gegen Süd. Durch die breite ungarische Tiefebene trugen sie uns, die träge und satt nach des Sommers reicher Ernte in der Herbstsonne lag. Durch Felder von gelbem Mais mit goldenen Melonen zwischen den Halmen fuhren wir, bis an den breiten Strom, an dessen Ufern wir uns zum Angriff auf Serbiens Berge sammelten.

Tiefes Geheimnis liegt über einer jeden Fahrt. Keiner kennt das Ziel, weder der Mann auf der Maschine noch der Transportführer, noch die Beamten auf den Bahnhöfen. Von Station zu Station wird neue Order gegeben. Ein jeder kennt nur die nächste kurze Strecke. Eine geheimnisvolle unsichtbare Macht regelt das Ganze.

Wir wissen nichts, als daß wir dem Tode entgegenfahren, dem Tode und dem Sieg. Und die Mädchen wissen das, die sich auf den Stationen an die Wagen drängen und uns mit Liebesgaben überschütten, sie, die einzigen, die die strenge Sperre passieren dürfen. Manche dieser kaum Erblühten, ihres Weibtums noch nicht Bewußten gab in einem

Blick, einer Geste, einem Ruf alles, was ein Weib einem Manne an Liebe geben kann. Und sie konnte es tun, galt es doch Männern, die sterben gingen ...

Es war eine milde Zeit im Banat gewesen, wo wir unser Winterlager gehalten. Warm, wohlig-warm schien tagsüber die Sonne über die weite Ebene und die welligen Steppenhügel der Pußta. Abends aber flammte ein verzehrendschönes Farben- und Flammenspiel den ganzen Himmel entlang. Da entschwand der Tag in einem unwirklichen, goldigen Lichte. Wie eine selige Insel schwebte der Kreis des Horizontes, an dessen Rand blaue Berge sich dem Himmel vermählten, in der Unendlichkeit. Aus dem rollenden Zuge sahen wir es zum letztenmal. Mancher hatte inmitten des bunten Völkergewimmels dort unten mit seinen schönen Frauen, Madjarinnen, Serbinnen, Rumäninnen, einen kurzen Traum geträumt, der ihn weit, ach so weit von allem entführt hatte, was Krieg und Kampf heißt. — Aus. Vorbei. Krieg ist wieder.

Als Nacht und Tag und abermals eine Nacht vergangen, da zogen an den gefrorenen Scheiben weiße, hohe Berge vorbei, verschneite Tannenwälder und Hütten, die sich unter der Schneelast auf ihren Dächern duckten. Statt Weiche und Süße alles streng und ernst und herb. Allein vergessen war alle fremde Schönheit, und wir blickten hinaus in die deutsche Winterlandschaft, als hätten wir nie so Schönes gesehen.

Quer durch Deutschland ging die Fahrt, als sollten die in neuen Kampf Ziehenden vorher noch einmal alle Schönheit der Heimaterde sehen und alle ihre Liebe fühlen; denn wo die Bevölkerung nicht auf die Stationen durfte, da wartete sie an Steigungen auf den langsam fahrenden Zug. Früchte, Kuchen, Zigarren warfen sie uns zu. Kinder und junge Mädel liefen neben den Wagen her und reichten uns Bier

und Wein. Ja, große Schüsseln mit Kartoffelsalat, Kartoffelpuffern, kurz was nach Landessitte das Beste war, brachten die Frauen angeschleppt. Unermüdlich, ohne Grenzen in ihrer Opferwilligkeit; denn ein Zug folgte dem andern..

Noch vor einer jeden großen Aktion ist es unserer Heeresleitung gelungen, die Feinde über Ort und Zeit und Ziel zu täuschen. So große Truppenverschiebungen lassen sich ja nicht verbergen. An jeder Station kann ein Spion die vorbeifahrenden Züge zählen und die Anzahl der Bataillone und Batterien dem Gegner melden. Und trotzdem ist die Überraschung noch jedesmal gelungen.

Auch wir fuhren nicht direkt auf unseren Bestimmungsort zu. In zwei Etappen wurden wir in das Kampfgelände gebracht. Als wir zum zweiten Male verladen wurden, da ging es Schlag auf Schlag. In ein paar Stunden mußten die ersten Transporte an der Rampe sein. Und dann Zug auf Zug, so dichtgedrängt, wie es die Rücksicht auf die Betriebssicherheit nur zuließ.

Eine rasche Fahrt. Hastig müssen die Mahlzeiten auf den Verpflegstationen eingenommen werden. Der Ausladebahnhof lag im Feuerbereich der feindlichen Geschütze. Noch in der Nacht ging es weiter, der Front entgegen. Von dorther donnerten die Kanonen, unablässig, ohne Pause.

Vor Verdun

Der Morgendunst ist weg. Mit dem Periskop sieht man aus dem Graben weit über das Land. Den Hang hinunter, dann Hügel an Hügel, alle bedeckt mit dem wirren Netzwerk der Gräben. Wälder wie dunkle Farbflecken dazwischen. Fern am Horizont, hinter Hügeln und Wäldern liegt die Stadt, der der Kampf gilt — Verdun.

Den Graben, in dem ich stehe, haben die Franzosen eingetrommelt. Im Nachbarabschnitt haben sie des Nachts einen Gegenangriff gemacht. Sie wollen sich Luft machen gegen die eiserne Klammer, die sich halbkreisförmig um sie legt und sich langsam, aber erschreckend in ihrer unwiderstehlichen Langsamkeit enger zieht.

Augenblicklich kann man ruhig aus dem Grabenstück heraus beobachten. Das heißt, was einst ein Graben war, ist kaum mehr eine flache Mulde. Aus dem niedergebrochenen Erdreich starren Balken, Bretter, Eisenschienen und Stahlschilde. Ein wüstes Durcheinander. Wie nach einem Erdrutsch sieht es aus. Einzig ein Maschinengewehrstand steht noch. Ein unförmig dicker Betonklotz mit schmalem Schußschlitz. Das deckende Erdreich ist weggewaschen. An einer Ecke ist ein mächtiges Stück abgeschossen. Aber er steht noch, ungebrochen in seinem starren Trotz.

Mitten in der Mulde liegt ein Blindgänger, einer von den ganz großen, ein Achtundzwanzig-Zentimeter. Lang, plump liegt er da in seiner ungefügen Masse, wie ein ans Land geschleuderter Seefisch; — immer noch tückisch und gefährlich.

So trommeln wir jetzt die französischen Gräben ein. Nicht ein kurzes Grabenstück, nein, kilometerlange Strecken. Vor Béthincourt und gegen den „Toten Mann" sind unsere Mörser gerade an der Arbeit. Bei Gorlice nahmen diese Ungeheuer zum erstenmal Schützengräben in die Kur, uns zur staunenden Bewunderung, den Russen zum grausigen Schreck. Damals war es ein Ereignis. Hier kennt man es gar nimmer anders. Und statt der wenigen sind es jetzt Dutzende, die gleichzeitig in einem Höllenkonzert loslegen. Wir trommeln nicht tagelang wie die Franzosen; nur ein paar Stunden. Aber dann, was aus den Rohren geht, mit den schwersten Kalibern. Wenn die Infanterie vorbricht, darf von dem feindlichen Graben nichts mehr stehen.

Die französischen Stellungen wurden vielfach, und nicht nur von den Franzosen selbst, für uneinnehmbar gehalten. Sie waren es vielleicht auch. Bisher. Jetzt nicht mehr. Angriff und Verteidigung wechseln in ihrem relativen Stärkeverhältnis zueinander. In diesem Kriege mehr als in früheren. An sich ist die Verteidigung die stärkere Form der Kriegführung. Allein wenn dieser Clausewitzsche Satz uneingeschränkte Geltung hätte, könnte ja nie ein Angriff gelingen, außer mit überwältigender Überlegenheit. Jeder Form der Verteidigung wird der Angriff mit einer neuen stärkeren Form zu begegnen suchen. Technik und Taktik im ewigen Wechselspiel durch die Jahrhunderte.

Im Anfang dieses Krieges war eigentlich die Verteidigung die weitaus stärkere Form. Allein indem sie sich einer veralteten Taktik bediente, indem sie sich auf Festungen stützte, die in ihrer bisherigen Gestalt ein neues, geheimgehaltenes Angriffsmittel — der Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörser — wertlos machte, unterlag sie. So lange, bis sie die der modernen Waffenwirkung — dem Mehrlader, dem Maschinengewehr und dem Schnellfeuergeschütz — gemäße Form gefunden hatte. Gegenüber dem elastischen, tief in der Erde gedeckten Schützengrabensystem und der verdeckten Artillerieaufstellung war der heldenhafteste Todesmut unserer besten Regimenter vergebens. So kam unser Vormarsch in Flandern zum Stehen.

Herbst und Winter 1914 war eine kritische Zeit. Allein unsere Heeresleitung wußte den neuen Methoden zu begegnen. Im Frühling schritten wir zum konzentrischen Angriff gegen Rußland. Auch im Osten galten die Stellungen für uneinnehmbar. Doch ein überwältigender Eisenhagel zerstörte die sorgsam aufgeführten Gräben, so daß der Verteidiger Gewehre und Maschinengewehre nicht oder nicht voll zur Geltung bringen konnte. Die feindliche Artillerie

aber brauchten wir nicht so zu fürchten, da die Russen damals an einem Geschütz- und Munitionsmangel litten, der in der Folge für sie zum Verhängnis wurde. —

Das Gefährliche im Westen war und blieb die feindliche Artillerie, die starke, glänzend schießende französische und englische Artillerie; überhaupt das größere Raffinement unserer westlichen Feinde in allen Finessen moderner Kriegführung.

Mit der Artillerie war es in der ersten Hälfte des Krieges eine eigene Sache. Alle bisher geltenden Anschauungen wurden da über den Haufen geworfen. Die offen auffahrenden Batterien wurden überall in Kürze vernichtet. So ging die Artillerie nur mehr verdeckt in Stellung. Das dauert länger und ist umständlicher, allein eine gut verdeckte, indirekt schießende Batterie ist praktisch unverletzlich. Dies kam wieder in erster Linie dem Verteidiger zugute; denn wenn seine Infanteriestellung niedergekämpft war, konnte er immer noch mit seinen unversehrten Geschützen die Bahn reinfegen und den Sturm abweisen.

Das ist nun langsam anders geworden. Mit Hilfe der Fliegerbeobachtung und des Meßplanverfahrens bekommt man auch die raffinierteste Batteriestellung heraus. Und wenn es auch noch immer nicht leicht ist, Artillerie niederzukämpfen, so kann man sie doch, vor allem unter Anwendung von Gasgranaten, derart niederhalten, daß sie im entscheidenden Augenblicke schweigt. Dazu kommt ein minutiös geregeltes Zusammenarbeiten von Infanterie und Artillerie, das erstere immer nur so weit vorgehen läßt, als sie die Schwesterwaffe noch deckt. Ein blindes Vorstürmen mit gewaltigem Geländegewinn ist da freilich nicht möglich, allein man ist auch vor Rückschlägen sicherer, und es kostet weniger Blut.

Langsam gehe ich durch den Wald zurück. Man ist hier nicht eingesehen und kann sich frei bewegen. Vor der feind-

lichen Artillerie schützen einen freilich die Stämme nicht. Aber vor der ist man ja hier nirgends sicher. Auch wenn nicht gerade gekämpft und gestürmt wird, reißt das Feuer der beiderseitigen Artillerie nicht ab. Noch kilometerweit hinter der Front liegen Straßen und Unterkünfte unter Feuer. Das Rollen und Dröhnen summt einen in den Schlaf und grüßt uns beim Erwachen.

Dies Feuer mürbt und frißt die Nerven; denn trotz allem Raffinement der Technik, letzten Endes sind doch sie es, die die Entscheidung bringen. Wenn nicht alle Zeichen trügen, beginnen sie bei den Franzosen schon nachzulassen. Gewiß, sie sind brillante, schneidige Kerle, aber im Anfang sind sie doch vor uns gelaufen. Herrgott, was waren das für Tage damals im August! Dann kam freilich die Marneschlacht, und die spukt den Franzosen noch immer in den Köpfen. Da wir sie seitdem nicht mehr feste anpackten, hielten sie sich für die Sieger. Nun das wird jetzt wohl langsam anders werden.

Kreck! Plentsch! Da ist ein „Schwerer" gerade in den Tümpel gefahren. Inmitten des dicken schwarzen Rauches steigt eine Wasserfontäne auf. Die Infanterieabteilung auf der Straße setzt sich in Trab. Ein paar Pferde scheuen. Gleich darauf schlägt eine zweite ein Stück weiter rechts ein.

So geht das nun alle Tage. Am Waldrand steht ein Krankenwagen. Die Sanitäter heben gerade einen verwundeten Artilleristen hinein. Jeder Tag bringt seine Verluste. Schön ist das nicht. Aber drüben sieht es noch ganz anders aus. Wir haben mehr von den dicken Dingern, von den Nervenfressern. Wir halten es aus. Sieh den Infanteristen vorn im Graben, hinter dem Schild, neben sich die Handgranaten, und den Kanonier in seiner Batteriestellung. Die haben noch Nerven wie Taue. Wir halten durch.

Am „Toten Mann"

Vor Verdun, im März

Im Unterstand verlosch das Licht!

Wir saßen in der Nacht und fühlten nun erst das schwere Beben der Erde, das sich durch die toten Betonwände fortpflanzte und in unseren Herzen mit leisem, bangem Zittern verebbte.

„Ordonnanz, Licht!"

Die Kerze brannte wieder. Der Sprung in der Betonwand war kaum merklich. Aber in den Ohren lag noch immer das Krachen des Achtundzwanzig-Zentimeters, der in der Nähe eingeschlagen.

So ging es den Abend über fort. Noch fünfmal erloschen die Kerzen.

Die Franzosen trommeln wieder. Sie wollen den „Toten Mann" zurück.

Ein Hügel liegt zwischen tausend anderen. Nichts Besonderes an ihm, nur ein wenig höher als die übrigen. Eine Straße führt über seine Kuppe, von Cumières nach Béthincourt. Vielleicht starb da einst ein Mann am Wege! Einst, vor Jahrhunderten, als noch Wegelagerer in den Argonnen hausten. Niemand weiß es mehr, nur der Name blieb: le Mort Homme — der Tote Mann.

Ein Name wie andere, bedeutungslos. Niemand dachte sich was dabei. Der Name schlief. Jetzt ist seine Zeit da. Dieser Berg ist der Tod.

Der Krieg vor Verdun ist nicht Menschenwerk mehr. Er ist die Hölle. Und nur wer den Himmel im Herzen hat, kann ihn ertragen.

Über Felder von Stacheldraht, durch Verhaue, Schlingen und Wolfsgruben gegen Schnellfeuergeschütze und Maschinengewehre kann niemand stürmen. Vor der Sturm-

truppe muß der Tod vorausgehen, der Tod und Schrecken und Verwüstung.

Und mit den Mitteln der Verteidigung wuchs das Heulen der Zerstörung. So wurde der Krieg zu dem, was er heute ist. Das ist kein Krieg mehr, kein Ringen und Kämpfen von Menschen. Das ist ein Naturereignis, ein Toben entfesselter Elementarkräfte.

Vor der Infanterie stürmen die Granaten. Sie fliegen so dicht, daß der Himmel tönt von ihrem Heulen. Gleich Scharen wilder Gänse streichen sie über das Firmament, daß die Sonne dunkelt wie vor den Pfeilen des Xerxes. Sie ackern und pflügen die feindliche Stellung. Und haben sie ihr Werk gut getan, so darf dort nichts mehr sein als eine Wüste des Todes. Sie wischen das Leben vom Erdboden fort, und wer unter der Erde noch lebt, dem haben sie das Herz erschüttert und die Nerven zermürbt. Die in den metertiefen Unterständen und Stollen am Leben Gebliebenen kommen vor den Bajonetten und Handgranaten der Stürmenden hervor, ergeben, mit erhobenen Händen.

So nahmen die Kronprinzen-Truppen Stellung um Stellung vor Verdun. So fiel auch Forges, der Rabenwald und der Tote Mann. Freilich nicht überall war aller Widerstand erstickt. Beherzte eilten noch an die verschüttete Brustwehr, sobald die Unseren vorbrachen. Maschinengewehre konnten noch in Stellung gebracht werden, Handgranaten flogen noch hin und her. Messer und Leiber prallten aneinander; Mann gegen Mann.

Dieser Krieg ist das Erste und das Letzte. Er kennt die primitivsten Waffen grauer Vorzeit: Faust und Zähne, und läßt mit den raffinierten Kampfmitteln moderner Technik die Schrecken zukünftiger Kriege ahnen, wo vielleicht das Geschoß veraltet und Gas, Flammen und Starkstrom völlig an seine Stelle getreten sein werden.

Das schwere Feuer dauert an. Aber es kracht nicht mehr in unmittelbarer Nähe. Es liegt jetzt auf den Batteriestellungen. Die Telephone gehen noch, allein sie melden, daß die Batterien derart zugedeckt sind, daß sie sich nicht rühren können. Heute früh kreisten sechs Flieger über ihnen.

Es ist ja kein unterlegener Gegner, den wir vor uns haben, an Menschen und auch an Material — mit Ausnahme der ganz großen Kaliber, der Zweiundvierziger — nicht schwächer als wir. Kein Mittel moderner, raffinierter Kriegstechnik ist den Franzosen fremd. Kein Mittel und kein Gegenmittel. Sie haben in gleicher Weise Minenwerfer, Gasbomben und Flammenwerfer, wie auch die Schutzmittel dagegen. So hebt sich alles Raffinement der Technik schließlich gegenseitig wieder auf, und es steht letzten Endes wieder Mensch gegen Mensch.

Nerven! — Meldungen von den Bataillonen laufen ein. Unterstände sind durchschlagen. Verluste. Die feindlichen Minenwerfer haben das Feuer aufgenommen. — Befehle müssen hinausgehen: an die Sanitätskompagnie, an die Pioniere, an die Minenwerfer.

Das Rollen und Dröhnen und Krachen wird stärker. Die eigene Artillerie soll das Feuer wieder aufnehmen. Die Leitungen sind zum Teil gestört. Mitten im Wort bricht das Gespräch ab. Leitungspatrouillen müssen hinaus in die Hölle.

Neue Meldungen: Ein Volltreffer in ein Geschütz! Ein Unterstand verschüttet! Wwm—umm! Wieder verlöscht das Licht — Nerven! — Ruhe! — Alle Verbindungen nach rückwärts und zu den Nachbardivisionen sind gestört. — Wir sitzen in Dunkel und Ungewißheit, und draußen tobt der Kampf.

Da, ein Meldereiter. Die Franzosen greifen wieder an. Die Nachbardivision bittet um artilleristische Unterstützung. — Unsere Batterien liegen ohnehin schon auf der Lauer.

Sobald sich in den erkannten und angeschnittenen feindlichen Batteriestellungen Mündungsfeuer zeigt, tun die Haubitzen ihr weites Maul auf.

Eine Nacht am Telephon: Meldungen, Befehle. Die Leitungen gehen wieder. Und das Rollen und Dröhnen reißt nicht ab.

Gegen Morgen wird es ruhig. Die Batterien lassen voneinander ab. Ab und zu noch ein Schuß. Wie ein großer Vogel zischt er über uns hinweg.

Die Franzosen haben den Toten Mann nicht wieder nehmen können. Inzwischen haben Hunderte von Pionieren und Infanteristen geschanzt und gegraben, Sandsäcke und Stahlschilde herangeschleppt, Schießscharten und Unterstände gebaut. — Auf den Hängen aber liegen starr und kalt Freund und Feind. — — Der Tote Mann!

Trommelfeuer im Wald von Malancourt

Vor Verdun, im März

Die lichte Gestalt verschwand hinter den Bäumen. Und dann war alles eine Helle. — Nein, das war ja das Kaminfeuer, das in steilen Flammen den mächtigen Steinkamin hochschoß. Sein Widerschein spielte die kahlen Wände entlang über die altersbraune kassettierte Decke. Es lohte und leuchtete, ohne zu wärmen.

„Aufstehn! Zwei Uhr!"

Wir lagen unser zehn in dem kahlen, riesenhohen Schloßzimmer. Durch die bis an die Decke reichenden Bogenfenster, deren gebrochene Rahmen notdürftig mit Brettern verschalt waren, strich kalt der Wind, fegte über den Ziegelboden und fuhr, an der wackligen Tür rüttelnd und rasselnd, auf den hallenden Gang hinaus.

image
not
available

Zur Ablösung an die Front.

Die Kameraden standen schon zwischen den Strohlagern und zogen sich an. — Aber die Gestalt in weißem Gewand? — Ein Traum! Ein schwerer, seltsamer, der noch ins Wachen hinüberspielt und die Seele aus seinem Bann nicht lassen will. Wie war es doch? — Unten stehen schon gesattelt die Pferde.

Wir reiten durch die Nacht. Wie ein weißes Band leuchtet die Straße, hinter den Bergen grollen die eisernen Löwen. Am Horizont blitzt und wetterleuchtet es in jähen, nervösen Zuckungen. Da wird das Rollen und Dröhnen stärker, schwillt an, bis es ein rasendes heiseres Bellen ist wie von zwei wilden Bestien, die einander ihre Wut entgegenfauchen. Und wird wieder schwächer und verklingt zu seltenen, kurzen Schlägen, die schwer und bang in die Nacht hinauszittern.

In den Unterkunftsorten ist schon Leben. Eine Feldküche, sorglich unter ein Dach gebaut, sprüht rote Funken. Leute mit Feldkesseln stehen davor. Eine Kreissäge kreischt auf. Die Sägewerke gehen Tag und Nacht. Vorn die Gräben fressen stündlich Bretter und Bohlen. Über die Dorfstraße rasselt eine Kolonne. Dann wieder Nacht und Stille. Man hört nur den Hufschlag der Pferde. An der Front steigt eine Leuchtkugel auf, rasch und sicher, dann steht sie eine Weile zitternd und unschlüssig und stirbt in verblassendem Schimmer.

Vor einem wüsten Trichter am Wege scheuen die Pferde. Ein paar Kadaver liegen an seinem Rand. Man hat sie noch nicht wegschaffen können. Die Straße steht hier ständig unter schwerem Feuer. Die gedunsenen Pferdeleiber dehnen sich unförmig im Morgendämmern. Die Nacht ist unmerklich gewichen, fahl und feindlich kommt der Morgen.

Hinter unserer Front steht Wald: Stämme ohne Äste. Weißes zersplittertes Holz: Eichen, geknickt wie Buschwerk.

Unten im Waldtal ist der ehemals grüne Wiesengrund schwarz von dem aufgewühlten Moorboden.

Die Batterien in der Nähe sind an der Arbeit, die Schäden der gestrigen Beschießung auszubessern, neue, festere Unterstände zu bauen und die Geschütze noch sorglicher zu verkleiden.

Es ist verhältnismäßig ruhig. Die Franzosen schicken nur ein paar Brandgranaten herüber. Hundert Meter vor der Batterie krepieren sie. Eine ekle Flamme entsteht: rot, rußig, wie von Petroleum. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber man denkt unwillkürlich an Schlangen. Das Unterholz ist feucht vom Nachttau. Es schwelt ein wenig am Fuße der Bäume, dann erlischt die Flamme. Die Kanoniere arbeiten ruhig weiter.

Gegen Mittag wird das Feuer heftiger. In rascher Folge jagen sich die schweren Schläge, bis sie zu einem dröhnenden Krachen verschmelzen. Um drei Uhr kommt von einer Nahkampfbatterie — sie steht nicht weit hinter der Infanterielinie — die telephonische Meldung, daß ein Unterstand verschüttet wurde. Aber wie ich mit ein paar Leuten dort eintreffe, haben sie sich schon selbst geholfen. Der Stollen blieb unversehrt, lediglich der Eingang wurde verschüttet.

In der Batterie selbst ist nichts passiert, nur von einem vorgeschobenen Geschütz, auf dem starkes Feuer lag, fehlt jede Nachricht. Das Telephon ist zerschossen.

Der Laufgraben dorthin ist teilweise schon eingetrommelt. Das Feuer wird wieder heftiger. Gespenstervögeln gleich, mit langgezogenem Heulen streichen die Granaten durch die kahlen Stämme des geschändeten Waldes.

Wenn nur wenige schwere Granaten daherkommen, kann man mit einiger Übung unschwer aus der Flugbahn den Einschlag voraussehen und sich danach richten. Allein hier kommen ihrer zu viele. Rechts, links, vorn, hinten.

Www—umm—krack! Und wieder Www—umm—krack. Und die Luft voll Heulen und Sausen.

Ssssss! —Da, ganz nah. Die muß direkt in den Laufgraben gehen. Rechts führt ein kleiner Graben ab. Ein instinktiver Sprung, ein Ducken. Das Krachen kommt mir erst zum Bewußtsein, als die Erdschollen auf mich herniederbrechen. Ruhig das Herz. Im ersten Augenblick ein stilles Ergeben in das Schicksal, aber gleich schnellt der Lebenswille auf. Herausarbeiten, ehe die Erdlast erdrückend. Es geht leichter, als es schien. In weitem Umkreis prasseln noch die letzten Schollen und Sprengstücke nieder, wie Hufschlag fern galoppierender Pferde. Dann drei Schritte weiter: der Trichter! Mitten im Graben. Tief aufgerissen und verbrannt die Erde. Die Gase streichen giftig und nieder über den Krater.

Nebenan ein Stöhnen. Da liegt die Bereitschaft des vordersten Bataillons. Ein Mann ist halb verschüttet. Zwei Kameraden versuchen, ihn an den Armen herauszuziehen. — „Spaten her!" — Wir schaufeln stumm und eilig. Der Lehm ist zähe wie Leim. Ssssss! — Gott sei Dank; die ging vorüber. — „So, rasch in den Stollen mit ihm." Der Mann hängt wie ein Klumpen in den Armen der anderen.

„Das Geschütz!" — Ich laufe durch den Graben. Man kommt kaum weiter. Ein Brei von Lehm, Ästen und Stämmen.

Kein Geschütz mehr da! Ein wirrer Haufen an der Stelle, wo es gestanden. Die Eisenträger, mit denen es eingedeckt war, sind geknickt wie Rohr. Todeswüste. Doch der Stolleneingang ist frei. Ich reiße die Tür auf. Alles noch am Leben.

Ein schweres Beben. Die Tür schlägt zu. Die Kerze erlischt. Vor dem Eingang liegt ein schwerer Klumpen. Keiner spricht. — „Kein Licht machen! Zigarren auslöschen!" — Die Luft ist schlecht und verbraucht. Sie muß für zehn Menschen reichen.

Noch ein paar schwere Schläge, dann versuchen wir die Tür wieder zu öffnen. Dem vereinten Druck weicht die sperrende Erdmasse. Frische Luft strömt wieder ein.

Aber ich halte es da unten nicht aus. Lieber draußen in der größeren Gefahr als dort in der stickigen Finsternis, wo die Angst würgend von einem zum andern kriecht.

Vor zu den Beobachtern in den Sappen! Jetzt ist es gleich. Vorne wie hinten zieht der Tod über die Erde.

Ich höre kein Krachen mehr. Die Sinne nehmen nichts mehr auf. Aber da, ein, zwei, drei Volltreffer mitten im Graben. Es geht nicht mehr weiter. Aus den Trichtern steigt das Gas, kriecht würgend und lähmend in die Kehle. Ein Meer von Tod und verloren darin ein Leben.

Nein, das Herz soll nicht rascher schlagen! Die Angst soll nicht Herr werden! — Die Traumgestalt war der Tod. Er trat hinter den Baum, um uns zu täuschen, als gelte es dem anderen. Aber ich sah ihn blitzschnell kehrtmachen und trat ihm entgegen. — Hier kannst du uns nicht überraschen, hier sind wir bereit, täglich, stündlich.

Aber noch ist es nicht Zeit. Ein Rennen mit dem Tode. In Sprüngen von Trichter zu Trichter, der einzigen Deckung in den verschütteten Gräben.

Da, ein Stollen, wie eine Insel im brandenden Meer.

Der Stollen ist viele Meter tief. Zwei Ausgänge führen ins Freie. Die Infanteristen darinnen hocken eng nebeneinander, aber die Luft ist gut. Sie zieht in frischem Strom durch den Gang.

„Na, jetzt wer'n ma ja sehn, ob er's aushält," meint einer. Sie nehmen's mit Humor. Der ist der beste Helfer. Sie haben Wasser in ihren Feldkesseln, und ich kann die Kehle spülen, in der immer noch beizend der Rauch der Granaten sitzt.

Wie das Feuer nachläßt, springe ich das letzte Stückchen vor. Der Schützengraben ist zum Teil verschüttet; aber die

Posten stehen an ihren Plätzen. Ein Maschinengewehr wird klar gemacht. Die Kompagnieführer eilen durch die Gräben. Doch es bleibt still; der Franzmann kommt nicht. Vielleicht hat er einen Angriff von unserer Seite befürchtet und ihm zuvorkommen wollen. Zerstörungsfeuer heißt es dann in den Berichten. Man liest so leicht darüber hinweg.

Es muß schon spät sein. Zwischen den Stämmen leuchtet es rot. Die Sonne sinkt. Einzelne Granaten ziehen noch, verspäteten Zugvögeln gleich, über den Abendhimmel. Die plötzliche Stille legt sich wie Balsam auf das Herz. Man hört wieder den eigenen Tritt, das Rascheln der Blätter. Und wahrhaftig, ein Vogel singt in den zerschossenen Bäumen.

Weiß und spitz starren die Splitter der zu Tode getroffenen Stämme. Die Erde ist aufgewühlt und zertreten. Aber da, da sprießt schüchtern ein wenig kümmerliches Grün hervor. Ein junges, zartes Werden, zwischen Tod und Zerstörung. Es soll ja Frühling werden. — Frühling?!

Der Sturm auf den Wald von Avocourt

Vor Verdun, Ende März

Der Wald zerstäubt. Wenn die gelben und schwarzen Rauchwolken der schweren Einschläge sich einen Augenblick verziehen, sieht man nur mehr Stümpfe: zersplitterte Stümpfe ohne Äste und Zweige. Und alles ist grau überpudert von dem hochgeschleuderten zerstäubten Erdreich. Schauerlich ragen diese grauen, öden Stümpfe aus den wehenden Rauchfetzen der Granatgase. Nur für Sekunden sieht man sie. Dann hüllt ein Dutzend einander mit vernichtender rasender Wucht folgender neuer Einschläge wieder alles in Rauch und Staub.

Um acht Uhr früh begann das Trommelfeuer auf den Wald von Avocourt, und prompt nahm die französische Artillerie die Beschießung auf. Sie wußten, daß wir angreifen werden. Nun zerwühlen und zermahlen die beiderseitigen schweren Batterien die Stellungen von Freund und Feind, daß man glauben möchte, in dieser Zone des Todes sei keine Seele mehr am Leben. Allein unsere Sturmtruppen sitzen ganz vorne in den Sappen, wohin die feindlichen schweren Kaliber mit Rücksicht auf die eigene Infanterie nicht richten können, und die Reserven sind geborgen in metertiefen Stollen. Über ihnen heult und brüllt und kracht der Tod. Die Vorstellung, daß unter dieser tosenden Hölle die maulwurfsartig von Gängen und Gräben durchzogene Erde tausendfältiges Leben birgt, hat etwas Grauenhaftes.

Vom Nachbarabschnitt aus gesehen, scheint sich der Wald völlig in Rauch und Staub auflösen zu wollen. Weltenwende! Ein Stück Erdoberfläche verschwindet.

Hier ist es noch verhältnismäßig ruhig. Doch je näher man dem Walde kommt, desto schwerer wird das Feuer. Genau wissen die Franzosen doch nicht — trotz aller Fliegertätigkeit der letzten Tage —, wo der Einbruch geplant ist; und so befunken sie denn die ganzen gegenüberliegenden Gräben von Malancourt bis Avocourt.

Bald geht es nur mehr sprungweise. Eine Reihe von Volltreffern liegt im Graben. Brustwehr und Schulterwehren sind eingeebnet. Man muß über niedergebrochene Faschinen, Balken und Eisenträger klettern. Gerade hier konzentrierte sich jetzt das schwerste Feuer. Gott sei Dank! Es ist nicht mehr lange bis zum Sturm.

Die Mannschaft hockt in ihren Stollen, ruhig, gleichmütig, ohne jede Aufregung. In den Eingängen ducken sich die Posten, die von Zeit zu Zeit für Sekunden an die Brustwehr springen, um nach dem Feinde zu sehen.

Wie sich doch der Mensch an alles gewöhnt! Da hocken wir nun in dem engen Raum Mann an Mann in schlechter, stickiger Luft. Ununterbrochen schlägt es in nächster Nähe ein. Die Erde zittert. Bis in den letzten Nerv pflanzt sich das Beben fort, und auf die Ohren legt es sich mit dumpfem schweren Druck. Und dennoch, wenn man es erst ein paarmal mitgemacht hat, kann man es ganz gut aushalten, kann dabei ruhig plaudern und schlafen.

Seit Tagen liegen die Leute vorn im Graben, hausen in den Stollen, zwanzig und dreißig Mann beieinander, enger als Tiere in ihren Höhlen. Auf engsten Raum zusammengepfercht leben sie da, essen, schlafen. Im Sitzen; denn der Raum ist zu eng, um sich legen zu können! Und dennoch keine Müdigkeit, kein Überdruß. Wenn ihr Tag da ist, werden sie stürmen. Wahrlich das Größte von allem ist der Mensch! Wie aus zähem, knorrigem Holz geschnitzt sind unsere Leute. Und je schwerer der Krieg wird, desto härter werden sie nur.

Halb Vier! — Ein Viertel vor Vier! — Das feindliche Feuer wird schwächer. Entweder wähnen die feindlichen Batterien die Gefahr vorbei oder unsere langen Kanonen haben sie jetzt in Arbeit. Die letzten Minuten vor dem Sturm! Die Sturmtruppe tritt an. Die erste Welle liegt vorn in den Sappenköpfen: das Gewehr umgehängt. Die Koppel voll Handgranaten. Granaten wurfbereit in den Händen. Sie lauern sprungbereit wie graue Panther. Von ihrem Schneid hängt ja alles ab. Auf die Sekunde müssen sie losbrechen, und dann gilt nur eine Parole für sie: Vor! Vor! Vor! Vor, ohne Rücksicht auf den Nebenmann und die Nachfolgenden. Vor durch alle feindlichen Linien in einem Lauf, daß der Feind im Rücken gefaßt ist, ehe er sich noch besinnen kann, und keine Zeit mehr hat, die sorgfältig vorbereiteten zweiten und dritten Stellungen zu besetzen.

Vier Uhr! — Nun springen die Minen. Aber ihr Krachen geht verloren in dem allgemeinen Getöse des nun aufs höchste gesteigerten Artillerie- und Minenwerferfeuers.

Vier Uhr! — Nun werfen die Flammenwerfer ihr Feuer auf den Feind. Und hinter den Gluten, durch die Gluten bricht schon die erste Sturmwelle vor.

Trotz aller Gewöhnung durch mehr als ein halbes Hundert Sturmangriffe pocht in solchen Momenten doch immer neu das Herz. Wird es gelingen? —

Man sieht nichts in dem dichten Unterholz, das zusammen mit den niedergebrochenen Stämmen eine schier undurchdringliche Wand bildet. — Ein paar bange Sekunden. Oder sind es nur Bruchteile einer einzigen? Dann Gewehrfeuer. Die Franzosen schießen aus den anstoßenden Gräben von links herüber. Man sieht das Aufstäuben der einschlagenden Kugeln. Einzelne Leute laufen in den Wald hinüber. — Jetzt Gewehrfeuer da und dort. — Ein Maschinengewehr: Tack, tack, tack. — Schon ist es still. Da müssen Kolben an der Arbeit sein.

Unser schweres Feuer liegt nun auf der zweiten feindlichen Stellung und rückt dann planmäßig durch den ganzen Wald vor. Die Franzosen legen Sperrfeuer auf unsere Ausgangsstellung. Alle Drähte sind abgeschossen, alle Verbindungen gestört. Zwischen den beiden Sperrfeuerzonen kämpft nun, von der Außenwelt abgeschlossen, wie durch wabernde Lohe die Infanterie ihren Kampf. Einen ehrlichen Kampf wie aus alter Zeit, Mann gegen Mann, Aug' in Aug'.

Die Franzosen schießen viel zu weit rückwärts. Ihre Artillerieleitung muß ohne Nachricht und Verbindung sein. Unsere Reserven sind größtenteils unter dem Sperrfeuer schon durch. Und während vorn noch gekämpft wird, bauen sie schon an gedeckten Verbindungen mit der neuen

Stellung. Ein paar Bohrsprengungen sind geglückt. Das sind Sprengungen, die die Erde vom eigenen bis zum feindlichen Sappenkopf metertief aufreißen und so Gräben bilden, die von der eigenen zur feindlichen Stellung führen. Die werden jetzt vertieft und ausgebaut. Neue Sappen werden vorgetrieben. Züge kommen mit Brettern und Balken, mit Sandsäcken und Stahlschilden. Schon werden die Maschinengewehre vorgebracht, und da kommen bereits die ersten Gefangenen.

Die Dämmerung bricht rasch herein. Es heißt, die letzten hellen Minuten nützen. Überall fieberhaftes Arbeiten. Wo es geht, werden die französischen Stellungen zur Verteidigung nach der entgegengesetzten Seite eingerichtet. Die Gräben, die zum Feind hinüberführen, werden abgedämmt. Sandsäcke werden gefüllt, Maschinengewehre eingebaut. Und dabei geht das Feuer noch hin und her. Jetzt knattert es lebhaft am Südrand des Waldes auf. Ein Gegenangriff. Leuchtkugeln steigen in buntem Durcheinander als Signale gen Himmel.

Der Wald ist noch nicht ganz sauber. Die hinteren Sturmwellen sind noch an der Arbeit. Da wehrt sich noch eine abgeschnittene Grabenbesatzung. Dort feuert noch ein Blockhaus. Handgranaten hinein! Oder einen Strahl aus den tragbaren Flammenwerfern! — Da kommen schon die Blaumäntel mit erhobenen Armen.

Der Feind ist uns noch immer weit überlegen — der ganze Wald steckt ja voll —, aber seine Kräfte sind verzettelt, ohne Leitung, deprimiert und geschlagen. Auch bei uns kann bei dem Gewirr von Busch und Strauch von einheitlicher Führung keine Rede mehr sein. Alles stürmte vor, wie es gerade traf, einzeln oder in kleinen Gruppen.

Es ist schon fast dunkel. Wo steht der Feind? Wer kümmert sich ängstlich darum. Vor! Wo noch Widerstand ist, wird er

leicht überwunden. Wenige nehmen ein Vielfaches von Gegnern gefangen.

Es ist ein Wunderbares um den Geist bei einer siegreichen Sturmtruppe. Jedesmal nimmt er einen von neuem gefangen, reißt einen mit. Jubel, Selbstbewußtsein, Tollkühnheit, Opfermut, alles klingt da durcheinander. Es ist eine Stimmung, um mit Tod und Teufel anzubandeln. Jeder einzelne fühlt sich jedem Gegner zehnfach überlegen. Ist überzeugt davon und ist es auch in Wahrheit.

Es ist wie ein Klingen im Walde, über den noch immer die Granaten heulen, die uns weiter rückwärts suchen. Und in diesem Hochgefühl richten sich die Leute in ihren flachen Gräben und rasch ausgehobenen Schützenlöchern für die Nacht ein. Sie wissen alle, daß ihnen das Schwerste noch bevorsteht: ein tagelanges Ausharren im schwersten konzentrischen Feuer und gegenüber wütenden Gegenangriffen. Sie wissen es alle, aber keinen drückt es nieder, keinen ängstigt es. Froh und stark sind sie. Tragen sie es doch im Herzen wie ein Palladium: Sieg!

Die Einnahme von Haucourt

Wie zwei Zwillingsschwestern liegen unten im Grund die beiden Dörfer eng nebeneinander: Malancourt und Haucourt. Von den Höhen sieht man weit über das Land, über all die Dörfer und Hügel, um die jetzt gekämpft wird, über die Maas, bis an den Rücken von Marre mit seinen ihn krönenden plumpen Wällen der Forts.

Auf den Hängen, die vor Tagen die Unseren hinunterstürmten, blühen Märzveilchen und Primeln. Ab und zu steigt dazwischen die Rauchwolke einer krepierenden Fünfundsiebzig-Millimeter-Granate auf. Wie ein runder brauner

Busch steht sie dann für einen Augenblick auf dem trostlos matten Grün der dürren Wiesen.

Sonst ist es still und einsam. In der Erde versteckt liegen die Hunderttausende einander gegenüber. Nur die Rauchfahnen auf den Hügeln künden, daß hier gekämpft wird.

Die Pioniere arbeiten noch an einem gedeckten Verbindungsweg, hinunter zur neuen Stellung von Malancourt. Es ist harte Arbeit. Der Boden ist reiner Fels. Das letzte Stück an der Straße fehlt noch. Man muß von Deckung zu Deckung springen; denn die Straße liegt unter dem flankierenden Feuer der einbetonierten Maschinengewehre von Haucourt.

Die Straße selbst war einmal. Jetzt ist sie nichts als Löcher und Trichter. Schmutzig und trüb blinkt das Wasser, das sich darin angesammelt zwischen dem gelben Lehm. Über Gewirre von Stacheldraht, zerschossen, zerschnitten. Dahinter liegen vor dem Eingang des Dorfes noch die, die es bewachten: Franzosen mit eingeschlagenen Schädeln und blutigen Leibern. Dazwischen Deutsche. Wer hat hier Zeit, die Toten zu begraben!

Die Franzosen hatten ihre Verteidigungswerke sorgsam gebaut: Schanzkörbe, Weidengeflecht, Schießscharten und Steinmauern. Was nützt das alles gegen Mörser? Alles zerschossen, zerstört. Die Gräben verschüttet. Über das freie Feld muß man ins Dorf hineinlaufen.

Das Dorf war. Es wird nie mehr sein. Hier kann man nicht wieder aufbauen. Nichts steht mehr: kein Haus, kaum noch einzelne Mauern. Was ist Straße, was Hof, was ehemaliger Wohnraum? Man kann nichts mehr unterscheiden. Alles ist gleichmäßig. Schutt und Geröll. Und das Schauerliche an dieser Trümmerstätte ist: man sieht keine Farben mehr. Wo ist das Rot der Dachziegel, das Grün der Gärten, das freundliche Blau und Braun

der Fassaden? Nichts. Nichts. Es gibt keine Farben mehr. Nur ein Ton, der alles deckt: ein mattes, leichenhaftes Grau-Weiß.

Straße auf, Straße ab: Öde und Tod. In den Kellern geborgen die Unsern, und in Gräben am Ortsrand, die sie sich mühsam aus Steinen geschichtet. Gegenüber der Feind: Haucourt. Ebenso still, ebenso öde.

Am nächsten Tage — es ist der 5. April — um Mittag beginnt Haucourt zu rauchen. Mit einem Male stehen überall Rauchsäulen auf der Trümmerstätte: schwarze, weiße, gelbe und braune; schwere, wulstige, die wie plumpe Ungeheuer sich über den Boden wälzen, und spitze, schlanke, wie lebendige Springquellen.

Und die Höhen dahinter rauchen: der Stützpunkt östlich vom Dorf, der Termitenhügel, die Höhe 304. Im weiten Bogen aber, gen Süden, Westen und Osten legen die Feldgeschütze einen Kranz von Sprengwolken um den bedrohten Ort. Eine Mauer von Eisen und Feuer sperrt ihn ab von den Seinen. Auf sich allein sind die Bataillone von Haucourt und den Stützpunkten dahinter gestellt. Vor ihnen der Feind, hinter ihnen eine Mauer von Tod.

Das deutsche Trommelfeuer hat begonnen. Die französische Artillerie antwortet zögernd und unschlüssig. Sie schießt in den Wald von Avocourt, nach Malancourt, auf die Höhen nördlich und östlich davon. So zersplittert ihr Feuer. Augenscheinlich weiß sie nicht, von wo der Stoß kommen soll.

Der Nachmittag vergeht. Haucourt raucht und raucht. Nur Rauch, kein Feuer. Was sollte auch brennen in dem Dorf, wo alles Trümmer und Stein ist! Öde, Steine und Trümmer. Und doch fahren Granaten auf Granaten hinein wie wilde Tiere. Und Rauch und Staub spritzen hoch auf. Man hätte glauben mögen, daß in den zerschossenen Trüm-

mern kein Leben mehr war, ehe überhaupt diese letzte und schwerste Beschießung begann. Und jetzt? Wo Schuß auf Schuß hineinfährt? Wieder und wieder. Ohne Mitleid, ohne Erbarmen.

So rasch wie die Rauchfahnen über Haucourt erschienen, so rasch verschwinden sie. Mit einem Male krepiert keine Granate mehr im Dorf. Dafür raucht und kracht es doppelt stark auf den Höhen dahinter. Und gleichzeitig erscheint unsere Infanterie, wie hervorgezaubert aus der Erde. Da läuft eine dünne Kette. Über den Grund. Jetzt ist sie an den Büschen. Jetzt ist sie im toten Winkel, geht langsam, sich verschnaufend. Da eine Gruppe, dort ein paar Mann. Zwischen den Trümmerhaufen brechen sie vor, laufen einzeln hintereinander die Straße hinunter. Nur ganz wenige Mann. Wie Zwerge gehen sie den Goliath von Stützpunkt an, der sich breit über die Höhe lagert.

Kugeln pfeifen herüber. Im Dorf ist der Verteidiger an der zerschossenen Brustwehr, an den wenigen unversehrt gebliebenen Maschinengewehrständen. Aber auf dem Stützpunkt müssen sie noch so unter dem Eindruck der schweren Beschießung stehen, daß da keiner den Kopf herauszustrecken wagt. Ungefährdet kommt die erste Sturmwelle heran. Über den Grund folgt die zweite und dritte.

Die ersten springen in den feindlichen Graben. Mann auf Mann verschwindet in der Erde. Niemand sieht man mehr — da laufen Gestalten heraus. Bläuliche Mäntel und oval gebogene Helme: die charakteristische Silhouette der Franzosen.

Wenige erst. Dann immer mehr. Hundert. Zweihundert. Die Besatzung des Stützpunktes läuft über. In größter Eile laufen sie den Hang hinunter. Einzelne halten weiße Tücher in Händen. Zwischen unseren Reserven laufen sie durch, die ruhig den Berg hinansteigen. Es ist wie in Ruß-

land — sie laufen, was sie können; denn nun müssen sie durch ihr eigenes Sperrfeuer. Die französische Artillerie hat gemerkt, worum es sich handelt, und legt die sperrende Feuerzone schützend vor Haucourt. Zu spät! Schon ist die Masse der Unsern durch.

Der Stützpunkt ist fest in unserer Hand, aber im Dorf wird immer noch gekämpft. Am Südostrand steht ein Haus. Ein bißchen Mauer mit einem Rest von Dach war es. Zwei Volltreffer fuhren hinein. Hochauf spritzten die gelben Fontänen. Da waren es nur mehr Schutt und Trümmer. Und jetzt rattert da ein Maschinengewehr! In irgendeinem sicheren Stollen muß es geborgen gewesen sein. Und sie haben es noch zum Feuern gebracht! —

Steintrümmer, tiefe Löcher, Drahtgewirr. Die Stürmenden kommen kaum durch. Noch immer rasselt das Maschinengewehr. Und den einen Graben, vielmehr die Reste eines Grabens zwischen Schutt und Steintrümmern wollen sie nicht räumen.

Ein heller blitzender Feuerschein an dem Haus mit dem Maschinengewehr! Ein Munitionslager muß in die Luft gegangen sein. Schwerer Rauch wolkt auf. Aber wer schießt denn da noch ins Dorf, wo Freund und Feind Mann an Mann ringen? — Wieder eine Flamme. Sie fährt wie eine feurige Schlange den Graben entlang. Ah, die Flammenwerfer! Das Maschinengewehr verstummt. Die in den blauen Mänteln kommen herausgelaufen, Hände hoch. Nun ist es auch hier vorbei.

Die Infanterie ist wieder in der Erde verschwunden. Man sieht nichts mehr; nur weit rückwärts die in Kolonnen abziehenden Gefangenen und Träger mit Bahren.

Ich gehe auf die Höhe zurück. Über Malancourt und Haucourt und den Hügeln ringsum wehen tausend Rauchfahnen. Es dämmert schon. Aber die Artillerie beruhigt

sich nicht. Sie schießt auf beiden Seiten die ganze Nacht durch. Und wird morgen noch schießen, bis die Franzosen einsehen, daß sie auch Haucourt verloren haben und kein noch so schweres Feuer und kein Gegenangriff unsere Infanterie von da vertreiben wird.

Oben auf den Hängen ist es still. Nur ab und zu schlägt eine Granate ein. Wie ein brauner runder Strauch steht ihre Sprengwolke auf dem verblichenen Grün. Märzveilchen blühen darunter. Sie sind blaßblau und ohne Duft.

Die Schlacht von Béthincourt

Vor Verdun, im April

Zur Rechten begrenzt der Wald von Avocourt den Blick. Eine zackige, zerrissene Silhouette hebt sich vom Himmel ab. Kein Grün. Zersplitterte, zerfetzte Stumpen, wie niedergetretenes Gras! Von da zieht die Höhenstraße Avocourt—Esnes den Horizont entlang. Scharenweise marschieren die Chausseebäume hintereinander. Hier und da ist einer ausgefallen oder niedergebrochen: eine Granate hat sich hier ihren Weg gesucht. Dahinter der dunkle Schatten des Hessenwaldes.

Die Straße verschwindet hinter der Höhe 304, die sich jetzt vordrängt. Ein mächtiger Bergklotz, lang gestreckt, wuchtig und trotzig. Aber er hat doch nicht verhindern können, daß Malancourt und Haucourt in unsere Hände fielen, und all die Kuppen vor seinem Westteil, die er beherrscht. Seinem steil sich senkenden Nordosthang gegenüber liegt der Tote Mann, ein breiter, doppelt gebuckelter Berg.

Zwischen den beiden Höhen führt die Straße nach Béthincourt, das noch immer inmitten unserer Stellung liegt.

Nur nach Süden ist noch ein Weg frei. Ihn entlang sieht man bis zum Marrerücken, Fort Bourrus und Fort Marre wuchten weitläufig und massig auf seinem Kamm. Ein weiter Kranz von Schützengräben legt sich vor sie. Hell schimmert der frisch herausgebrochene weiße Kalksandstein — das letzte Bollwerk.

Das ist das Schlachtfeld. Man hat ganz den Blick dafür verloren und muß es sich erst verstandesmäßig klarmachen, daß dies ein Bild ist, wie man es sonst nirgends sieht, eine Landschaft, die auf der ganzen Welt ihresgleichen nicht hat.

Die Wiesen und Felder, die seit bald zwei Jahren keine Pflege mehr fanden, sind verwaist und verkarstet. Steppe, Wüste, mitten im kultiviertesten Europa. Kein ganzes Haus, kein unbeschädigter Baum. Trümmer, Ruinen. Um und um ist der Boden aufgewühlt, kreuz und quer durchpflügt von Gräben auf Gräben. Überall aber haben die Granaten Löcher und Trichter gerissen. Die Höhen, um die am heftigsten gekämpft wurde — 287, der Termitenhügel, die Kuppen südwestlich Haucourt —, sind wie umgekrempelt. Nichts steht da mehr, gar nichts. Loch an Loch, Trichter an Trichter. Die weißen Trümmer und Brocken des Kalksteins, aus dem der Berg besteht, sind überallhin verstreut, daß die Höhen nun weiß gesprenkelt und getupft aussehen.

Die Straßen waren einmal; jetzt sind sie längst dem übrigen Erdboden gleich. Den Forgesbach sieht man nicht mehr. Zwischen aufgewühlten Erdwällen sucht er mühsam von Trichter zu Trichter ein neues Bett.

Die Sonne scheint. Es wird ein klarer Tag. Ein goldenbrauner, warmer Glanz liegt auf den Höhen. Wie der Frühnebel wich, begann die Schlacht. — Die Schlacht? Jeder Tag ist hier Schlacht, jede Stunde Kampf. Und

doch, heut' donnert es den ganzen Horizont entlang, raucht und stäubt, so weit man sieht.

Der Himmel ist blau und klar, aber zeitweise verdunkeln ihn die ziehenden Rauchschwaden. Um den Toten Mann streicht es wie Nebelgespenster um den Brocken. Aus dem Forgesbach-Grund steigen schwarze Fontänen. Braun und grau kriecht es die Höhe 304 hinauf. Staub stiebt steil auf aus den drei Dörfern. Alle Kuppen und Hügel brechen auf, und braune, sich unförmig breitende Wolken quellen daraus.

Was das Auge sieht, kann man schildern, zur Not, mit schwachen Worten, die kaum einen Begriff der Wirklichkeit geben. Was das Ohr hört, läßt sich mit Worten nicht verdeutlichen. Das Bellen der Feldgeschütze, der tiefe, volle Klang des Abschusses der Haubitzen und Mörser, das schreckliche Krachen des Krepierens der Geschosse, von denen ein jedes Kaliber wieder seine eigene Klangfarbe hat, der helle Ton der Schrapnelle, wie springendes Glas, das Heulen und Pfeifen der die Luft durchschneidenden Granaten, von denen einzelne schwere Kaliber ein direkt schauerliches Lied singen.

Dies alles verklingt und verschmilzt zu einer Sinfonie von solch grandioser Macht und Stärke, daß das menschliche Ohr zu schwach ist, sie aufzunehmen. Man wehrt sich gegen den Klangansturm, schließt die Ohren, daß man nur ein schweres dumpfes Rollen und Dröhnen hört. Nur wenn ein Einschlag gar zu nahe brechend kracht, zuckt das Trommelfell und nimmt nur diesen einen drohendsten Ton auf.

In Rauch und Qualm aber, unter den niederbrechenden Schollen und schwirrenden Sprengstücken sitzen hüben und drüben in der Erde Menschen, dulden und warten, warten auf den einen Augenblick, wo sie selbst oder die Feinde

vorbrechen zum entscheidenden Kampf um einen Graben, um ein paar hundert Meter Geländegewinn.

Gegen Mittag zeigt sich auf dem Stützpunkt westlich Béthincourt, den die Unseren schon vor mehreren Tagen besetzten, Bewegung. Die Franzosen hatten hinter ihrer Forgesbach-Stellung auf halbem Hang mehrere solcher geschlossener Stützpunkte, mit starken Drahthindernissen ringsherum. Sie sollten einer aus der Stellung geworfenen Besatzung als Rückhalt dienen, um die Wiedereroberung des Verlorenen zu ermöglichen. Aber sie wurden mit der Stellung überrannt und dienen nun mit ihren Gräben und Unterständen unseren Sturmtruppen als Unterkunft und Sprungbrett für den nächsten Sturm.

Tot und leer lag der Stützpunkt den ganzen Tag über da; nun regt es sich zwischen den Drahthindernissen. Leute mit großen Drahtscheren sind es. Eilig schlüpfen sie hin und her. Fieberhaft arbeiten die Scheren und bahnen die Gassen für den Sturm.

In der Flanke, kaum tausend Meter entfernt, liegt Béthincourt. Man könnte von da jeden einzelnen Mann abschießen. Aber dort wagt wohl niemand zu beobachten; denn schweres Feuer liegt auf dem Dorfe und Schuß auf Schuß fährt in die Ruinen.

Der Drahtscherentrupp war das erste Leben, das sich in dieser Landschaft zeigte, die so wüst und leer schien und so voll Tod, als könne kein Insekt darinnen existieren. Und nun ist sie mit einem Schlage voll Bewegung. Die Nebel wallen noch immer um den Toten Mann. Darinnen aber springen Gestalten. Linien laufen vor. Man erkennt nicht, sind's die Unseren, sind's die Franzosen. Dann verdeckt alles wieder Rauch und Qualm.

Den Hang vom Stützpunkt in den Grund hinüber läuft ein dichtgescharter Sturmtrupp. Auf dem Reduit gegen-

über liegt noch schweres Mörserfeuer. Ungefährdet laufen sie vor. Aber jetzt knattert es aus neu angelegten Gräben zur Rechten. Hinter den Feldsteinen der Brustwehr schimmert es bläulich. Mann steht da an Mann. Deutlich erkennt man die Stahlhelme.

Im Grunde stiebt es auf von den einschlagenden Kugeln. Die Sturmtruppe ist gerade an dem unteren Drahthindernisse angelangt. Sie wirft sich hin. Man sieht sie kaum mehr; so verschwinden die feldgrauen Uniformen und so absolut unbeweglich liegen die Leute.

Auf die noch nicht genügend sturmreif gemachten Gräben wird neues Feuer gelenkt. Über den blauen Helmen platzen Granatbrennzünder, und schwere Einschläge wölken sich vor, hinter und in den Gräben. Die Köpfe verschwinden, aber sobald sich bei uns einer rührt, knattert das Feuer wieder los.

Und weiter östlich steigen jetzt kleine Gruppen und lichte Sturmwellen den Hang hinan. Eine schwere Granate schlägt vor einem ein. Der Vorderste bricht zusammen. — Ein Bild, wie man es oft auf Schlachtgemälden sieht: die aufsteigende schwarze Rauchwolke und davor der zusammenbrechende Mann. Die andern weichen aus und laufen weiter.

An einer Stelle sind die Vordersten bis dicht an das Drahthindernis gekommen. Aber die Unterstützung kommt nicht nach. Die wenigen halten und decken sich in den Granatlöchern. Einzelne laufen wieder zurück.

Vor dem Reduit liegt die Sturmkolonne noch immer im Grund. Sie fangen vorsichtig an, sich einzugraben. Ein Meldegänger läuft zurück. Kaum erhebt er sich, pfeifen um ihn die Kugeln. Er rennt ums Leben. Dicht neben ihm, rechts und links stäubt es auf.

Aber jetzt bricht eine Linie südöstlich Béthincourt vor. Etwa zweihundert Meter hat sie zu laufen. Aus dem ganzen Graben knattert es. Doch sie läßt sich nicht aufhalten, stürzt vor, kaum daß einer fällt. Es ist wie ein Wunder. Jetzt sind sie am Hindernis. Ein Teil wirft sich nieder und feuert. Drüben sind Unterstützungen herangeeilt, feuern stehend hinter dem Graben. Aber wie eine Welle bricht jetzt die Masse der Stürmenden durch das Drahtgewirr. Nun ein Gewoge. Menschenleiber im Durcheinander. Auf drei, einen Schritt Entfernung fallen noch Schüsse. Man erkennt nichts mehr, nur ein Hin- und Hergewoge von Menschen.

Da entwirrt sich das Chaos. Ein Trupp löst sich von dem anderen, ballt sich zusammen und setzt sich in Bewegung. Auf unsere Seite zu. Franzosen sind es. Gefangene! Die Sturmlinie formiert sich wieder und stürmt weiter.

Béthincourt ist abgeschnitten! Der eine Stützpunkt, der sich noch hält, wird heute fallen, oder morgen. Verzweifelt schießen sie Leuchtkugeln ab. Rechts und links in den anschließenden Gräben sind die Unseren schon dicht heran.

Und Rauch und Qualm. Granaten über Granaten. — Die Franzosen setzen zum Gegenstoß an. Aus einem Laufgraben weit rückwärts, der auf uns zuführt, laufen sie heraus. Ungehindert kommen die Vordersten vor. Da hat eine Batterie sie erkannt. Drei, vier Gruppen krachen hintereinander. Die außerhalb des Grabens brechen nieder. Niemand kommt mehr vor.

Sonne und blauer Himmel. Flieger über uns, gleich glitzernden Libellen. Hinter ihnen in langgestreckter Bahn die weißen Schrapnellwölkchen der Abwehrgeschütze. Und unter ihnen in Rauch und Qualm der Tod über das ganze Feld.

Die Sonne sinkt. Bis zum Abend ließ das Feuer nicht nach. Fern, weit hinter uns, wo der Rauch ihn nicht frißt, liegt feiner Goldstaub in der Luft.

Ein Tag so voll von Eindrücken, daß einer, den sie ungewohnt und unvorbereitet träfen, sie wohl nie verwinden könnte. Ein Schlachtbild. Wohl. Aber eine Schlacht? Die Geschichte wird sie nicht so nennen. Eine Einzelaktion! Ein Winziges, Unbedeutendes im Rahmen des Ganzen. Ein Tag im langen Lauf der Tage. Ein Tag wie andere. Nur: die Sicht war besser, die Beobachtung umfassender; das ist alles.

So leben wir. Wer denkt morgen noch daran? — Ein wehes Wundern, daß all dies Große das Herz nicht tiefer rührt, nicht höher schlagen läßt. Ja, um uns alles Große, und für uns — das Alltägliche.

Toten Mannes Ostern

Die Kanonen läuten Ostern ein. Zum Fest ein großer französischer Angriff. Gründonnerstag fingen sie an am Toten Mann. Da läuten die Kanonen Tag und Nacht.

Das Herz schwingt mit, rasch und träge, wie der Donner anschwillt oder verebbt. Bald froh und stark, bald bang in zitternder Sorge, wie die Schlacht steht. Wenn das französische Feuer schlecht liegt oder auf einem Graben mit tiefen Stollen und starken Unterständen, dann bleibt das Herz ruhig und stark. Aber wenn die Granaten einen Graben pflügen, der erst vor wenig Tagen oder Stunden entstand oder wenn schwere Kaliber eine Batterie zudecken, dann geht das Herz so bangen Schlag. Zusehen müssen, wie Schuß auf Schuß in einen Graben fährt, oder eine Batterie eingedeckt wird; man sieht es von ferne und zählt:

fünfzig, hundert, zweihundert Schuß, auf engem Raum. Oder man ist ganz tot und stumpf. So klingt das Herz mit dem Donnern der Geschütze.

Wenn die Beschießung einem selber gilt, so kann das gleiche Feuer am gleichen Ort einen stark und sicher finden, übermütig in gewisser Lebenszuversicht, entschlossen, fatalistisch, gleichgültig, stumpf, verzagt, in banger Sorge oder blasser Furcht. Das kann so rasch wechseln, daß, wer eben noch ein Held war, im nächsten Augenblick ein Feigling sein kann. Allen Gefühlen bietet unsere Seele Raum, und viel zu kompliziert ist ihr Gefüge, als daß man ihre Regungen mit so kategorischen Worten abtun könnte wie: gut und böse, feig und tapfer.

Hängt doch die herrschende Gemütsstimmung in so hohem Maße vom Wetter ab. Das haben wir zu Hause freilich längst verlernt und vergessen. Was kümmert einen das Wetter, wenn man sein sicheres Dach hat und seinen warmen Ofen. Aber hier leben wir ja wie vor tausend und tausend Jahren in Gräben und Höhlen und Hütten.

Bei künstlichem Licht und künstlicher Wärme sehen wir nicht mehr, daß all unser Leben von der Sonne abhängt, daß kein Leben ist außer durch sie.

Ein bißchen warme helle Sonne, und die schwerste Beschießung, der härteste Sturm ist überwunden und vergessen. Aber sie scheint nicht mehr. Wie lange schon? Wochen? Monate? — Das Maß der Zeit ist vergessen. Regen, Regen; jeder Tag trüb und grau. Die Wolken tief und wasserschwer. —

Ostern! Auferstehung! Hier ist kein Grün. Kein neues Leben. Der Wald zerschossen, das Feld zerwühlt, zerstampft. Nässe, Schlamm. Und der Regen rinnt und rinnt.

Die Gräben stehen voll Wasser, knöcheltief, knietief. An manchen Stellen geht die trübe gelbe Flut bis an den Leib, dazwischen zäher, dicker Schlamm.

Die Erdwände fallen ein, die Faschinen brechen zusammen. Die Unterstände und Stollen tropfen vor Nässe und füllen sich langsam mit Wasser.

Eintönig geht der Tropfenfall. Trotz aufgehängter Konservenbüchsen und Rinnen aus Dachpappe wird man seiner nicht völlig Herr. Des Abends ist die Pritsche so gerückt, daß man wenigstens leidlich trocken liegt. Ein Tropfen fällt auf das Fußende. Der macht nichts. Ein anderer plantscht neben dem Kopfe herunter. Man legt sich etwas zur Seite. Da spritzt das fallende Wasser nur leicht das Gesicht. Man schläft darüber ein.

Am Abend war es ruhig. — Von plötzlichem schwerem Feuern schreckt man auf. Unruhig geht das Herz. Wo liegt das Feuer? Ist es ein nervöses Schießen? Ein Angriff? Soll man wieder schießen? Draußen strömt der Regen. Der Leuchtkugelwächter auf der Grabenböschung meldet: „Rote Leuchtkugeln. Zwei weiße. Eine grüne am Waldeck." Die alarmierten Batterien geben rasches, starkes Sperrfeuer ab. Wie eine losgelassene Meute bellen die Geschütze. Auch drüben steigert sich das Feuer. Gewehrschüsse knattern auf wie ängstliche Schreie in der Nacht. Ein tolles Geschieße. Wieder steigen Leuchtkugeln in allen Farben. Dann flaut es langsam ab, bis nur mehr die regelmäßigen Schläge des allnächtlichen Beunruhigungsfeuers fallen. In der Nähe ein schwerer Einschlag. Die Decke des Stollens zittert. Lehm bröckelt zwischen den Ritzen herunter. Man legt sich wieder schlafen. Das Kopfkissen ist patschnaß. Das Telephon quäkt einen in Schlaf.

Das fahle Morgendämmern kriecht in den dunklen Stollen. Das fallende Wasser plantscht jetzt hell auf. Handhoch

steht im Unterstand das Wasser. Der Uniformrock ist in den Schlamm gefallen. Ein Kanonier müht sich, mit nassem Holz im Ofen Feuer zu machen. Beizender Rauch legt sich auf die Lungen. Dicht über dem Kopf lastet die niedere Decke. Nur gebückt kann man auf der Bank hocken. —

Karfreitag ist. Einer sagt es. Zufällig las er's im Kalender. Woher sollte man es auch wissen! Es gibt nicht Wochen- noch Sonntag mehr. Vorbereitung. Angriff. Gegenangriff. Das ist unser Kalender.

Karfreitag. Der Regen rinnt. Auf der Beobachtungsstelle steht man in Wasser und Schlamm. Verwundete werden auf Tragen zurückgebracht. Der Nebel deckt den Weg. Trotzdem, die Straße liegt unter Feuer. Die Träger gehen gleichen Schritt. Leicht wiegen die Tragen.

Hunderte sterben heute den Kreuzestod. Hunderte sterben ihn Tag für Tag. Unendlich scheint das Leid unter dem lastenden trüben Grau des regenschweren Himmels. Vorne liegt die Infanterie in flachen, ungeschützten Gräben. Keine Unterstände, keinen Stollen. Die alte, gut ausgebaute Stellung liegt ja längst hinter ihr. Die eroberten französischen sind zerstört, bieten nur Teilen Unterkunft. Die übrigen haben sich eine Höhlung in der Grabenwand geschaufelt. Eine Zeltbahn darüber. Das ist das Nachtquartier. Bei gutem Wetter geht's. Jetzt liegen die Leute buchstäblich im Wasser. Wenn man's nur ein paar Stunden mitgemacht hat, fliegen einem in zitterndem Frost alle Glieder. Naß bis auf die Haut, kein warmes Essen, oft überhaupt keins, dazu Tag und Nacht schweres Feuer.

Härteren Tod als am Kreuz starb mancher Schwerverwundete, der nicht zurückgeschafft werden konnte.

Um den Toten Mann ziehen schwere Rauchwolken. In

den Gräben mischt sich Blut mit Wasser. Und Regen, Regen. So ohne alle Hoffnung ist das.

Und doch, doch, doch, in all dem Leid wird eine Kraft geboren, die all dies tragen läßt, was unerträglich schien. Etwas davon steht auf dem Gesicht eines jeden, die müd und blaß, durchnäßt und lehmüberkrustet aus den Gräben kommen, aus dieser Hölle von Feuer und Wasser.

Auch Leiden ist eine Form von Leben, eine schwere, bittere, aber doch Leben, Erkennen. Durch Leiden stark, durch Mitleid wissend. In allem Leid und Tode liegt ein Quell von Glück, das nie gefühlt, wer stets in satter Ruhe saß. Fern ist die Sorge um das bißchen täglich Brot, und aller Alltagsjammer ist entfloh'n; denn Seite an Seite mit dem Leben sitzt der Tod.

Osterpredigt! Wer diesen Männern predigen will, darf keine Worte setzen, die er nicht im innersten Herzen erfühlt, deren Wahrheit und Gewißheit er nicht im schwersten inneren Kampfe erfühlt und erlebt hat.

Fast ein Heiland muß sein, wer vor die Männer treten will, die von der blutigsten Front kommen, denn sie haben das Höchste und Tiefste erlebt. Nicht jedem freilich wurde das Geschaute innerlich bewußt, aber ein Hauch des Ewigen hat doch einen jeden gestreift. Und darum tragen und ertragen sie auch diesen Krieg, auch wenn kein Ende abzusehen wäre und es so weiter gehen müßte in dieser schwersten Form noch Jahre und Jahre.

Vaterlandsliebe, Soldatentreue. Es sind nur andere Worte. Im Grunde ist es das gleiche, was Christus tat. Sich hingeben, sich opfern für andere.

Schwere Rauchwolken ziehen um die Bergkuppen. Im Herzen hallt der Donner nach. Der Regen rinnt. Blut und Wasser steht in den Gräben. Auf dem Toten Mann ist Ostern.

Sie schiebt sich wie ein Riegel vor von den Höhen von Avocourt bis zum „Toten Mann". Aber der Riegel ist zu kurz. Südlich von Béthincourt klafft eine Lücke, das Tal, das bis zum Marrerücken führt: die Straße nach Verdun. Der Tod sperrt sie.

Wie ein Tier liegt die Höhe da: schwer, massig, lang hingestreckt in trägen Windungen den mächtigen Leib. Wie ein Kettenhund von riesigen Dimensionen liegt sie vor uns. Von ihrer Höhe sehen die feindlichen Beobachter in unsere Stellungen, auf die Anmarschwege. Uns sperrt ihr kahler Rücken den Blick. Mit ihrem Leib deckt sie das Land dahinter.

Wir kennen uns. Seit Wochen liegen wir uns gegenüber. Die Beobachtungsstelle klebt steil am Hang. In einem Graben. In einem der tausend Gräben, die wie ein Spinnwebnetz Berg und Tal durchziehen. Ein viereckiges Loch in der Erde, mit Brettern überdeckt, nach rückwärts gegen den Graben zu geschlossen. Nur vorn bleibt ein schmaler Schlitz. Dahinter spreizt sich das Scherenfernrohr. Ein blinkendes Augenpaar blickt Tag und Nacht ins Land.

Der Hang fällt steil. Man sieht nichts von dem Gelände vorn; quer über das Tal geht der Blick direkt auf 304.

Einsam sitzt der Beobachter auf seinem Stand. Ein engumgrenzter Raum umschließt ihn, Erde deckt ihn. Er sieht und hört nichts, was in seiner Umwelt vorgeht. Aber nach vorne geht sein Blick weithin. Er überfliegt das Feld vor ihm und springt direkt die Ferne an.

Grenzenlose Stille. Das gleichmäßige Rollen der Geschütze hört man nicht mehr. Es ist wie das Rauschen des eigenen Blutes.

Man meint zu fliegen. Die kleine enge Zelle, mit dem weiten Blick in die Ferne! Man wähnt sich im Flugzeug, im Ballon. Nein, anders: Es ist ein Schweben frei im Raum.

Über das Tal hinweg, über Malancourt und Haucourt, vor uns 304. Dahinter ist es wie ein finsterer Abgrund, in den kein Sterblicher je geblickt. Nur der Flieger hoch oben sieht jäh hinunter. Aus der Tiefe langt der Tod nach ihm mit weißen Sprengwölkchen.

Die Höhe sperrt uns jeden Ausblick: wohl heben sich die Höhenzüge in der Ferne über den kahlen Rücken: 310, 327, 357. Aber was nützt das? Das ist weit, weit weg. Und dazwischen führen uneingesehene Wege im Tal.

Morgendunst hüllt die Höhe ein. Sie trägt ihn wie einen Schleier. Man sieht nur die Umrisse, aber von tagelangem Schauen weiß man: hier läuft ein Graben, dort ein anderer, da sind Beobachtungsstellen, da Laufgräben.

Es ist still. In der Ferne, im Nachbarabschnitt, rechts oder links rollen die Kanonen. Aber hier ist es still. Die ganze Nacht hindurch haben die Batterien geschossen. Nun ist es wie ein Ermatten hüben und drüben. Morgenfrühe. Man gönnt sich gegenseitig Ruhe, ohne es eigentlich zu wollen. Aber einmal lassen die Kräfte nach. Beobachten kann man nicht im Morgendunst, und der Wagen- und Fußgängerverkehr der Nacht von und zu den Infanteriestellungen, den das Feuer auf die Wege und Sperrfelder hindern sollte, wagt sich jetzt doch nicht mehr heraus.

Langsam wird es klarer und klarer. Da trommelt es mit einem Male los: ein Feuerüberfall auf einen Graben. Telephone spielen. Straffeuer! Unsere Batterien antworten. Auch drüben wird ein Grabenstück eingetrommelt. Dann geht es da wie dort mit schweren Kalibern über

Batteriestellungen und Beobachtungsstellen her. Der Tag hat begonnen.

Der Nebel ist fort, die Sonne steht hoch am Himmel. Nackt und bloß liegt die Höhe vor uns, und das Scherenfernrohr tastet sie Meter für Meter ab. Als wir hierher kamen, da zeigten die Fliegeraufnahmen auf 304 lediglich Beobachtungsstellen und dahinter in dichtem Kranz die Feuerstellungen schwerer und leichter Batterien. Freilich lagen damals die Franzosen auch noch mit ihren vordersten Gräben auf den Höhen nördlich Malancourt. Jetzt sind die Batterien fort. Der Boden ist ihnen zu heiß geworden. Denn unsere Infanterie ist dicht herangekommen. Im Norden hat sie alle Vorstellungen genommen und sich am Fuß der Höhen eingekrallt. Im Osten ist der „Tote Mann" in unserer Hand. Im Westen droht ein Stoß aus dem Wald von Avocourt. Da hat sich die Höhe 304 gewandelt. Zu einem mächtigen Infanteriestützpunkt ist sie geworden: Gräben vor der Höhe und hinter der Höhe, auf halbem Hang und im Zickzack über ihren Rücken. Während vorne gekämpft wurde, waren hier Scharen von Arbeitern, wie es heißt, auch deutsche Gefangene dabei, ein neues Verteidigungssystem anzulegen. Wir sahen es Tag für Tag ein Stückchen weiter wachsen und konnten es doch nicht hindern. Trotz allem Feuer wuchsen und wachsen sie; denn das ist ja das Wèsen moderner Befestigungen, daß sie in der Erde und unter der Erde sich ausbreiten, gleich Maulwurfsgängen.

Die Sonne spielt in hellen Lichtern zwischen den dürren Kiefern der kleinen Waldungen, die dunkel das eintönighelle Braun des granatzerrissenen Rückens flecken. An ihrem Rand zieht der neue französische Graben. Der Boden ist felsig. Ein weißlicher Steinwall türmt sich vor dem Graben auf, ein unfehlbares Ziel.

Die Gräben wachsen in der Nacht. Jetzt ist alles still. Wenn irgendwo eine Schaufel Erde herausfliegt, kommt sofort eine Lage Granaten hinüber.

Mittagsglut lastet auf der Erde. Das Scherenfernrohr sucht die Höhe ab: Gräben, Trichter, zerfetzte Bäume, menschenleere Wüste. Da, zwei Mann auf der Straße nach Esnes. Sie gehen offen über die Straße, bücken sich, laufen weiter; offenbar eine Leitungspatrouille, die den zerschossenen Telephondraht ausbessert.

Der Beobachter greift zum Fernsprecher.

„An die Geschütze! Erstes von links! Fünfunddreißig mehr! Viertausendzweihundert!"

Die beiden Gestalten drüben werden mit einem Male unruhig. Laufen, ducken sich. Sie hören das Geschoß. Jetzt ist es da. Fünfzig Meter von ihnen ist die Rauchwolke, die beiden laufen, was sie können, in die Mulde. Die Einschläge bleiben hinter ihnen. Jetzt sind sie verschwunden.

Aber sie müssen ja zurück. Der Batteriechef schießt sich mit jedem einzelnen Geschütz auf einen bestimmten Punkt der Straße ein. Die Entfernungen liegen natürlich fest, aber sie wechseln mit den Tageseinflüssen und hier kommt es auf den Meter an.

Die Straße liegt in heller Sonne. Dicht vor den Okularen blitzt ein lichter Punkt; ein früher Falter. Viertelstunden vergehen. Der Mann am Scherenfernrohr wartet.

Alles ist ruhig, da kommen die beiden zurück. Die Straße hinauf. Soundso lange brauchen sie bis zu der bestimmten Stelle. Soundso lange fliegt das Geschoß; noch ist es nicht Zeit. Die beiden gehen langsam weiter. Jetzt sind sie an dem zerschossenen Baum, jetzt an dem Stein, jetzt...

„Feuer!"

Man sah sie sich ducken, in einen Graben springen, da hüllte auch schon der Rauch der vier Einschläge sie ein.

Als der Rauch sich verzogen, sah man nichts mehr. Haben sie sich gerettet? Hat die Granate sie noch im Graben zerrissen? Hell blinkt die Sonne auf der weißen Straße und jetzt kommt es einem erst eigentlich zum Bewußtsein, daß das Wild, das man belauerte, Menschen waren.

Stunden vergehen. Regen und Sonne. Nebel und Dunst und klare Sicht vor dem Abenddämmern, in der man jeden Stein erkennt. Feuer hinüber und herüber. Stunden, Tage, Wochen. So liegen wir uns gegenüber: Wir und 304.

Aus den Kämpfen um die Höhe 304

Wir haben die Höhe 304 fest in unserer Hand. Kein Gegenangriff wird sie uns wieder entreißen.

Wir haben die Höhe. Wer davor gelegen ist, dem blieb ein Stück von seinem Herzen hängen.

Wir werden sie nie vergessen. Jetzt, wo die kahle, von Geschossen zerrissene und zerfetzte Kuppe unser ist, kann man davon erzählen, wie wir darum rangen. Erzählen, nicht von dem endlichen Sieg. Der ist immer leicht, so unendlich schwer und hart auch alles war. Nein, das Schwerste ist der mißlungene Sturm, der vergebliche Angriff.

Nicht an einem Tage fiel die Höhe. Nur von einem Tage will ich erzählen.

304 sollte von Westen her, aus dem Walde von Avocourt heraus angegriffen werden. Den Vormittag über hatte die französische Artillerie auf die flachen, zusammengeschossenen Gräben getrommelt. Die Verbindung nach rückwärts ging durch eine Wolke von Tod.

Am Nachmittag wurde es still im Walde. Wie nach einem schweren Gewitter war es. Inzwischen krochen die

Einschläge unserer Mörser über die Straße Haucourt—Esnes nach Süden. Es war kurz vor dem Sturm.

Wir standen am Waldrand neben dem erbeuteten französischen Geschütz. Eine Betondecke wölbte sich darüber. Durch den Stein furchten tiefe Risse. Beim Trommelfeuer auf den Wald hatte eine Haubitzgranate den Bau getroffen. Aber gegen Splitter schützte er noch immer. Darunter im Unterstand war das Telephon des Bataillons.

Der Feind lag dicht gegenüber. Ein Werk dehnte sich vor dem Walde, das die Franzosen geräumt, in der Nacht aber wieder besetzt hatten. Man ließ sie ungestört darin. Es konnten nur schwache Patrouillen sein, und sie hielten das feindliche Artilleriefeuer ab. Das eigentliche Ziel lag auch weiter: oben auf der Höhe der Straße Haucourt—Esnes. Darum sollte nur eine Kompagnie den von den Franzosen gehaltenen Stützpunkt aufräumen, die anderen ohne Aufenthalt die Höhe angehen.

Ein Laufgraben führte aus dem Walde in das Werk. Vier Uhr. Die in den engen Graben wie in einen Darm gepreßte Masse schob sich langsam vor. Mann hinter Mann. Geduckt, in der Linken das Gewehr mit dem aufgepflanzten blanken Stahl, in der Rechten die wurfbereite Handgranate.

Jetzt ist der erste an der von den Franzosen abgedämmten Stelle. Er klettert aus dem Graben, rumpelt in kurzen schweren Sätzen durch den zerschossenen Drahtverhau. Drüben erscheint ein blauer Helm. Sfff, fff pfeifen ein paar Kugeln herüber.

So unglaublich nahe ist das alles, daß man meint, man müsse an dem jetzt drüben sich entspinnenden Handgemenge teilnehmen. Der erste ist im französischen Graben. Ein Krach: weißer Rauch steigt auf. Die erste Handgranate

ist geworfen. Nun folgt einer dem andern. Der Führer springt offen auf die Brustwehr. Es geht alles gut.

Rechts davon fluten die anderen Kompagnien den Hang hinunter, überschreiten das Tal. Beim Nachbarregiment sind sie schon fast auf der Höhe.

Das französische Sperrfeuer bleibt aus. Sie haben wohl keine Beobachtung mehr. Doch das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer wird lebhafter. Wie singende Vögel streichen die Kugeln herüber. Der Vormarsch wird stockender. Die Schützenlinie löst sich auf. Jeder einzelne strebt für sich vorwärts. In jähen, langen Sätzen, von Trichter zu Trichter, die die Mörser als Sprungstufen vor die feindliche Stellung gegraben. Rechts und links hämmern unsere überhöhend schießenden Maschinengewehre. Tack, tack, tack, tack, halten wie atemholend inne und rasseln wieder los.

Rechts ist die erste Sturmwelle jetzt im feindlichen Graben. Links vor uns hängt sie noch zurück. Die Reserven werden ihr nachgeschickt. Langsam arbeiten sie sich vor. Da bricht die linke Welle zusammen. Um sie staubt es auf. Die Kugeln stieben in Sandfontänen, als prassele ein Springbrunnen in glatten Wasserspiegel.

Da und da fallen die Leute. Die Vorwärtsbewegung stockt. Einzelne laufen zurück. — Ein neuer Versuch. Die Kugeln spritzen in der Flanke. Im Rücken?

Neues Feuer muß auf die französische Stellung. Keine Leitung geht mehr. Die letzte Leitungspatrouille kam nicht wieder. Eine neue wird abgeschickt. Eine andere zum Infanterieregiment. Die Regimentsreserve muß vor.

Fast gleichzeitig setzt das französische Sperrfeuer ein. Der Talgrund füllt sich mit Rauch und Feuer. Aus den Hängen sprießen Erdwolken.

Am Waldrand fangen wir die Zurückflutenden auf. Die

eigenen Maschinengewehre hätten ihnen in den Rücken geschossen. Wir beruhigen, sammeln — — —

Ich taumle. Ein wahnsinniges Krachen in den Ohren. Schwarzer Rauch wölkt riesenhoch zum Himmel. Das sind die Achtundzwanzig-Zentimeter. Unsere Stellung ist so weit vorgebogen. Sie stehen uns fast im Rücken.

Der Regen, der den ganzen Tag fein herniederrieselte, setzt stärker ein. Es dämmert. Um Gottes willen, was ist los? Woran lag es? Der Tag war ja schon gewonnen!

Da kommt der Führer der zurückgeschlagenen Kompagnie. Er wird Aufklärung bringen. Ein junger, schneidiger Mensch, zog los wie ein Sieger. Jetzt wankt er, bricht zusammen. Seine Augen sind irr. Der Atem geht in pfeifenden, keuchenden Stößen.

„Wasser!"

Nur ein Schluck Wein ist noch in der Feldflasche.

Wieder und wieder kracht es in der Nähe. Die Splitter spritzen herüber. Der Waldrand raucht.

Der junge Mensch liegt am Boden wie ein Tier, ringt keuchend nach Luft. Dazwischen abgerissene Worte:

„Es ... ging ... nicht, ... Ma ... schinengewehre ... im Rücken, in der Flanke, ... im ..."

„Unmöglich, unmöglich! Unsere Gewehre schossen ja gar nicht mehr."

Es ist gleich Nacht. Nur noch wenige Minuten Zeit. Die Leute müssen wieder vor. Und hier, hier ist erst recht die Hölle. Der Wald bricht und heult. Die engen Gräben sind vollgestopft. Einer preßt sich an den andern. Ich zittere. Jeden Augenblick kann eine schwere Granate mitten hinein fahren. Das kostet Dutzende, Dutzende mit einem Schlag.

Ich springe auf die Brustwehr, auf den höchsten Aufwurf. Es ist sinnlos. Aber es verfehlt doch seinen Eindruck

nicht. Es kann nicht so schlimm sein, wenn der Offizier da ganz offen und hochragend steht.

Die Bäume brechen.

„Vor, Leute, vor!"

Ein Offizierstellvertreter der Kompagnie, die den französischen Stützpunkt säubern sollte, kriecht heran, bricht in die Knie.

„Nicht durch den Laufgraben, nicht durch den Laufgraben — Jesus Maria — das Maschinengewehr — alle tot, alle tot!"

Endlich ist es aus dem Verstörten herausgebracht: Eine starke französische Besatzung hat sich im Innern des Werkes versteckt gehalten, die Sturmtruppen darüber hinfluten lassen und ist ihr dann mit Maschinengewehren in den Rücken gefallen. Sie liegen jetzt zwischen uns und den Tapferen vorne, die ausgeharrt haben, die teilweise schon in der feindlichen Stellung sind. Ein kleines Häuflein, das sich nicht lange wird halten können.

Mit ihren Maschinengewehren beherrschen sie jeden Weg. Und wir können sie nicht fassen. Keine Leitung geht. Unsere Artillerie liegt weit vor, hinter der Straße Haucourt—Esnes.

Ich springe an das Geschütz, rüttele verzweifelt an dem Verschluß. Munition liegt da, aber der Verschluß geht nicht auf. Es nützte ja auch kaum. Das Werk liegt versteckt im Grund, ist von hier nicht zu fassen. Aber wie soll man helfen! helfen!

Der Tag verglimmt. Die Nachtvögel heulen und krachen. Rotes Feuer flammt auf. Ein Volltreffer geht mitten vor den Geschützrand. Verwundete haben sich da eng zusammengedrängt. Die Splitter sprühen und spritzen. Schreien und Wimmern.

Die Brigadereserve trifft ein. Rasch ist der Führer unterwiesen. Was hier noch liegt, wird zusammengefaßt.

Nun offen vor, in breiter Front die Maschinengewehre gepackt.

Diese Nacht war die Hölle. Immer wieder zerriß die schwarze Finsternis im grauenhaften Flammenschein der krepierenden Granaten. Es goß in Strömen. Die zerschossenen Gräben wurden Brei und Schlamm, in dem die Toten und Verwundeten langsam versanken.

Einen Augenblick sah es so aus, als könne bei einem starken Gegenstoß nicht einmal der Waldrand gehalten werden. Auch von rechts kamen schlechte Nachrichten: Alle Maschinengewehre zerschossen, kein Flammenwerfer mehr ganz, die schon genommene Stellung mußte wieder preisgegeben werden.

Und dann wurde der Stützpunkt doch noch genommen. Um ein kleines früher versagten dem zähen Verteidiger die Nerven. Der französische Major, ein Kerl wie ein Bulle, gab sich mit dem Rest der Besatzung gefangen.

Aber dann ging es auch bei uns nicht weiter. Die befohlene Stellung war nicht mehr zu nehmen. Wir waren ja alle nicht mehr frisch. Schwere Wochen lagen schon hinter uns. Die Nerven konnten nicht mehr.

Diese Nacht war das Grauen. Die Leute lagen in Schlammlöchern, tot und stumpf, die Gewehre unbrauchbar durch den alles überziehenden Lehmbrei. Die Artillerie heulte und krachte die ganze Nacht. Die Toten lagen nackt in den Gräben, der Schlamm zog ihnen die Kleider vom Leibe. Man hörte nicht mehr das Krachen der Granaten, nicht mehr das Wimmern der Getroffenen. Es war ja alles gleich. So müde, so müde.

Das war ein Tag von vielen Tagen. Doch der Wald wurde gehalten, die Höhe genommen. Jetzt kann man ruhig davon reden, wie schwer und hart es war.

Maschine und Nerven

Der Kampf um Verdun

Es sind nicht mehr Armeen, die an einem bestimmten Teil der Front einander gegenüberstehen, nicht mehr Teile beider Heere, die sich eine Schlacht liefern. Volk steht gegen Volk. Brust an Brust.

Die Welt lauscht auf den Kanonendonner von Verdun. Bis weit hinein nach Deutschland hört ihr ihn. Aber wie der ferne Klang nur schwache Vorstellung von dem ununterbrochenen Rollen und Grollen zu geben vermag, unter dem hier Tag und Nacht und Nacht und Tag die Erde bebt, so kann auch jeder Bericht und jede Schilderung der Kämpfe kaum ein blasses Abbild dieses ungeheuerlichsten und gewaltigsten Geschehens der Weltgeschichte geben, das die Schlacht von Verdun heißt.

Wie ein Film, in dessen sinnverwirrend raschen Bilderfolgen alles zusammengedrängt ist, was menschliche Phantastik an Grauen und Schrecken nur ersinnen mag, sind diese letzten Tage und Wochen vor der Seele abgeschnurrt. Aber in allem Grauen und Schrecken haben sie das Größte und Herrlichste an Opfermut und Seelenstärke offenbart.

Darum ist es unwichtig und unwesentlich, ein genaues Bild der Kämpfe zu geben. Was sind Béthincourt, der Tote Mann, Vaux und der Wald von Avocourt! Namen, leere Namen! Sie sagen euch nichts! In den Berichten der Heeresverwaltung steht nichts von dem, was um diese Namen einen unvergänglichen Schimmer von Mut und Treue und Selbstaufopferung gewoben hat. Und die diese Tage miterlebt haben, sprechen nicht davon. So ungeheuer-

lich sind die Eindrücke, daß man schweigen möchte, schweigen und vergessen.

Aber die daheim sollen alles hören, alles. Keine Schilderung kann packend und lebenswahr genug sein, damit auch ihre Herzen ganz voll und stark von dem sind, das an der Front an Herrlichem und Großem sich offenbart.

Wofür kämpfen wir denn! Wofür liegen wir tagelang im Granatfeuer, schaudernd, frierend und dürstend zwischen Toten und Sterbenden in Schlamm und Wasser! Wofür grüßen wir stündlich den Tod, wenn nicht für euch daheim?

Ich sagte „wir", aber ich möchte nicht von mir sprechen. Was tat ich denn? Ich lebe noch, bin unverwundet. Und niemand gab, der nicht sein alles gab. Ich möchte für die Tausende und Millionen sprechen, die mit ihren Leibern Deutschlands Herd decken, die wortlos, ohne dies für etwas Besonderes zu halten, ohne Dank oder Anerkennung zu erwarten, ihre Pflicht, — nein hundertmal mehr als ihre Pflicht tun.

Sagt nicht „Helden" von ihnen. Das Wort ist abgegriffen. Und sie sind mehr als Helden. Der Held, der sein alles an eine kühne Tat setzt, kennt den Einsatz, aber kennt auch den Preis, der ihm winkt. Und der lockende Ruhm wiegt reichlich die Gefahr auf. Aber was winkt denen, die in diesem Kriege tausendfach stürmen und bluten, ohne daß ihr Name auf die Welt kommt, ja ohne daß er selbst über den kleinsten Kameradenkreis hinaus genannt wird? Manches schwache Männlein ist darunter, das im Frieden vor einem bissigen Hunde davonlief; und das liegt nun im wütendsten Granatfeuer im zerschossenen Graben, ohne zu mucksen, und springt auf das Signal ohne Zögern hinaus, ohne Zaudern, ohne Besinnen dem Tode entgegen.

Es ist etwas Wunderbares um den Geist an der Front! Um einen solchen Geist nach anderthalb Jahren Krieg!

Eine heilige Flamme brennt hier vor dem Feinde, von der alle voll sind. Mann wie Führer. Wie im Anfang des Krieges ist es. Als wären nicht lange Monate seitdem vergangen voll Blut und Qual, voll Schmerz und Enttäuschung.

Denkt an die Tage der Mobilmachung. Damals war alles heilig, rein und groß. Dann kam freilich der Alltag und mit ihm wieder Kleinlichkeit, Sorge und Eigennutz. Wie die Not und die Furcht nachließen, vergaßen wir den Krieg und das Hohe und Große, das er uns gebracht. Wie ein trüber Bach verschlammte der Alltag die reinen Empfindungen wieder, die der Kriegsausbruch bloßgelegt.

Nein, nein, das soll kein Vorwurf sein. Viel zu verstehend wird man hier draußen, als daß man nicht begreifen sollte, was so menschlich, so natürlich ist. Nur „wo der Tod am nächsten droht", da brennt diese reine, starke Flamme, da wird alles andere klein und unbedeutend vor der Heiligkeit des Todes.

Aber ein kleines Flämmchen kann man sich doch bewahren und mit hinüber retten in trübe Alltagszeiten. Darum möchte ich um Worte beten, die ein wirkliches Bild dieses heiligen Krieges geben, die eindringlich davon erzählen, wie vor Verduns Gräben Männer kämpfen und sterben. Ich möchte mein nacktes Herz auf die Straße werfen, damit die stutzen und nachdenklich werden, die sonst achtlos oder nörgelnd und zweifelnd ihres Weges gehen.

Sie sterben ja für euch! Täglich, stündlich. Seid stark! Hofft! Glaubt! — Noch immer ist ja Krieg. Noch immer sind wir in Not. Und es ist ein ebenbürtiger erbitterter Gegner, dem der letzte entscheidende Kampf gilt. Frankreich kämpft um seine Existenz. Und es ist nicht schwächer als wir: weder an Mannschaft noch an Geschützen oder Munition. Eines nur entscheidet: der Wille und die Nerven.

Jedes zweifelnde, herabsetzende Wort ist ein schleichendes Gift, das eine frohe, starke Hoffnung tötet und mehr schaden kann als tausend Feinde. Nur wenn wir tiefinnerst davon überzeugt sind, werden wir siegen. In diesem Ringen, wo die Zahlenverhältnisse und die technischen Mittel einander so gleich sind, ist die moralische Überlegenheit alles. Wir haben es mehr als einmal erlebt, daß der effektive Ausgang eines Gefechtes so unentschieden war, daß alles davon abhing, wer sich als Sieger fühlte und demgemäß handelte. Ein winziges Plus von Willen und Nerven ist es häufig, das die Entscheidung beeinflußt und die Wage sich zugunsten des Willensstärkeren senken läßt.

Und weiß Gott, es ist alles nötig, was nur in einem Menschen an Nerv' und Willen ist, um nur die Eindrücke zu ertragen, die hier auf einen einstürmen. Der Krieg, der während der Stellungskämpfe mancherorts glomm wie feuchtes Holz, brennt hier ab wie Zunder, mit einer Energie und einem Feuer, daß Divisionen nach Tagen und Stunden herausgezogen werden müssen, zermürbt, ausgebrannt zu Schlack' und Asche.

Der dies schreibt, hat den Krieg in zwei Weltteilen kennengelernt und in diesem Kriege auf allen Fronten gekämpft, aber eine solche Intensität des Kampfes wie hier vor Verdun ist unerhört und fast unvorstellbar. Kein Bild, kein Gleichnis kann einen Begriff von der Konzentration von Geschützen und Geschossen geben, mit denen beide Gegner gegeneinander wüten.

Ich sah Truppen, die in diesem Feuer Tage und Wochen aushielten, denen in exponierten Stellungen kaum Verpflegung vorgebracht werden konnte, denen die Kleider auf dem Leibe nicht trocken wurden und die dennoch, starrend vor Schmutz und Nässe, den Elan und die Frische zu neuen Stürmen hatten.

Wir glauben an den Sieg, Mann wie Führer. Wir glauben und vertrauen einander. Für kurze Augenblicke kann der einzelne, von übermächtigen Eindrücken überwältigt, vielleicht zweifelnd und kleinmütig werden, aber das Ganze darf nie wanken. Nur durch dieses unbedingte Vertrauen, das etwas von dem Glauben des Patienten an den Arzt haben muß, geben wir ja der Obersten Heeresleitung, auf der seit Kriegsbeginn die ständige Nervenanspannung übermenschlicher Verantwortung lastet, die Kraft und die Möglichkeit, durchzuhalten, ohne in ihren Entschlüssen wankend zu werden. — Wir werden siegen, weil wir müssen.

Das ist nicht vom warmen Ofen aus gesagt, von dem sich's so bequem über die Dauer des Krieges disputieren läßt.

Es gießt in Strömen, Hagelschloßen prasseln dazwischen. Da liegen sie nun in ihren frisch eroberten Stellungen, in flachen Gräben, die weder gegen das Unwetter noch gegen das feindliche Feuer Schutz bieten. Sie liegen Mann an Mann, die Toten neben den Lebenden, und halten noch, durchnäßt und erschöpft, die Wacht gegen den Feind.

Wir können es ihnen nie danken, nie vergelten. Wir können nur danach trachten, so rein und stark zu werden wie sie, die der Tod geheiligt hat. Sie gaben ihr alles. Wir wollen ihr Andenken nicht schänden, indem wir kleinmütig werden.

Taktik und Technik der modernen Schlacht

Die Taktik ist ewig und unveränderlich in ihren Grundsätzen. Das scheint paradox, wo dem Augenschein nach dieser Krieg alles Überlieferte geändert und von Grund aus neue Verhältnisse im Kriegswesen geschaffen hat. Allein es scheint

nur so. Im Grunde hat sich gar nicht so viel geändert. Nur die Dimensionen sind andere geworden; die Heere stehen anders in Raum und Zeit. Wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat, umzudenken, gewinnt man unschwer den Anschluß an die kriegsgeschichtliche taktische Entwicklung, ja, wenn man frühere Epochen mit der jetzigen vergleicht, wird man eines erstaunlichen Rhythmus der Entwicklung gewahr. Die gleichen taktischen Methoden, Angriffs- und Abwehrmaßnahmen folgen da einander in den Jahrhunderten, nur mit immer neuen, dem jeweiligen Stande der Technik entsprechenden technischen Mitteln. Dieser Rhythmus ist derart, daß man fast meint, man müßte aus der geschichtlichen Entwicklung die der nächsten Zukunft gemäßen Formen voraus bestimmen können. Jeder geniale Feldherr hat etwas von dieser Kombinationsgabe besessen, und Napoleon wie Friedrich der Große danken ihre ersten Erfolge den neuen taktischen Formen, mit denen sie ihre Gegner anpackten.

Von solchen Ausnahmen jedoch abgesehen, ist das Entwicklungsvermögen eines so komplizierten Organismus, wie es eine Heeresorganisation ist, doch ein derartiges, daß sich jede taktische Um- und Weiterbildung nur ganz allmählich und schrittweise vollzieht. Ist sie aber einmal Tatsache, dann ist die allgemeine Meinung nur allzu geneigt, sie nunmehr für unwandelbar und unveränderlich zu halten. So nimmt beispielsweise selbst ein Mann wie Naumann in seinem großzügigen Buche „Mitteleuropa" das „Schützengrabensystem" als etwas militärisch so Gegebenes, Feststehendes, daß er darauf grundlegende politische Folgerungen aufbaut, als ob nicht möglicherweise bereits in diesem Kriege Faktoren auftreten könnten, die den ganzen Schützengrabenkrieg, wenigstens in seinen jetzigen Formen, als überholt erscheinen lassen.

Augenblicklich steht allerdings der „Schützengrabenkrieg" auf seiner Höhe, und das Kampfgelände um Verdun ist die

Hochschule für seine modernsten Formen. Hier kämpfen auf beiden Seiten die besten Truppen mit den technisch vollkommensten Kampfmitteln. In welcher Weise sich dieser Kampf abspielt, ist für den Fernstehenden nur schwer verständlich, trotz aller Berichte und Schilderungen, die aus dem Felde in die Heimat gelangen. Am leichtesten ginge es noch, wenn man die bisherigen Kämpfe um die Festung in ihrer strategischen und taktischen Bedingtheit unter Angabe der eingesetzten Truppen, des Artillerieaufmarsches usw. entwickeln wollte. Allein abgesehen davon, daß dies lückenlos und fehlerlos nur wenigen Eingeweihten möglich wäre, verbietet es sich schon ganz von selbst mit Rücksicht auf den Feind. Will man daher über Lokal- und Detailschilderung hinaus ein Bild der Schlacht von Verdun geben, so bleibt nichts anderes übrig als eine allgemeine Darstellung, wie denn überhaupt ein moderner Angriff angesetzt und durchgeführt wird.

Das Charakteristische der modernen Schlacht sind nicht die eingesetzten Massen, sondern vielmehr die Auflösung dieser Massen in Raum und Zeit. Die Truppenformation, die ein Führer im Gefecht noch übersehen und nach eigenem Augenschein lenken kann, wird immer kleiner. Und ebenso dehnen sich die Gefechte zeitlich derart aus, daß ein Verfolgen in ihrer ganzen Dauer für den Führer unmöglich wird. Die Leitung der Schlacht durch den Armeeführer vom Feldherrnhügel aus war schon im mandschurischen Feldzuge eine Unmöglichkeit. Jetzt gilt das gleiche — seltene, besonders günstige Beobachtungsverhältnisse ausgenommen — auch für den Korps- und Divisionsführer. Selbst Brigaden, Regimenter und sogar Bataillone werden in der Regel nicht nach eigener Beobachtung, sondern von der Befehlsstelle aus auf Grund der einlaufenden Meldungen geführt.

An Stelle des Schlachtfeldes, das man nicht mehr übersehen kann, ist die Karte getreten; an Stelle der eigenen Beobachtung die Gefechtsmeldung. Von den Einwirkungen der Schlacht persönlich gar nicht oder fast gar nicht berührt, sitzt der höhere Führer auf seiner Befehlsstelle vor seiner Karte wie vor dem Schachbrett, und wie ein Schachspieler setzt er seine Figuren. Ein hohes Spiel: Menschenleben die Figuren, das Geschick von Ländern und Völkern der Einsatz! Was von ihm gefordert wird, ist nicht persönlicher Mut, sondern der Mut der Verantwortung, der auch in schwierigen Situationen die Nerven bewahrt und das der Lage Gemäße entschlossen wagt. Je weiter auf der militärischen Stufenleiter nach unten, desto mehr tritt dieser Mut der Verantwortung gegenüber dem persönlichen Mut zurück, bis schließlich beim Kompagnie- und noch mehr beim Zugführer fast alles von rücksichtsloser Tapferkeit und unbeschränkter persönlicher Aufopferungsfähigkeit abhängt.

Dieser komplizierte Befehlsmechanismus ist in erster Linie an dem langsamen Fortschreiten der Gefechtshandlung und der langen Dauer der modernen Schlacht schuld. Trotz des Telephons — dieses wird eben allzu oft abgeschossen — dauert es manchmal Stunden und halbe Tage, bis eine Meldung aus der vordersten Gefechtslinie die Division erreicht. Solange aber stockt das Vortragen des Gefechts; denn der Führer kann den nächsten Zug erst tun, wenn er Gewißheit darüber hat, daß der erste geglückt ist.

Nach der gleichen Richtung hin zielt die moderne Waffenwirkung und das indirekte Feuer der Artillerie. Die Intensität des Geschoßhagels ist eine derartige geworden, daß ein offenes Bewegen auf dem Gefechtsfelde unmöglich ist — ausgenommen den Sturm, eine Bewegung unter besonderen Bedingungen, nämlich unter dem Schutze einer übermächtigen eigenen Artillerie. Im übrigen operieren die

Gegner in und unter der Erde gegeneinander. Der Stellungskrieg ist die den technischen Mitteln unserer Zeit durchaus gemäße Form. Es ist eine in der Heimat weit verbreitete Anschauung, die man sonderbarerweise auch bei Militärkritikern findet, denen der moderne Krieg nicht aus eigener Anschauung bekannt ist, daß auf einen glücklichen Durchbruch durch sämtliche feindlichen Stellungen ein frisch-fröhlicher Bewegungskrieg folgen müsse. In diesem Sinne gibt es überhaupt keinen Bewegungskrieg mehr. Auch unsere Offensive gegen Rußland und Serbien im vergangenen Sommer und Herbst war nichts anderes als ein rasch fortschreitender Stellungskrieg, ein fortlaufender Angriff auf eine befestigte Feldstellung nach der anderen.

Im Osten und auf dem Balkan war — entsprechend der militärischen und technischen Unterlegenheit unserer dortigen Gegner — ein rasches Vortragen des Angriffes von Stellung zu Stellung möglich. Hier im Westen, einem absolut ebenbürtigen, gleichwertigen Feinde gegenüber geht es nur schrittweise, im langsamsten Tempo.

Die gleiche Erfahrung mußten die Franzosen bei ihren letzten Offensiven in der Champagne und im Artois machen. Sie hatten an einzelnen Stellen unser ganzes Verteidigungssystem, unter einem ungeheuren Menschen- und Munitionsaufwand, durchbrochen. In der Meinung, allen Widerstand zerstört zu haben, stellten sie sich unter reichlicher Heranziehung von Kavallerie zu einem großzügigen Vormarsch bereit. Er war nur kurz. Ein paar verdeckt aufgefahrene Batterien brachten ihn, kaum daß er begonnen, zum Stehen. Inzwischen hatten rasch herbeigeholte Reserven des Verteidigers Zeit, sich einzugraben und eine neue Linie zu ziehen. Infanterie ist eingegrabener Infanterie gegenüber machtlos. Ein neuer Artillerieaufmarsch muß beginnen. Bis er aber so weit war, war eine neue starke Stellung ent-

standen. Die deutsche Linie war lediglich eingedrückt, und in einer Reihe planmäßiger Gegenstöße wurde den Franzosen der errungene Vorteil langsam stückweise wieder entrissen.

Seit es Fernwaffen gibt, scheidet sich jede Gefechtshandlung in zwei Teile: den „Zerstörungsakt", der dazu dient, mit Hilfe der Fernwaffen die Widerstandskraft des Gegners materiell und moralisch zu zerstören, und den „Entscheidungsakt", der den Feind mit der blanken Waffe anpackt und die Entscheidung über den Besitz des Schlachtfeldes und damit über Sieg und Niederlage bringen soll. Somit ist der Pilenwurf der römischen Legionen von dem Trommelfeuer unserer Zeit nur graduell, nicht prinzipiell verschieden. Allein während die Römer, ohne vorher die Wurfwaffe zu entsenden, gleich zum Schwerte greifen konnten, wenn Friedrich der Große Ordre gab, sich nicht lange mit Schießen abzugeben, sondern nach einigen Salven „den Gegner mit dem Bajonett unter die Nase zu fahren", ja während sogar noch 1870 Infanteriestürme ohne Feuervorbereitung möglich waren, wäre heute auch nur der Versuch dazu ein unnützes Hinschlachten.

Diese überragende Bedeutung des Zerstörungsaktes ist im Verein mit der umständlichen, langsamen Befehlsgebung der bestimmende Faktor für Charakter und Dauer der modernen Schlacht. Da Maschinen- und Handgewehrfeuer gut eingegrabener Infanterie nichts anhaben kann, obliegt der Zerstörungsakt auf seiten des Angreifers lediglich der Artillerie. Der Aufmarsch der hierzu erforderlichen Zahl an Batterien aller Kaliber ist jedoch eine derart umständliche, komplizierte Sache, daß man die bis zur Feuerbereitschaft nötige Zeitspanne nicht nach Tagen, sondern nach Wochen zählen muß. Die Batterien müssen herangeführt und eingegraben werden. Beobachtungsstände sind zu

bauen, Leitungen zu legen. Für die schweren Kaliber müssen Bettungen vorbereitet werden. Und endlich erfordert das Heranschaffen und Bereitstellen der nötigen riesigen Munitionsmengen viel Zeit und Kraft.

Nur unter dem Schutze einer solchen sorgfältig bereitgestellten übermächtigen Artillerie ist eine Infanterieaktion möglich. Erst wenn die feindlichen Gräben eingetrommelt, die Maschinengewehrstände und Blockhäuser in der Hauptsache zerstört und die gegnerischen Batterien wenigstens nach Möglichkeit niedergehalten sind, kann die Sturmtruppe mit Aussicht auf Erfolg wagen, die Gräben zu verlassen und den Todesraum zwischen der eigenen und der fremden Stellung zu durchmessen.

Hieraus resultiert schon die unbedingt erforderliche engste Übereinstimmung von Artillerie- und Infanterieaktion. Die stürmende Infanterie kann nur so weit vor, als die eigene Artillerie sie deckt. Stößt sie auf neue, wenn auch noch so schwache Gräben, die von den eigenen Batterien noch nicht gefaßt sind, so bricht sich, einem zähen Gegner gegenüber, in den meisten Fällen ihr Elan, und der Angriff kommt zum Stehen.

Die modernen, technisch entwickeltsten Formen, unter denen sich jetzt der Krieg im Westen abspielt, engen jedoch die Freiheit der Infanterieaktion noch wesentlich mehr ein. Jedes Vortragen des Angriffs über eine breite, vorher nicht genau begrenzte Strecke, überhaupt jedes laufende Gefecht beruht auf der Sicherheit und Ungestörtheit der Telephonverbindungen. Nur mit Hilfe des Fernsprechers ist es möglich, die Reserven rechtzeitig entsprechend nachzudirigieren, und nur er allein vor allem ermöglicht ein dem Vorschreiten des Infanterieangriffes entsprechendes Vorverlegen des Artilleriefeuers. Denn die Batterien stehen ja sämtlich verdeckt, gleichsam blind, im Gelände. Ihre

Augen, die weit vorgeschobenen Beobachtungsstellen, geben ihnen Richtung und Entfernung durch den Draht. Wird dieser abgeschossen oder die Beobachtungsstelle erkannt und außer Gefecht gesetzt, so muß die Batterie schweigen, falls nicht für diesen Fall ein genaues Feuerprogramm ausgearbeitet und in der Batteriestellung schriftlich niedergelegt ist. Dieses führt eben wiederum zu einer weiteren Einengung der freien Beweglichkeit der Infanterie auf dem Gefechtsfelde. Will man nicht den ganzen Erfolg von dem Funktionieren oder Versagen der Leitungen abhängig machen und andererseits die beiden Klippen vermeiden, daß die Infanterie entweder in das eigene schwere Feuer hineinläuft oder im entscheidenden Augenblicke ohne Artillerieunterstützung bleibt, so müssen Infanterie- und Artillerieaktion in ein ganz bestimmtes, vorher in allen Einzelheiten festgelegtes Verhältnis zueinander gebracht werden.

Dadurch wird die Schlacht aus einem freien Wechselspiel der Kräfte zu einer programmatisch festgelegten Handlung. Der Angriff ist zu einem Theaterstück geworden, das man zwar bis in die kleinsten Kleinigkeiten vorbereitet, für das man aber keine Proben abhalten kann. Entweder es klappt alles, und dann wird man mit meist überraschend geringen eigenen Verlusten Erfolg haben. Oder eine Kleinigkeit wurde übersehen, ein neuer Faktor taucht auf, den man nicht in Rechnung gestellt hat, und dann ist die Wahrscheinlichkeit des Mißlingens sehr groß. Denn der Angriff schnurrt ab, in einer bestimmten Richtung, wie ein aufgezogenes Spielwerk. Vor Beginn des Spieles hatte der Führer alle Möglichkeiten und Freiheit, so oder so zu handeln, ist aber die Sache einmal im Gang, steht er ihr nur zu häufig machtlos wie der Zauberlehrling gegenüber. Bis er von der einen oder anderen unglücklichen Wendung erfährt, ist es zu spät, um einzugreifen. Und auch wenn dies nicht

der Fall sein sollte: die ganze Maschine ist viel zu kompliziert und schwerfällig, um ihr plötzlich einen anderen Kurs geben zu können.

Wie beim Angreifer so auch beim Verteidiger. Auch hier können Führer und Unterführer nicht erst im Falle eines feindlichen Angriffs ihre Direktiven geben. Greift der Gegner an, so muß jede Kompagnie, jede Batterie ihre genau bestimmten Aufgaben haben, an die sie sich schematisch hält, für den Fall, daß ihr keine Befehle mehr zugehen können. Aber da die Verteidigung im Detail nie so sorgfältig vorbereitet sein kann wie der Angriff, da der Verteidiger stets mit einer ganzen Reihe von Eventualitäten rechnen muß, so resultiert aus diesem Moment der Überraschung und des sorgfältigeren Schlachtplans ein sehr erheblicher Vorteil für den Angreifer, der einigermaßen die natürliche technische Überlegenheit der Verteidigung aufwiegt.

So steht die Sache in der Theorie. In Wirklichkeit jedoch ist alles möglich. Hier stehen Angriff und Verteidigung ja auch nicht streng geschieden einander gegenüber, sondern Angriff wechselt mit Gegenangriff. Verzweifelte Stürme, an deren Gelingen kaum einer glaubte, führen zum Ziel, und sorgfältig vorbereitete Offensiven, in deren vollen Erfolg keiner einen Zweifel setzte, zerschellen. Kühne Unterführer können ohne oder gegen Befehl neue, unerwartete Situationen schaffen, deren rasche Ausnützung durch die höhere Führung einen ungeahnten Erfolg bringt. In der Krise des Gefechts, nach gelungenem Angriff, wo der ganze Komplex der moralischen und psychologischen Momente voll zur Geltung kommt, können Überraschungen auftreten, die mit einem Male die ganze Lage wenden. Das sind Lagen, in denen dem Sieger der schon sichere Sieg entrissen wird, und der Besiegte, zu seiner eigenen größten Überraschung, sich plötzlich als Sieger sieht. Nichts gilt; alles

ist möglich; weder Regel noch Gesetz bestehen zu Recht. Kurz, es ist Krieg.

Aber der liebe Gott ist noch immer mit den starken Bataillonen. Und die starken Bataillone — das ist die todentschlossene ausdauernde Truppe, die lückenlose Organisation und die zielbewußte Führung.

Wir kennen unsere Soldaten. Der Feind selbst rühmt unsere Organisation. Und die Führung? — Genügt da nicht das eine Beispiel: Verdun? — Mit bewundernswerter Ruhe spielt sie ihr Spiel. Ohne sich irremachen zu lassen, verfolgt sie ihren Plan, setzt Figur nach Figur, tut Zug um Zug, bis zu dem letzten, dem entscheidenden: Schach dem König!

Das Herz des Krieges

Vor Verdun, Anfang Juni

In der Lache am Grunde des Geschoßtrichters vor unserem Unterstande lag die letzte Sonne wie ein blutiges, toderstarrtes Herz.

Ich stand hoch auf der Böschung des Grabens, der übersät war von blanken scharfen Eisensplittern, und sah hinunter in den Grund. Nebel woben trennende Schleier zwischen uns und dem Feind. Aus der verdämmernden Ferne kamen die letzten Granaten des Abendsegens und verpufften hinter dem Graben wie leeres Feuerwerk. Sie rührten nicht an das Herz.

Hinter Montfaucon riß der Himmel, und das überirdische letzte Leuchten des Abends glänzte auf der zerrissenen wunden Scholle. Ich stand und starrte auf den kreisrunden Fleck, suchte in der Erinnerung und tauchte unter in der roten Flut...

Solch roter Schein lag über jener Nacht im Walde. Das Unwetter und die Granaten rasten, miteinander wetteifernd,

durch die brechenden Bäume. Das Wasser stürzte unaufhaltsam vom Himmel. In den Gräben irrten im Kreis die Menschen wie verstörte Tiere: Infanterie, Pioniere, gefangene Franzosen. So viele Gefangene waren darunter, aufgelöst mitten unter uns. Aber keiner dachte daran, daß das Feinde seien, und von ihnen dachte wohl auch keiner an Flucht oder Widerstand. Da waren nur Menschen, Menschen, die vor dem Tode Schutz suchten.

Draußen mähte mit flammender Sense der Tod den Wald. In dem Schlamm der Gräben aber langte er von unten mit nassen Armen nach den Wankenden.

In den engen Erdrinnen schieben sich die Reihen aneinander vorbei, durcheinander. Fragen, Rufen, Schreien. Wer findet auch den Weg in dieser höllenfinsteren Nacht, in diesem irrsinnigen Gewirr von Gräben! Ein Schieben im Kreis, ein Wanken, Stolpern, Fallen, Wiederaufraffen. Von unten langte der Schlamm herauf, zieht und zerrt an Stiefeln und Kleidern. Die Stiefel bleiben stecken, die Gamaschen lösen sich.

Niemand findet heraus aus dieser Höllennacht, nie nimmt sie ein Ende. Mancher bricht zusammen. Drückt sich gegen die Grabenwand, höhlt dort in Erde und Schlamm eine Burg gegen den Tod.

Tote liegen auf dem Wege. Tote, Sterbende, Erschöpfte. Und wenn wieder und wieder die Finsternis für Sekunden aufflammte — war's von Blitzen, waren es die zerspringenden Granaten? —, so lag über dem schaurigen Schlammbrei und den totenblassen Gesichtern jener fahle blutrote Schein. —

Nein, das trübe rote Licht im Unterstande war es. Ich lag auf der Pritsche des Regimentskommandeurs, naß und zitternd. Unter mir stöhnte der Adjutant des einen Bataillons. Sein Kommandeur war von einem Blindgänger getroffen, der den Unterstand durchschlug und dem auf

seinem Lager Liegenden mitten durch den Leib fuhr. Der Adjutant war dabei gestanden. Dann brachte man ihn hierher. Seit achtundvierzig Stunden ist er noch nicht wieder zu klarem Verstand gekommen.

Die Kerzenflamme zittert in der Zugluft. Ein Kommen und Gehen. Ordonnanzen, Meldegänger, Gefangene, Verwundete. Alles Elend und Unglück dieser Nacht fließt hier wie in einem Sammelbecken zusammen, konzentriert sich wie in einem Brennpunkt.

Der Hauptmann der einen zurückgeschlagenen Kompagnie steht in der Tür: die Uniform zerrissen, über und über beschmutzt, halb nackt, den linken Arm in der Schlinge. Er kann kaum sprechen.

„Da?" — Er zuckt mit den Augen nach links. — „Die kleine Wunde? Nur den Ellenbogen zerschossen. — Nein, aber meine Kompagnie, meine arme Kompagnie. Sie liegt vorn im Drahtverhau. Ich kann die Schwerverwundeten nicht zurückbringen."

Der Oberst geht mit schweren Schritten auf und ab. Der Kopf sinkt ihm tief auf die Brust. Sein Haar ist schneeweiß.

Die nassen Kleider klebten am Körper. Die Kälte kroch bis ans Herz. Der Oberst stand auf und gab mir seinen Pelz. Ich kauerte mich eng unter das weiche, warme Fell.

Die Nacht nahm kein Ende. Jetzt kam das Feuer wieder näher an den Unterstand heran. Ein Volltreffer schlug in die Sandsackdeckung, welche die Pioniere erst am Tag vorher vor den Eingang gebaut hatten.

Ich wurde nicht warm trotz des Pelzes. Das Herz wollte nicht mehr. Es schlug in heftigen, unregelmäßigen Stößen, als wollte es jeden Augenblick aussetzen. Bei jedem krachenden Einschlag zuckte und flackerte es in wildem Schmerz.

Warum muß das alles sein? Ich kann die nicht vergessen, die draußen liegen blieben, gerade die Tapfersten, die Besten.

Die Besten sind tot. — Wo ist da der Sinn, wenn das, was tapfer und edel und gut ist, sich opfert und zugrundegeht, und das Schwache und Feige, das an Herz und Körper Verkümmerte sich schont und erhält? —

Die Einschläge werden immer heftiger. Wir liegen in dem eroberten Lager, und die französischen schweren Batterien haben angefangen, einen Unterstand nach dem andern, deren Lage sie ja genau kennen, systematisch zusammenzuschießen. Pioniere kommen zu uns gelaufen. Drei Unterstände sind bereits zerstört. Aber wo sollen wir hin? Draußen ist der Tod wie hier.

Der Oberst ist aufgestanden und hat die Gasmaske umgehängt. Der Stollen hat nur einen Ausgang. Ich kann nicht. Mir ist alles gleich. Wenn nur das Herz ruhig sein wollte.

Der Oberst sitzt am Tisch und schreibt, füllt Bogen um Bogen. Auf seinem Herzen lastet ein jeder einzelne Mann seines Regimentes, der heute fiel. Ja, er und ich und alle draußen, es ist doch ein Band, das alle umschlingt. Wir sind eins mit denen, die fielen. Ihr Blut lebt in uns fort.

Den ganzen Vormittag über lag ich neben dem Verwundeten, den ich verbunden, im Granatfeuer. Er hatte ein Sprengstück in der Stirn, und das Blut mußte wohl nach innen fließen; denn die geschlossenen Augenlider füllten sich mit Blut. Sein Gesicht schwoll blaurot an. Aus dem Munde trat blutiger Schaum ...

Da liegt sein Haupt vor mir, in der Lache, in die ich starre, in der die Sonne ertrank, ein blutiger Klumpen.

Das Rot steigt und steigt, erreicht den Rand des Trichters und fließt über die Erde. Nun rührt es an den Horizont, und der Himmel loht ...

Der Flammenschein spiegelt in den Fenstern des Autos, das den Berg von Montfaucon hinanrast. Wie komme ich

in den Wagen? — Ich sehe das Gesicht des Arztes wieder über mir und fühle seine Hand auf dem Herzen.

„Nervenschock!" — Etwas Spitzes sticht in den Arm, da wird das Herz ganz ruhig.

Die Ruinen von Montfaucon lohen. Da ist wieder das grauenhafte Rot, das den ganzen Himmel überzieht. Ich weiß jetzt, es ist der Widerschein des allnächtlichen schweren Feuers. — Nur fort, fort, hinaus aus dieser Hölle. In mir ist mit einem Male nichts als jagende Angst.

Der Wagen hält vor dem Feldlazarett. Der Motor zuckt in zitternden Stößen. Viele Wagen stauen sich hier, rote Kreuze auf den weißen Wänden. Innen ist alles voll von Tragen mit blassen Männern darauf. Schweiß und Blut. Stöhnen und Wimmern. Im nächsten Raume auf dem Boden durchblutete Verbände, Ärzte in weißen Kitteln um nackte, blutrünstige Körper.

Ich mache kehrt. Diese Blutenden gehen vor. Die Ärzte haben Wichtigeres zu tun. Und mit einem Male ist alle Schwäche fort, alle Schwäche und alle Furcht. Es war ja nur solch unsinniges Sehnen nach daheim. — Unser Platz ist vorn, nicht aus äußerem Muß, sondern weil man gar nicht anders kann. Es ist, als könne man nirgends anders atmen und leben als in der Front, solange die Kanonen noch donnern, solange das Schwert nicht wieder in der Scheide geborgen ist ...

Ich stehe und starre in die Lache auf dem Trichtergrund. Das Rot ist fort. Statt seiner füllt tiefes Blau den zackigen Krater. Man sieht hinunter wie in einen Märchenbrunnen, auf dessen Boden alle Geheimnisse ruhen. In mir ist Frieden und tiefes, tiefinnerlichstes Glück.

Wer durch Blut und Grauen geschritten und die Furcht überwunden, der blickt ruhigen Auges dem Kriege ins Herz. Da ist nicht Grauen noch Schrecken, sondern nichts als

erhabene Größe. Wohin sollten wir fliehen vor Not und Schmerz, da doch Not und Schmerz in uns wohnen? Wo könnten wir uns bergen vor dem Tod, da doch der Tod in unserem Herzen? Beide, der Tod und das Leben. Wir haben die Wahl. Wer sein Leben willig darbrachte, der gewann es.

Man kann es nicht mit Worten sagen, und wer es nicht erfühlt, der wird es nie verstehen. Aber sorgt nicht um uns, die wir am Feinde liegen. Wir haben das Leben. Wenn auch mancher es erst gewann brechenden Auges und mit dem letzten Atemzuge.

Schöpfung sind wir und Schöpfer in einem. Nichts ist, als was in unserem Herzen lebt! Tod, wo ist dein Stachel?

Das satte Blau füllt jetzt den ganzen Raum. Tiefblaue Nacht, am Himmel tausend Sterne, und darunter tausend Herzen im gleichen starken Schlag.

Ich stehe hoch auf dem Wall und schaue in die Nacht. Mir ist, als verwüchsen meine Füße mit der Erde und löste sich mein Körper in der lauen Luft. Und nur ein Herz schlägt im Himmel wie auf der Erde, das gleiche wie in der eigenen Brust.

Geborgen in der Alleinheit. Eingegangen zum Vater.

Die folgenden Seiten empfehlen
wir der besonderen Beachtung!

Wir Marokko-Deutschen in der Gewalt der Franzosen

von

Gustav Fock

Der Verfasser dieser Schrift ist der ehemalige deutsche Vizekonsul in Rabat, der Hauptstadt Marokkos. Am 6. August 1914 ist er auf Befehl des Generals Lehantey verhaftet und in Ketten nach Casablanca transportiert worden. Er berichtet über den Tag von Oran, an dem der Zug der „Boches“ mitten durch die Spelunkengassen der algerischen Hafenstadt geführt wurde und der beutegierige Pöbel mit Fäusten, Steinen und Flaschen, die Soldateska mit den Bajonetten über die Wehrlosen herfiel. Im Lager von Sebdou hat er mit Hunderten von deutschen Männern und Frauen Zwangsarbeit getan, er schildert die demütigende Fron, die geheime, brutale Henkerjustiz, die im Laufe der Monate ihre Schar verringerte. Durch abenteuerliche Flucht konnte er sich mit zwei anderen Deutschen auf spanisches Gebiet retten. Unter den Dokumenten der Kriegszeit ist dieses Buch eines der stärksten und erschütterndsten.

Preis 1 Mark

Ullstein-Kriegsbücher


Princeton University Library
32101 074205137